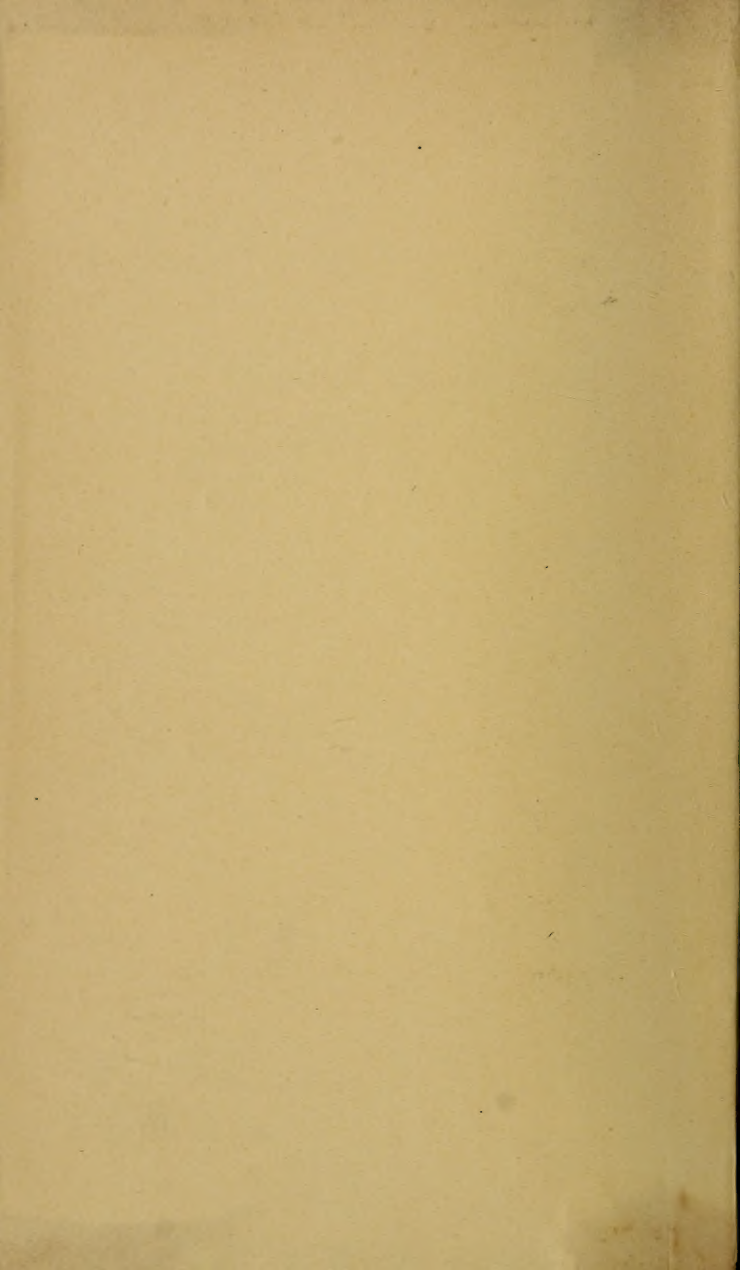
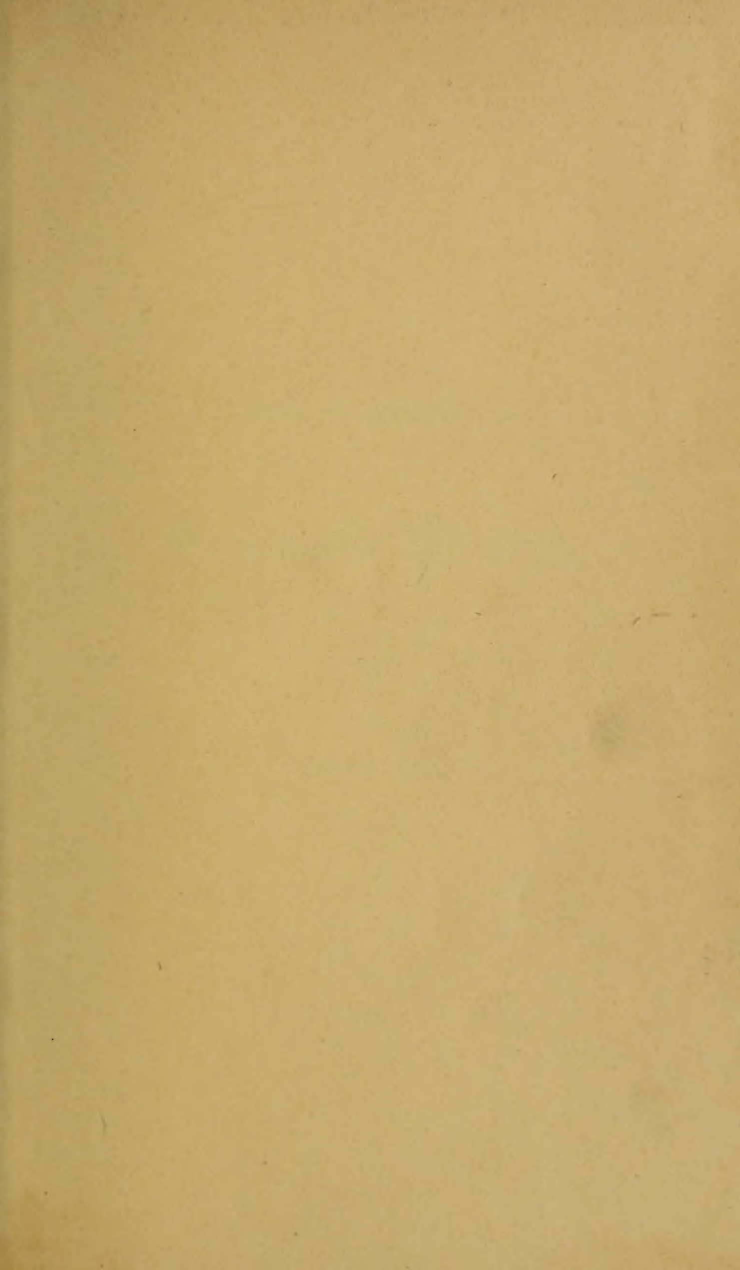


3 1761 08111976 0
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Siebenter Band.

Friedrich Bodenstedt's

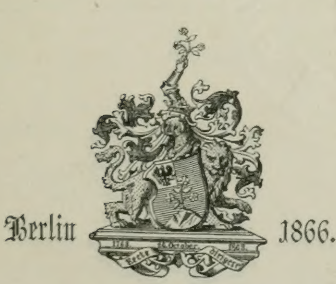
Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Siebenter Band.



Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Russische Dichter.

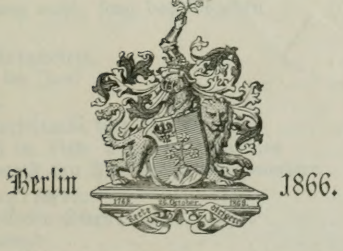
Deutsch von

Friedrich Bodenstedt.

III.

Michaïl Lermontoff, Kolzoff und Andere.

Vierter Band.

Berlin  1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Ismaïl Bey.

Eine morgenländische Sage von M. Lermontoff.

In drei Theilen.



Erster Theil.

Ismaïl Bey.

Aufs Neu der Brust, die leblos lang,
Ist die Begeisterung erschienen,
Den Gram, der Leidenschaft Ruinen,
Mir umzuwandeln in Gesang.
Dem Paradiesesvogel gleich'
Ich, der im fremden Steppenland,
Wohin das Unglück ihn verbannt,
Sich einsam wiegt auf dürrem Zweig —
Hell glänzt sein himmelblau Gefieder;
Ob Stürme heulen, Schnee die Flur
Bedeckt: ihn stört es nicht — und nur
Vom Süden singen seine Lieder.

I.

Du greiser Kaukasus, ich grüße dich!
In deinem Reich kein fremder Gast bin ich:
Hast mich schon früh, in meiner Jugendzeit,
Gewöhnt an deine Bergeseinsamkeit.
Und oft seitdem durchzogen meine Träume
Mit dir des Ostens sonnenhelle Räume.
O, freies Bergland! rauh bist du, doch schön!
Altären gleich sind deine steilen Höhn,
Wenn Abends fernher Wolken zu dir fliegen,
Bald, blauem Dampf gleich, deine Höhn umschmiegen,
Bald, schwanken Federn gleich, auf dir sich wiegen,
Bald, Schatten gleich, an dir vorüberschweben,
Bald graunvoll, wie Gespenster, sich erheben,
(Die man im Traumgesicht zu sehen meint) —
Und nur der Mond vom blauen Himmel scheint.

II.

Wie liebt' ich, Berge, eure wilde Schöne,
Die kriegerischen Sitten eurer Söhne,
Des Himmels über euch durchsicht'ge Bläue,
Der Stürme graus Geheul, das immer neue,
Wenn's von den Höhen, aus den Schluchten tief,

Wie eine Stimme zu der andern rief
Gleichwie Ablösungsrufe nächt'ger Wachen.
. . . .*)
. . . .
. . . .
. . . .
Und Abends oft sah ich am Himmelsdach
Dem Ziehn der regenschwangern Wolken nach —
Hier: hell umsäumt und rosig angehaucht
Ziehn sie einher — dort: dunkel, riesiggroß
Steigt's wie ein Zauberschloß aus ihrem Schoß . . .
Da fährt ein jäher Windstoß auf, und wild
Zerstört er, schneller als es aufgetaucht,
Das wundersame, luftige Gebild,
Das, aus der Nacht erzeugt — in Nacht entweicht.
(Gleichwie zerstörend Kettenklirren bricht
Durch des Gefangnen nächtlich Traumgesicht,
Das ihm der Heimatfluren Bild gezeigt)
Indessen, weißer als die Gletscher, flieht
Gen Westen hoch ein Wölkchen nach dem andern. —
Ihr heller, leichtbeschwingter Reigen zieht
Die Abendröthe mit im luft'gen Wandern,
So leicht, so sorglos schweben sie einher,
Als ob ihr kurzes Sein ein ew'ges wär! . .

---

*) Alle wie hier mit Punkten ausgefüllten Stellen sind von der Russischen Censur gestrichen.

III.

Wild sind die Stämme jener wilden Schluchten,

. . . .

Im Kampf, zum Kampfe, wachsen sie heran,
Kämpfend beginnt das Kind, endet der Mann.
Der »Russe« ist des Kampfes Losungswort,
Die Mutter schreckt damit ihr Kindlein dort;
Verzeihung kennt selbst nicht das Kind, das schwache,
Treu ist die Freundschaft, treuer noch die Rache.
Kein Blut fließt dort, das ungerochen bliebe,
Doch maßlos wie der Haß ist auch die Liebe.

IV.

Graunvoll sind ihre Sagen. Ein Tschetschén,
Den durch's Gebirg ich mir zum Führer wählte,
Ein alter Insaß des Kasbék, erzählte
Mir eine solche Stammesmär' im Gehn.
Er pries die Vorzeit, führte mich des Wegs
Zu dem berühmten Steine Roslam-Begs,
Der hoch den krummen Fußpfad überdeckt,
So schwebend, ohne Stützen hingestreckt,
Als ob die Luft ihn trüge. — Moos und Gras
Umgrünt ihn üppig, und in seinem Schatten,
Gleichwie in einem Tempelheiligthume,
Wächst hoch und lieblich die Erinnrungsblume. —
Sie blüht und duftet, hat nicht Sorge, daß
Der Stein herabstürzt auf die grünen Matten.

Unter dem alten, moosbewachs'nen Stein
Einstmals saß der Tschetschén mit mir allein,
Felsgrau umkräuselte der Bart sein Kinn,
In stillem Sinnen schaut' er vor sich hin . . .
Vielleicht für seine Heimat betet er —
Ich fremder Pilger wagte nicht zu sprechen —
Stumm wie der Greis ragt das Gebirg umher —
Das Schweigen wagt' ich nicht zu unterbrechen.

V.

Bald wild, bald traurig klang, was er erzählt.
Ich hab's zum Inhalt dieses Lieds gewählt.
Mag es auch seltsam Euch im Norden klingen,
Wie ich's gehört, so will ich's wiedersingen.
Ich mag es als Geheimniß nicht bewahren
In meiner Brust, ich muß es offenbaren.
Nicht um die Gunst der Menge zu erstreben
Sing ich mein Lied — denn kein Verlangen hegt
Nach solchem Kranz, wer Stolz im Busen trägt:
Gesang und Liebe sind des Dichters Leben,
Das ohne diese grau und öde ganz,
Wie nächt'ger Himmel ohne Sternenglanz.

VI.

»Wo tief zu Thale, zwischen Kieseln,
Podkumoks reine Wasser rieseln,
Wo hinterm Maschuk[1]) aufersteht
Der Tag, beim Beschtau[2]) untergeht
Unfern den fremden Steppenlanden
Einst blühende Aoule standen,
Durch keinen Streit und Haß entzweit.
In jedem Haus der Wandrer fand
Ein schützend Dach und gastlich Mahl —
Noch frei und glücklich dazumal
War der Tscherkeß im eignen Land.
Berühmt durch ihre Schönheit waren
Des Landes Töchter weit und breit,
Und Greise übten, hocherfahren,
Das Richtamt bei der Jugend Streit.
Von Lust erklang der Barden Sang
Durch's Land: Sie kannten dazumal
Noch nicht der Russen Gold und Stahl!

VII.

Nie ganz treu ist das Glück im Bunde,
Es kommt und geht wie Tag und Stunde.
Einstmals, — schon war der Tag vollbracht,
Dicht sah man rings die Nebel schweben,
Nacht ward's, doch sollte diese Nacht
Den Menschen keine Ruhe geben.
Die Heerden bang die Erde scharrten,
Die hohen schweren Arbas [3]) knarrten,
Die Burka [4]) umgethan, die warme,
Saßen die Männer stumm zu Pferde,
Geschäftig die Pistolen ladend —
Und jede Mutter hielt im Arme
Ihr zitternd Kind, mit Angstgeberde
Sich und ihr Kind in Thränen badend —
Was man nicht mitnahm aus dem Land,
Ward aufgethürmt und dann verbrannt.
Die nächste Morgensonne zeigte
Davon noch Asche, Trümmer nur,
Und als der Wind den Nebel scheuchte,
Den dicken, von der feuchten Flur,
Sah man rings um die Berge her
Nur wüste Häuser, wüstes Land,
Drauf einen Rest von Feuerbrand,
Und frische Räderspur — nichts mehr.

VIII.

Doch was hat diesen Stamm versucht,
Fort aus der Väter Haus zu ziehn,
Und nächtlich, in freiwillger Flucht,
In fremde Wüstenei zu fliehn?
Hat Muhammed ihm vorgeschrieben
Sein Schicksal, und den Stamm vertrieben?
Nein! eine andre Unglückshand
Vertrieb den Stamm aus seinem Land:
Ein fremdes Kriegsheer zog heran,
An Macht und Stärke unermeßlich,
Und machte Alles unterthan
Auf seinem Weg, und hauste gräßlich.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

IX.

Und Jahre kommen, Jahre ziehn,
Fünf Jahre schon sah man entfliehn,
Und an dem feindlichen Geschlecht
War noch die Unbill nicht gerächt.
Im Hochland ließ nach langem Lauf
Der flüchtige Tscherkeß sich nieder,
Und baute neue Hütten auf,
(Davon schon lang die Spuren wieder
Verschwunden). Nur an Kampf und Streit
Dachte das Volk zu jener Zeit,
Und Alt und Jung nach Rache dürsten.

Roslam-Beg hatte mit den Fürsten
Und ihren kriegerischen Horden
Schon gegen den verhaßten Feind
Zu offnem Kampfe sich vereint,
Und harrte an des Kuban Borden.

X.

Im Herbst des Jahrs, in früher Stund,
Zwischen dem Eisenberge[5]) und
Dem Schlangenberge,[6]) wo inmitten
Des Krauts, im dicht bewachs'nen Raum
Der schmale Weg bemerkbar kaum,
Ein Reiter kam des Wegs geritten.
Zur Rechten und zur Linken, neben
Dem Weg — und kaum dadurch geschieden —
Zerborstne Trümmer sich erheben,
Wie Reste hoher Pyramiden.
Und wie die Blicke weiter wandern,
Drängen, einander überstreckend,
Gewaltge Berge sich hervor —
Doch steigt als König aller andern,
Durch seine Höhe fast erschreckend,
Der Beschtau in die Luft empor.
Er strahlt im Glanz des reinsten Blau's,
Und lichte Nebelstreifen schweben
Um seine Schultern her, daraus
Fünf weiße Häupter sich erheben.

XI.

Noch hatte von den Wiesen nicht
Den Thau geküßt das Morgenlicht,
Und aus den schlängelnd wilden Reben,
Die den Granitfels hier umgeben,
Noch Silberregen niederträufte,
Sobald der Reiter daran streifte.
Doch plötzlich seinen kleinen, zähen
Bergrappen hielt der Reiter an,
Und scharf umher zu schaun begann
Als wollt' er Jemand fern erspähen.
Bald lockert er des Pferdes Zügel,
Stellt sich bald aufrecht in den Bügel,
Sein Auge späht, die Glieder zittern
Vor Ingrimm, nichts kann er erwittern . . .
Im Zorne springt er ab vom Pferde
Und hält sein Ohr zur feuchten Erde,
Doch mag er noch so emsig lauschen,
Nichts hört er, als der Büsche Rauschen.
Stumm war es, öde ringsumher;
Sein Blick ward trüb, sein Herz ward schwer.
Er fluchte seinem Mißgeschick . . .
Gern hätt' er zu der Zeit sein Leben,
Die ganze Welt dahingegeben
Für einer nahen Hütte Dampf,
Für naher Pferde Hufgestampf.

XII.

Wer ist der Mann? Ein Russe? — Nein!
Ein Waffenrock von fremder Art
Hüllt seine schlanken Glieder ein,
Und eine Mütze, langbehaart,
Bedeckt den Kopf — im Gürtel trägt
Er, schwarz und golden ausgelegt,
Dolch und Pistolen — an der Seite
Sein Degen hängt, der scharfe, breite —
Am Riemen, überm Rücken quer,
Trägt er sein filzumhüllt Gewehr.
Wehr und Gewand sind ganz bestellt
Wie sich die Bergkosaken kleiden;
Doch hat kein Andrer solch Geschick,
Und wie er sich im Sattel hält,
Kann man ihn auf den ersten Blick,
Leicht von Kosaken unterscheiden:
's ist kein Kosak — 's ist ein Tscherkeß!

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Ein Mann, von Haltung stolz und prächtig,
Jung, aber wie ein Greis bedächtig.
Kein Jugenddrang nach Spiel und Lust
Schwillt diese breite Mannesbrust.
Was will er? wer hat ihn gesandt,
In dieses unruhvolle Land?

———

XIII.

Sein Auge kalt verdeckt, was heiß
Und stürmisch seine Brust erfüllt,
Wie wenn das erste dünne Eis
Des Meeres dunkeln Schlund verhüllt
Bis zu den nächsten Sturmesschauern . . .
Furchtbare Leidenschaft versteckt
In dieser jungen Brust sich tief,
(Wie Löwen in der Höhle lauern,
Bis sie ihr Opferthier entdeckt
Und wild erwacht, was scheinbar schlief.)
Schien wie ein Stein sein Herz zu sein:
Der Stahl lockt Funken aus dem Stein!

XIV.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

XV.

. . . .
. . . .
. . . .

XVI.

. . . .
. . . .
. . . .

XVII.

Wohin mag der Tscherkeß wohl eilen?
Und sucht er nirgends Ruh und Rast?
Er will nicht rasten, will nicht weilen,
Er reitet fort in stürmscher Hast.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Er treibt sein zähes Roß und schlägt es,
Als ob nur wilde Flucht ihn rette;
Schnell wie der Wind der Steppe, trägt es
Ihn fort — die Nüster schnaubt und schäumt,
Das Auge glänzt im stürmschen Lauf.
Bald steigt die vielgespaltne Kette
Des Hochgebirges vor ihm auf,
Endlos — von Schnee und Grün umsäumt.
Und über alle Berge hoch
Der Elborus zum Himmel steigt,
Sein Doppelhaupt von Schnee gebleicht.
Der Reiter ruft: »Ein Stündchen noch
Geduld, dann hab' ich ihn erreicht!«

XVIII.

Vor ihm erheben sich die nackten
Felswände, schauerlich, doch schön —
Bald hell und glatt vom Fuß bis Oben,
Bald schwarz, in Formen, rauhgezackten,
Seltsam zerklüftet und verschoben,
Bald licht verschwimmend in den Höhn ...
Schon längst verfloß die erste Stunde,
Noch ist der Reiter nicht am Ziel;
Die Berge schimmern in der Runde
In wechselvollem Farbenspiel.
Vor Zorn der Reiter selbst erbleicht,
Wie ferner stets das Ziel sich zeigt.
Das müde Pferd kann kaum noch weiter;
Nah ist's vor Sonnenuntergang,
Schon bläst der Abendwind dem Reiter
Kalt in's Gesicht — am Bergeshang
Wird's dunkler, nur die Kuppen glimmen
Und roth im Abendroth verschwimmen —
Den Schattberg [7]) kann er mit den beiden
Schneekuppen nicht mehr unterscheiden.

XIX.

Doch unaufhaltsam weiter steigt
Er auf, ob's rund auch schauerlich,
Hat bald der Berge Rand erreicht,
Wo zwischen hohen Kuppen sich
Der Weg verliert, Gestrüpp-durchschlungen —

Und, ob von Schaum bis an die Ohren
Bedeckt, hier athmet wieder leicht
Sein müdes Roß; der Reiter streicht
Das treue Thier — und ganz verloren
In alter Zeit Erinnerungen,
Blickt der Tscherkeß umher im Land,
Aus frührer Zeit ihm wohlbekannt.
Sein Auge wird von Thränen naß,
Und auf ein Kurzes flieht der Haß
Der schwer auf seinem Herzen drückt,
Der Kindheit Zauberbilde weicht er,
Das vor ihm aufsteigt, ihn beglückt —
Sein Auge strahlt, sein Herz wird leichter;
So freundlich schaut er rings darein,
In der Erinnerung verloren,
Als sei er stolz, Tscherkeß zu sein;
Stolz auch, daß ihn dies Land geboren,
Der unbeugsamen Felsen einen —
Und wie die Jugendzeit in reinen
Gebilden ihm vorüber gleitet,
Vergißt er Alles, was das Leben
Ihm Trübes, Schreckliches bereitet,
Vergißt er auch sein dunkles Streben,
Vergißt die Freunde, wie die Feinde,
Ein Herrscher dünkt er sich der Welt,
Die Liebes, Schönes nur enthält.
Er gleicht der jungen, frohen Braut,
Die ihren Liebsten wiederschaut,
Und glaubt, daß sie die ganze Welt
Mit ihm in ihren Armen hält.

———

XX.

Im Glanz der Abendröthe streben
Hochauf die Kuppen steil und kahl,
Bergab die grauen Nebel schweben
Hinunter in das enge Thal.
Und tiefes Schweigen herrscht — kein Schall
Ertönt, als Roßhufwiederhall.
Ein feiner Duft zieht durch die Luft;
Die halbverblühten Blumen schließen
Die Kelche zu, um nächtge Ruh,
Wenn auch bewußtlos, zu genießen . . .
Schon ist, bei hellem Sternenschein
Der Abend ganz hereingebrochen;
Aus tiefzerklüftetem Gestein
Kommt eine Schlange angekrochen.
Sie spielt und hebt sich — bleibt dann träge
Sich krümmend, liegen auf dem Wege.
Hell glitzert in der Sterne Strahl,
Wie sich die Schlange krümmt und windet,
Die bunte, glatte Ringelhaut,
Gleichwie die Klinge eines Dolches,
Oder ein Panzerhemd von Stahl,
(Wie nach der Schlacht man oft noch solches
Verloren auf der Wahlstatt findet)
Beim Schein des Mondes angeschaut.

— — — — —

XXI.

Spät ist's zur Nacht; der Reitersmann
Thut seine breite Burka an.
Dort, wo das Baumgestrüppe dicht
Den Weg versperrt, bäumt sich das Pferd,
Und schnaubt und tobt, und will nicht weiter.
Schnell aus dem Sattel springt der Reiter,
Und wie er sich zur Seite kehrt,
Sieht er mit staunendem Gesicht
Zu Füßen einen Abgrund gähnen,
Darin ein Gießbach brausend schäumt —
Das war's, warum das Pferd gebäumt
Und bang gesträubt die schwarzen Mähnen.
Und zweifelnd stand der Reiter lange
Am abgrundtiefen Felsenhange,
Und wußte nicht mehr ein, noch aus —
Da plötzlich, fern im nächtgen Graus
Entdeckt er eines Lichtes Schimmer,
Das, wie er ausspäht, näher immer
Zu kommen scheint — auf's Neue schwingt
Er sich auf's Pferd, und ohne Ruh
Treibt er das Thier der Gegend zu,
Woher das Licht ihm flackernd winkt.

XXII.

Bald sollt' er nun am Ziele sein
Und finden was er lang gesucht —
Es war kein trügerischer Schein,
Der ihn gelockt in jene Schlucht.

Durch einen Hügel halb versteckt,
Zwei weiße Häuschen sieht der Reiter,
Das platte Dach hoch überdeckt
Mit dicken Bündeln Stroh und Kräuter.
Der kalte Herbstwind pfeift und singt,
Spielt mit den Halmen, mit den Stengeln,
Die rings vom Dache niederschlängeln.
Ein breiter Hof das Haus umschlingt.
Der Zaun von Pfählen und von Zweigen
Kunstvoll geflochten und gezimmert,
Schon halb verfallen; tiefes Schweigen
Herrscht ringsumher; im niedern Haus
Mit mattem Schein ein Lichtchen schimmert,
Der Rappe wiehert, stampft die Erde
Und weckt das Wiehern andrer Pferde;
Bald tritt ein Mann zur Thür heraus,
Der Hausherr selbst: »Schickt der Prophet
Noch Gäste in der Nacht so spät?
Wer ist da?« So die Frage schallt.
— »Ein Fremder!« — scholl die Antwort bald.
Das Wort genügt, er fragt nicht weiter,
Der heilig noch die alte Sitte,
Die gastliche der Väter, hält . . .
Begrüßend naht der Wirth dem Reiter,
Dem müden, von dem langen Ritte,
Und sorgt, daß Obdach ihm bestellt;
Nimmt das Geschirr vom Pferde ab
Und führt es selbst zum Stall hinab.

XXIII.

Nun heißt der Wirth den Gast willkommen
An seinem Herd, reicht ihm die Hand;
Bald ist ein Feuer angezündet,
Wo Beide traulich Platz genommen.
Der Schmuck im Zimmer an der Wand
Ringsum, dem kund'gen Aug' verkündet
Des Bergsohns Reichthum: Pfeile, Flinten,
Dolche, mit Koranschrift verziert,
Ein weiß Baschlik [8]) im Winkel hinten,
Und, zwischen Sattelzeug und Burka,
Die Peitsche. — Das Gespräch verliert
Der Beiden sich in alte Zeit,
Sie sprechen von der Herrlichkeit,
Und Freiheit frührer, beßrer Tage,
Und führen ob der Jetztzeit Klage.
Lebendig fließt das Wort vom Munde
Dem Greis und seinem jungen Gast;
Sie achten nicht der späten Stunde,
Sie denken nicht an Ruh und Rast.
Des jungen Gastes Worte schlugen
Gewaltig an des Greises Herz,
Bald Schmerz, bald Freude weckend, trugen
Sie ihn gen Osten, heimatwärts.

XXIV.

Er war ein Lesghier. Früh verbannt
Von Vaterhaus und Heimatland,
Hatt' es ihn weit umhergetrieben
Bis er ein Obdach hier gewann.

Vier Kinder wuchsen ihm heran:
Drei Söhne und ein Töchterlein;
Es ward im Kreise seiner Lieben
Ihm leichter der Verbannung Pein.
Vom Raube lebt sein ganzes Haus:
Sobald der Himmel seine Sterne
Anzündet, ziehen in die Ferne
Auf Beute die drei Söhne aus,
Und Furcht und Graun folgt ihren Schritten.
Sie plündern, nehmen, wo es geht,
So fehlt es nie an Speis' und Trank,
An Hirse, Hafer, Wein und Meth.
Der scharfe Dolch hilft ihnen bitten,
Die Flintenkugel giebt den Dank.
Sie jagen auf geraubten Pferden,
Gefahr ist ihnen lieb und Plage,
Und unbegrenzt ihr Reich auf Erden —
Furcht haben sie nur — vor dem Tage!
»Heut — sprach der Greis — von meinen Lieben
Ist nur der Aeltste heimgeblieben.«
Doch kaum noch hört der Gast den Wirth,
Versteht nicht mehr, was er ihm sagt,
Sein klares Auge blickt verwirrt,
Kaum daß er noch zu athmen wagt,
Er wußte nicht wie ihm geschah,
Denn plötzlich, wie gesandt von Oben,
Stand eine Jungfrau vor ihm da,
Aus Erd- und Himmelsreiz gewoben.

XXV.

Wie eine Peri war sie schön und rein —
Und wer, der sie gesehen, spräche: nein!
Und wer, der solch ein weiblich Wunder sieht,
— Wie es durch unsre ersten Träume zieht,
Wie's einmal nur an uns vorüberflieht —
Wer unterschiede nicht die Himmelsspuren
Im süßen Zauber dieses Augenlichts,
Im selgen Lächeln dieses Angesichts,
Von nichtger Schönheit irdischer Naturen?
Des Weibes Hoheit von des Weibes Roheit!
Und wer auch sagt, entzückt von solchem Weibe:
Ein kaltes Herz in einem schönen Leibe!
Wenn plötzlich strahlend in der Reize Fülle
Die vor ihm steht, die aller Erdenhülle
Er frei geglaubt, und die nur auf der Erde
Erschien, daß sie ein Trost den Menschen werde!
Tritt prüfend er zum Zauberbilde hin:
Erkennt sein Auge leicht die Lesghierin;
Aus ihren Zügen strahlt ihm irdsche Glut,
Durch ihre Wangen flammt des Ostens Blut.
Doch kaum tritt fern sie wieder dem Gesicht,
So traut er seinen eignen Augen nicht,
So weiß er selbst nicht mehr wie ihm geschehn,
Und zweifelt selbst an dem, was er gesehn.

XXVI.

Holdselig, einer Peri gleich,
Voll Erden- und voll Himmelsschöne,
Und lieb — wie wenn in fremdem Reich,
Wo wir die Sprache nicht verstehen,
Uns plötzlich heimatliche Töne,
Dem Ohr so traut, entgegenwehen —
So lieb — wie Duldern im Gefängniß
Wohl auch durch Kummer und Bedrängniß
Das Lied des freien Vögleins klingt,
Das draußen in den Zweigen singt —
So trostmild stand mit heitrer Miene
Die junge Sara am Kamine:
Das Köpfchen halb zur Brust geneigt,
Sonst stolz von Haltung, frei und leicht,
In ihrem Anzug schlichter Art
Geschmack und Einfachheit gepaart.
Ein enganliegend Tuch umschlang
Den Kopf, wie zu des Haarschmucks Zwang,
Draus fessellos zwei Locken drangen,
Die dunkel über beide Wangen
Bis auf die weiße Brust sich schlangen . . .
Schon ist es Zeit — man sieht's ihr an —
Die dunkeln Haare aufzuschlingen,
Hübsch Ordnung in den Putz zu bringen —
O, man erkennt das Weib daran!

XXVII.

Das Händchen zitterte der Maid,
Als mit der Hast der Schüchternheit
Sie das bescheidne Nachtmahl jetzt
Dem alten Vater vorgesetzt.
Sie lächelte und wollte gehn,
Und blieb doch schwankend wieder stehn,
Als ob sie Scham und Neugier quälte,
Hoch hob sich ihr die junge Brust . . .
Sie hätte gar zu gern gewußt
Was wohl der fremde Mann erzählte.
Doch schwieg er selbst nun, und im Zimmer
Umher, vom Wandschmuck angezogen,
Verlegen seine Blicke flogen.
Sie traf zuletzt des Auges Schimmer,
Und so durchdringend, daß sie fast
Vor seinem tiefen Blick erbangte.
Doch, trotz dem Vater, blieb sie stehn
In stummer Neugier — es verlangte
Sie, mehr zu hören, mehr zu sehn
Von ihrem jungen, fremden Gast.
Doch dieser wurde selbst verlegen,
Und schwerer ward es ihm zu sprechen.
Er schlug die großen Augen nieder
Und hob sie lang zu ihr nicht wieder
Empor — was mag in ihm sich regen?
Durch Lächeln sucht er und durch Scherzen
Seine Verlegenheit zu brechen,
Doch kam dies Lächeln nicht von Herzen!

Sich häufig unterbrechend, setzt
Er mühsam seine Rede fort,
Und lächelt wieder — und zuletzt
Stockt auf der Zunge ihm das Wort.
Das kalte Lächeln im Gesicht,
Das schwer erzwungne, steht ihm nicht.
Er schweigt — und leid ist ihr's darum;
Sie seufzt — und weiß doch nicht, warum?
Er hatte Anfangs doch so traut,
So voll herzinniger Bewegung
In's dunkle Auge ihr geschaut,
Und sie erwiederte die Regung,
Und wandte lieb den Blick auf ihn,
Als wollte sie aus seinen Augen
Geheimnißvolle Antwort saugen —
Und jetzt? Was ist mit dem Tscherkessen?
Sein Aug' erwiedert nichts! ihr schien
Als hätt' er plötzlich sie vergessen.
War ihm der Blick nicht angenehm?
Ist Sara's Näh' ihm unbequem?
Verwirrt es ihn sie anzusehen?
Genug, genug! zum zweiten Mal
Fragt sie ihn nicht — sie muß schnell gehen.

———

XXVIII.

Wer in der Welt sich viel bewegt,
Die Sitte kennt in fremdem Land —
Der Leidenschaften Spuren trägt,
Mit ihrer Sprache auch bekannt; —
Wer früh sich hingerissen fand
In's sogenannte »große Leben,«
Wo er gelernt, mit seiner Hand
Nicht auch sein Herz dahinzugeben:
Dem mag es — wenn er sonst beachtet
Von Damen ist, und leicht gefällt —
Dem mag's auch leicht geschehn, daß er
Die Neigung einer Frau von Welt
Nicht grade als ein Glück betrachtet.
Doch dem Naturkind gegenüber
Ist er der alte Mensch nicht mehr,
Stimmt ihn die Liebe ernster, trüber —
Er schämt sich, fürchtet sich zu scherzen
Mit einem einfach-wilden Herzen,
Und wird der Jungfrau zart Begegnen
Oft kalt, mit Thränen gar entgegnen.
Für sündhaft hält er Küssen, Schmeicheln,
Unmöglich ist es ihm zu heucheln.
Es hat das Herz noch nicht genug
Am Leide, das es mit sich trug
Aus frührer Jahre stürmscher Zeit —
Sich einzubilden macht ihm Leid,
Daß für sein Feuer keine Nahrung . . .

Leicht halten solche Menschen Alles
In ihrer Herzenswelt Erfahrung
Für lauter Zeichen tiefen Falles,
Für lauter Sündenoffenbarung.
Unfähig sind sie der Verführung,
Doch leicht zugänglich tiefer Rührung;
Und, ist ihr Herz in vollem Brand,
Voll unbefriedigter Gelüste:
So glauben sie in fremdem Land,
In wilden Bergen, in der Wüste,
In schattger Thäler Einsamkeit,
Am Ort, wo sie die Jugendzeit
Verlebt, den Qualen zu enteilen,
Sich zu befrein, ihr Herz zu heilen.
Umsonst! es schleppt auf jedem Schritt
Sein Weh und seine Fesseln mit.

XXIX.

Verschwunden schon aus dem Gemach
War Sara — lange sah ihr nach
Der fremde Gast, und in sich sprach:
»Bist kaum den Kinderschuhn entgangen
»Und kennst schon Thränen, — und Verlangen
»Ist schon im jungen Busen′ wach?
»Kraftloses, helles Abendlicht,
»Glüh' auf der dunkeln Wolke nicht:
»Es wird auf ihr dein letztes Funkeln,
»Dein letztes Leuchten selbst verdunkeln.«

XXX.

»Du kennst mich noch nicht, süße Maid!
»Dem wilden Kampf, der Männerschlacht,
»Und nicht der Liebe stiller Macht
»Ist vom Geschick mein Herz geweiht.
»Ich könnte wohl mit ganzer Glut
»Dich lieben — doch in höhrer Hut
»Stehst du — und ich ... ich muß dich lassen.
»Darf diese blutbesprengte Hand
»Dein reines, zartes Händchen fassen?
»Dich dieser Arm umschlingen, und
»In dir die Glut der Liebe schüren?
»Und darf mein fluchgewohnter Mund
»Je deiner Rosenlippen Rand
»Entheiligend im Kuß berühren?«

. . . .

XXXI.

Schon bricht der Morgen an — 's ist Zeit!
Vom Schlaf erwachte der Tscherkeß
Und machte sich zum Weg bereit.
Sein greiser Gastfreund unterdeß
Blies auf dem Herd die Flamme an,
Bereitete von Hirse dann
Den Morgenimbiß — sagt ihm auch
Wo er die besten Wege reitet.
Zur morschen Schwelle dann geleitet
Er ihn nach seinem alten Brauch . . .
Zerstreut, nachdenkend stand am Thor
Der Gast, den Blick voll Traurigkeit;
Er dachte an die junge Maid —
Doch: Wer führt ihm den Rappen vor?

XXXII.

Schau! Sara selbst führt ihm das Pferd
Vom Stall her, schüchtern und verlegen,
Und richtet dann, zu ihm gekehrt,
Die leisen Worte ihm entgegen:
„Hier ist dein Roß, — steig in den Bügel!
Ich habe Sattelzeug und Zügel
Mit eigner Hand ihm angethan.
Die Arbeit hat mich nicht belästigt,
Dergleichen ist nicht neu für mich.
Die schwarze Burka habe ich
Dir überm Sattel her befestigt.
Sieh nur das Thier, wie schimmern dran
Die Silberschuppen vom Kuban!
Sieh, lieber Fremder, nichts gebricht!
Ein prächtig Pferd! das scheut gewiß
Im Lauf vor Fels und Schluchten nicht.
Welch' stolze Haltung, welch' Gebiß!
Ob auch aus fremdem Lande stammt
Dein Pferd, aus seinen Augen flammt
Doch eine wilde, stolze Glut!
Sein Rücken ist so glatt und rein,
Wie in dem Bergstrom kaum ein Stein
Geglättet von der starken Flut.
Dem kleinsten Wink gehorcht es flink.
Ich hab's gestreichelt, ihm geschmeichelt,
Daß es dich treu und sicher trage
Durch Berge und durch Steppenland,
Dich schütze vor der Feinde Hand,
Vor Dolchesstich und Unglücksschlage.“

XXXIII.

»Droht Sturm und Wetter: schneller schmiegt
Der Reiter sich auf's Pferd und fliegt
Einher in ungestümer Hast.
Wer weiß, o junger, fremder Gast!
Wer weiß, es kommt vielleicht ein Tag,
Wo dir im Innern leis Erinnern
An uns, an mich erstehen mag!
Und denkst du mein in froher Zeit,
Beim Klang und Lärm der Festgelage:
Verscheuche die Erinnrung weit
Von deinem Blick, wie eine Plage!
Doch wenn dein Herz voll Traurigkeit,
Der Schlaf dich flieht — dein Auge weint,
Und dann mein Bild vor dir erscheint:
So halt es fest — o hör' mein Flehn! —
So laß es tröstend vor dir stehn,
Und denk dabei: auf Wiedersehn!«

XXXIV.

»Wohl klein ist unser Aufenthalt,
Doch sicher vor des Feinds Gewalt.
Nie sind wir hier durch Feindestücke
Beraubt, bedroht, geängstigt worden —
Was sollten auch die Russenhorden
Uns nehmen? Unsre Kleidungsstücke?
Ein halb Dutz Pferde? ... Traue mir,
O Fremdling! sage mir, wohin
In solcher Hast dich treibt dein Sinn?
Was suchst du fern? O, bleibe hier!
Bleib hier im Kreise meiner Lieben.
Ich seh dir's an, o fremder Mann,
Du bist ein Flüchtling, bist vertrieben
Vom heimschen Herd und heimschen Glück,
Wie so viel andere Tscherkessen,
Hast deine Sprache gar vergessen —
Was treibt dich in dein Land zurück?
Was ist's, das dort dein Herz noch hofft?
Wohl predigt uns der Vater oft,
Daß wir uns willig, ohne Grollen,
— Ist's an der Zeit — mit Herz und Hand
Dem Vaterlande opfern sollen,
Dem Vaterland, das uns geraubt!
Doch d a nur ist m e i n Vaterland,
Wo man mich liebt, wo man mir glaubt!«

XXXV.

»Noch liegt der Nebel rings umher,
Der Bergespfad ist so beschwerlich,
Die Morgenkälte dir gefährlich.
O, einen Tag noch bleibe hier,
Nur eine Stunde noch, nicht mehr!
Ein einzig Stündchen bleib bei mir.
Ich will dein Pferd abschirren, pflegen
Mit Trank und Korn, — laß sich's noch legen.
Du aber setz dich her zu mir,
Stütz deinen Kopf auf meine Hand —
Es ist so traut, so lauschig hier!
Noch einmal laß an deinem Munde
Mich hängen — horchen unverwandt —
O, halt das Glück mir nicht zurück!
Sprich, oder willst die schwere Stunde
Des Scheidens mir noch mehr verbittern?« —
Und Sara stand in Angst und Zittern,
Und harrt, daß er auf ihre Frage
Ein Wörtchen nur zur Antwort sage —
Wird er den Wunsch ihr nicht erfüllen?
Vergeblich wartet sie: er schweigt.
Sie kann ihr Wehe nicht verhüllen:
Ihr Auge wird von Thränen feucht.
Doch ach! er bricht sein Schweigen nicht —
Schon schwingt er sich auf's Roß, bereit
Davonzujagen — doch dann dreht
Er plötzlich seinen Rappen wieder,
Neigt freundlich sich zu Sara nieder,
Zu lindern ihre Traurigkeit,
Ihr zu gewähren was sie fleht.

XXXVI.

» — Du mußt mich nicht so grausam wähnen,
Sara! was willst du von mir — Thränen?
Mein Aug' war viel von Thränen feucht,
Aus Neid hat sie die Welt verscheucht.
Doch paßt solch dunkles Loos wie meines,
Nicht für ein liebend Herz, wie deines!
Allein als Sklav, als Herrscher stehn
Will ich — allein auch untergehn . . .
Was mir das Leben Liebes bot
Hab ich als Opfer dargebracht —
Mein Hauch ist aller Freude Tod,
Und Schonung nicht in meiner Macht . . .
Wohl keinen ganz geringen Mann,
(Laß ich als solchen auch mich an)
Siehst du — Sara! du siehst in mir
Den Bruder Roslam-Beg's vor dir!
Mein Glück gab ich dahin als Opfer, frei . . .
O klage nicht darum, verzeih, verzeih! —«

XXXVII.

Sprach's, winkte mit der Hand, und fernher schon
Scholl, kaum vernehmbar, Roßhufwiederhall —
Und starr und stumm horcht sie dem fernen Schall,
Ihr Geist, Gefühl, Bewußtsein war entflohn,
Als ob mit jenem dumpfen Roßhufschalle
Ihr Herz, all ihrer Zukunft Glück verhalle.
O Sara, Sara! denke sein nicht mehr!
Zurück aus deinen schönen Träumen wandre —
Dein Auge ist so voll, dein Herz so leer,
Ein Augenblick dir schwerer als der andre.
O nähre nicht den Schmerz, laß ihn vergehn! . .
Den ganzen Tag blickt sie hinaus in's Land
Wo ihrer Liebe heller Stern verschwand —
Und in der lichten Abendwolken Ziehn,
Allüberall glaubt sie sein Bild zu sehn.
Und Nachts im Schlaf bei jeglichem Geräusche
Schnell springt sie zitternd auf, erwartet i h n,
Und späht, bis sie gewahrt, daß sie sich täusche . . .
So sieht man wohl ein Meteor aufflammen,
Es scheint zu nahn und — bricht in Nichts zusammen. —

Zweiter Theil.

I.

In trüber Flut braust der Argun durch's Land,
Des Winters Fesseln sind ihm unbekannt,
Nie unter Eisesdruck ward er gebeugt,
Denn selbst von Eis und Schnee ward er gezeugt,
Der keck aus seinen Silberwindeln sprang
Auf steilen Höhn, wo selbst der Gemse bang.
Ein derb Naturkind, treibt er seine Flut
In kindlich frohem, lautem Uebermuth —
Bald rauscht er hüpfend zwischen hohem Gras,
Bald krümmt er sich, und wie gebognes Glas
Durchsichtig, in den Abgrund stürzt er, bis
Er ganz verschwunden in der Finsterniß.
Hier über'm Schlund, wohin sein wilder Lauf
Treibt, girrend fliegt ein Schwarm von Tauben auf.
Und aus den strauchbewachs'nen Wänden drängen
Steinblöcke sich hervor, und drohend hängen,
Erwartend, daß das Flutgetös verhalle, —
Um in das Flußbett dann zu stürzen alle,
Die Fluten zu begraben in dem Falle.
Vergebens warten sie — die Woge ruht nicht,
Und aller Steine Sturz begräbt die Flut nicht:
Wird ein Weg ihm versperrt: zu einem andern
Bricht der Argun sich Bahn, fürbaß zu wandern.

II.

. . . .

. . . .

. . . .

III.

. . . .

. . . .

. . . .

IV.

Roslam-Beg hatte einstmals einen Bruder,
Davon man jetzt noch singt und um ihn trauert;

. . . .

. . . .

. . . .

Nicht unter seidner Perserdecken Pracht
Ward Ismaïl geboren — um ihn wacht'
Kein weiblich Wesen in der dunklen Nacht,
Einlullend ihn mit kindestrautem Klang.
Der Stürme Heulen war sein Wiegensang.
Als er zum Erstenmal den Blick erhob,
Ein Ungewitter ihm entgegenschnob.
In dunkler Höhle feuchter Lagerstatt,
Wohin sein Vater sich mit ihm gerettet
Vor seinem Mörder-Bruder Bey-Bulát,
Ward Ismaïl als zartes Kind gebettet.
Und wieder ein Verfolgter war er, da
Zum Erstenmal das Licht er wieder sah.

V.

Von früh an hielt er sich für überflüssig
In dieser Welt — des Lebens überdrüssig
War er, und — ob noch rein von Herz und Händen —
Hub er sein Leben an, wie's Viele enden:
Durch ein Verbrechen. Fremd der Mutterliebe
Fand er als Kind kein Herz sich anzuschmiegen,
Blieb unerschlossen jedem zarten Triebe;
Ließ sich von kühlen Abendwinden wiegen;
Nachts war der Mond sein einz'ger Spielgenoß.
So zwischen Erd' und Himmel ward er groß.
Bedürfniß, Sorge war ihm unbekannt.
Er war gewohnt im rauhen Bergesland
Zu sehn, wie unter ihm die Wolken zogen,
Und über sich den blauen Himmelsbogen.
Und seine jugendlichen Spiele theilten
Die Adler nur, die oben mit ihm weilten.
Es war sein Herz voll starker Leidenschaft,
Voll wilder Glut und starker Willenskraft.
Des Südens Stürme brachen sich darin,
Erschütterten und stählten seinen Sinn . . .
Vom Vater ward Ismaïl, jung an Jahren
Noch, in das ferne Türkenland gesandt:
Seitdem hat man nichts mehr von ihm erfahren.

—

VI.

Durch Berge vor der Sonne Strahl
Geschützt, dehnt sich ein blühend Thal —
Drin liegt, am Stromesufer dort,
Inmitten hochbewachs'ner Räume
Ein wirthlicher Tscherkessenort.
Die Häuser stehn in bunter Reihe
(Jedwedes Haus für sich allein)
Im Schatten alter Mispelbäume.[*])
Zur Sommerzeit, in Mittagsglut,
Wenn's vom Kamine wirbelnd dampft,
Die Kinderschaar voll Uebermuth
Im Spiel und Lauf das Gras zerstampft,
Und der Tscherkeß ermüdet ruht,
Derweil geschäftig seine Frau
Das Feuer schürt, den Löffel schwingt,
Auch wohl ein Lied zur Arbeit singt
Von ihrem fernen Heimatgau . . .
Es ziehn durch des Tscherkessen Träume
All seiner Heimat traute Räume;
Dort duftger ist die grüne Au,
In hellern Perlen glänzt der Thau,
Der Himmel ist so rein und blau —
Es spannt sich hoch der Regenbogen
Weit über alle Wolken weg,
Von einem Felsen zu dem andern
Wie eine Brücke hingezogen,
Ein luftger, wunderbarer Steg,
Drauf nur Peris und Dshinne'n wandelten . .
Hier hat auch seine junge Hand
Zuerst der Armbrust Schnur gespannt.

VII.

Die Tage flohn. In Lust begann
Der Beiram [10]) Alles umzuwandeln.
Es ließ der Mullah den Koran,
Um froh nach eignem Sinn zu handeln —
Das war ein Jubel, eine Pracht,
Ein Feuermeer die ganze Nacht!
Um die Moschee, in vollem Glanze,
Und von den Bergen nah und ferne,
Flammt es in lichtem Strahlenkranze,
Wie über Wolken helle Sterne . . .
Die Sterne schaun vom Himmel nieder
Und finden sich auf Erden wieder.
Der Mond allein muß einsam gehn
Auf seiner Himmelsbahn, der blauen,
Sieht keinen andern Mond erstehn,
Mag er auch noch so schmachtend schauen.

VIII.

Das Rennen, Schießen, Tanzen war
Des Festes, lange schon beendet;
Nacht herrschte rings. Im trauten Kreise
Am Feuer standen ernste Greise,
Und um sie her in heimscher Weise
Der jungen, kühnen Männer Schaar,
Dem fremden Sänger zugewendet,
Der auf dem Stein allein dort sitzt.
An seinem Leib kein Waffen blitzt,
Denn Wehr und Waffen braucht er nicht:
Er fürchtet Räuber nicht und Dränger,
Sein einzig Gut ist sein Gedicht.
Ob arm — er leidet keine Noth!
Er hat kein Gold — doch hat er Brod,
Und Stolz hat er — er ist ein Sänger!
Ein Sohn der Steppe, in der Gunst
Des Himmels — reich in seiner Kunst.
Jetzt hebt er an: es zittern schon,
Von seiner Hand berührt, die Saiten;
Wild, einfach, in lebend'gem Ton,
Singt er ein Lied aus alten Zeiten:

IX.

Tscherkessisches Lied.

»Aus der Bergmaid Augenpracht
Strahlt bestirnte Mitternacht; —
Schön ist's hier sich zu beweiben,
Aber besser frei zu bleiben!
  Freie nicht, du kühner Bursch!
    Nimm zum Weib dein Schwert —
  Für das Brautgeld, kühner Bursch,
    Kaufe dir ein Pferd!

»Wer sich in der Ehe quält,
Hat ein schlechtes Theil erwählt:
Wahret ängstlich seines Leibes,
Denn es jammert ihn des Weibes!
  Freie nicht, du kühner Bursch!
    Nimm zum Weib dein Schwert —
  Für das Brautgeld, kühner Bursch,
    Kaufe dir ein Pferd!

»Wie so treu das Pferd von Sinn,
Fliegt mit uns durch Dick und Dünn,
Trägt in Lust und Leid uns gerne,
Macht zur Nähe uns die Ferne!
  Freie nicht, du kühner Bursch!
    Nimm zum Weib dein Schwert —
  Für das Brautgeld, kühner Bursch,
    Kaufe dir ein Pferd!«

X.

Woher der Lärm? Wer sind die Beiden?
Stumm sieht man schnell den Kreis sich scheiden —
Der Fürst des Stammes tritt heran,
Führt mit sich einen fremden Mann,
Und drei Usdéne [11]) folgen dicht.
»Allah ist groß und sein Prophet!
(Ruft er mit strahlendem Gesicht) —
Ruhm, Preis und Dank ihm im Gebet!
Den Bruder, den ich längst gebettet
Im Grab geglaubt, im fremden Land,
Hat Allah mir mit starker Hand
Bewahrt, ihn heimgeführt, gerettet!
Kennt ihr Ismaïl?« . . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

XI.

Laut wiederhallt' es in der Runde,
Kein Ende war des Lustgeschrei's,
Es freut sich Alt und Jung der Kunde
Der Wiederkehr Ismaïl-Bey's.
Alle umdrängen ihn, laut preisend
Des Wiedersehens froh Geschick;
Die Weiber, mit gerührtem Blick
Halten die Kinder hoch empor,
Hin auf den neuen Fürsten weisend.

Doch, wo ist, der sonst Allen theuer,
Des Volkes Abgott, Roslam-Beg?
Der Freiheit Säule — weiter weg
Vergessen steht er dort am Feuer.
Nachdenkend, finster von Geberde,
Senkt er den scharfen Blick zur Erde.
Wie lang ist's her, daß er allein
Des Volkes Blicke auf sich zog,
Ihm jedes Herz entgegenflog,
Die Mutter ihn den Kindern wies
Und staunend seine Thaten pries?
War Alles dies nur Trug und Schein?
Und muß jetzt Alles anders sein?
Wer hat die Volksgunst ihm genommen?
Ismaïl! — weil er einst verschwand,
Darauf im Dienst des Feindes stand,
Und plötzlich nun zurückgekommen . . .
Und Roslam-Beg, der gestern noch
Des Volkes einz'ger Abgott schien,
Heut hat man ganz vergessen ihn.
»Die Menge stellt das Neue hoch
In ihrer Dummheit, aber bald
Wird auch der Eifer wieder kalt!«
So murmelt er leis vor sich hin.
Doch wenn ein Mensch von bösem Sinn
Einmal im Leben Neid gefühlt,
Kann er dem Eindruck nicht entfliehn,
Und wie zum Hohne foltert's ihn,
Bis er des Herzens Glut gekühlt.

XII.

Krieg! ... grauses Wort, der Welt bekannt,
Seit Bruderblut durch Bruderhand
Unschuldig floß vor dem Altar ...
Weit durch den öden Kaukasus
Erscholl es laut rings wie zum Gruß:
Krieg! Krieg! — schon nah ist die Gefahr,
Und weckt des Herzens schlimmste Flammen.
Froh rottet Alles sich zusammen
Zu Schlacht und Tod — im stillen Ort,
Wo eben noch der Festgesang
Erscholl — klirrt's jetzt von Waffenklang.
Es schweigt des Sängers Spiel und Wort,
Zum wilden Kampf zieht Alles fort.
»Seht, wie die Herzen muthig schlagen
Zur Freiheit und zur Ehre That;
So war es ganz in unsern Tagen,
Da uns geführt Achmet-Bulat!«
So flüstern unter sich die Alten,
Wie sie mit stolzem Lächeln stehn,
Des Stammes Heerbann sich gestalten,
Die jungen Streiter ziehen sehn.
's ist Zeit! Und manches Herz wird schwer;

. . . .

——

XIII.

Der Winter schwand. Schon heller ziehn
Die Wölkchen fern am Himmelsbogen,
Liebäugelnd im Vorüberfliehn
Tiefunten mit des Stromes Wogen.
Der Strom, in seiner stolzen Schnelle
Sich schlängelnd unter lautem Toben,
Erwiedert nicht den Gruß von oben,
Wälzt schäumend weiter Well' auf Welle.
An beiden Ufern weit entlang
Sich dunkle, hohe Berge strecken —
Durch Höhe und durch steilen Hang
Zugleich ein Zauber und ein Schrecken.
Dort muß die Fichte einsam trauern,
Mit rothen Wurzeln, langen, nackten,
Gekettet an die rauhgezackten,
Zerklüftetsteilen Bergesmauern.
Warum sie trüb? Woher das Trauern?
Sie muß dort einsam und allein
Auf ihren stolzen Höhen sein!
So mag es einem mächtigen
Beherrscher großer Reiche gehn,
Auf seinem Thron, dem prächtigen,
Den Schmeichler, kriechende, umstehn.
Er trauert, weil er seines Gleichen
Nicht hat in seinen weiten Reichen . . .

XIV.

Die Krieger hatten durch Verhaue
Den Weg vom Thal zum Aul gehemmt;
Gestein und Holz ward durch die graue
Flut des Argun mit fortgeschwemmt.
»Geduld, ihr list'gen Feinde! bald
Wird Euch zum Grab der Hinterhalt!«
So ruft's in der Tscherkessen Reihn;
Doch mächtig bricht der Feind herein,
Schon fernher durch den Nebel blitzen
Zahlloser Bajonette Spitzen.
Und Roslam-Beg beruft den Rath
Und redet zu entschloßner That:
»Sobald die Nacht hereingebrochen
Stürzen wir auf den Feind zumal,
Jäh, wie der Wasserfall ins Thal —
Den Russenschaaren zum Verderben,
Sie sollen starr vor Schrecken sterben.
Es sollen ihre mürben Knochen
Zernagt von Wölfen und von Raben,
Verfaulen offen, unbegraben!
Dann mögen wir, wenn Alles warm
Vom Blut — zum Schein von Frieden sprechen,
Um insgeheim mit unserm Arm
Durch Blut die lange Schmach zu rächen!«

———

XV.

Und Alle waren einig drob;
Nur Ismaïl im Widerspruch
Lärmend vom Platze sich erhob,
Und zürnend an den Degen schlug.
Im Kreise die Usdéne saßen
Und scharf ihn mit den Augen maßen.
Doch Ismaïl, verächtlich schien
Er alle Blicke, die auf ihn
Sich wendeten, zurückzuweisen.
Sich stützend auf sein klirrend Eisen
Hub er also zum Bruder an:
»Ich bin kein nächtger Räubersmann!
Ich lieb es mich an Blut zu weiden;
Doch, wenn mein Feind am Boden liegt,
Soll er mich sehen, unterscheiden
Die starke Hand, die ihn besiegt!
Ich kenne unsers Feindes Macht,
Ich hasse ihn wie du, — ja, mehr!
Doch mach' ich nie die dunkle Nacht
Zum Mantel meiner Fürstenehr!
Verschieden ist der Ruhm der Schlacht,
Der Glanz der hehren Kriegesflamme,
Von Blutschuld in dem eignen Stamme!«
Stumm hörten, was der Fürst gesprochen,
Wie Roslam-Beg so die Usdéne —
Es hat ihn Keiner unterbrochen.
Er ging — und stumm noch saßen Jene.

XVI.

Furchtbar erhebst du, Berg Scheitan![12])
Dich aus der Oede himmelan.
Der böse Geist, — so geht die Sage —
Schuf dich, gewaltger Bergesriese!
In seinem Zorn an jenem Tage,
Da Gott ihn aus dem Paradiese
Verstieß. Hier zwischen Erd' und Himmel
Wollt' er, wenn auch nur auf ein Kurzes,
Sich dem Gedächtniß seines Sturzes
Entziehn, fern von der Welt Gewimmel.

. . . .

. . . .

. . . .

Mit dunklen Tannen rauh umkleidet,
Durch seine Schwärze unterscheidet
Er sich von seinen Berggenossen.
Ein gelber Fußpfad kriecht hinauf,
Entstanden, wo im jähen Lauf
Bittre Verzweiflungsthränen flossen.
Kein Strauch, Gras, Moos, gedeiht darauf;
Durch Schluchten, Wälder, kreuz und quer
Führt er, Gott weiß wohin, woher.
Tief zwischen Sträuchen, hohen, schwanken,
Dran Hopfen rings und Epheu ranken,
Halb schlummernd ruht ein Edelhirsch.
Und plötzlich hört er's fernher rauschen,
Spitzt seine Ohren um zu lauschen,
Hört Hundsgebell, das Nahn der Birsch . .
Schon näher kommt der Feind herbei —
Langsam erhebt der Hirsch sich jetzt
Mit dem vielzackigen Geweih,

Schüttelt den Thau vom mächtgen Rücken
Athmet noch einmal voll und frei,
Und dann mit Einem Sprunge setzt
Er in's Gehölz, wo Sträuche dicht
Ihn der Verfolgung bald entrücken.
Ob Schlünde drohn, der Schlehdorn sticht:
Er jagt vorbei und achtet's nicht.
Jetzt ist er plötzlich angelangt
Vor dem verhängnißvollen Wege,
Und — ob auch nichts ringsum sich rege —
Er prallt zurück und scheut und bangt;
Gebannt von unsichtbarer Hand.
Doch, der Verfolgung Noth verschwand —
Er eilt nicht weiter, streckt die Glieder
Zur Ruhe in den Rasen nieder. —

XVII.

Wer hat am Scheitansberg zur Nacht
Das große Wachtfeu'r angefacht?
Laut prasselt und knistert der helle Brand,
Weit leuchtet die Glut hinaus in's Land.
Beleuchtet von der Flamme Schein
Liegt Ismaïl allein und wach,
Das Haupt gestützt auf einen Stein.
Die Stammgenossen wollten ihm nach,
Doch wagten's nicht — er blieb allein.

XVIII.

Das also hat die Heimat ihm bereitet!
Erfüllt sind seine Träume, heimgeleitet
Ward er zu seines Paradieses Flur,
Wo noch so jung und üppig die Natur.
Aber die Menschen! was bekümmern die
Sich um Natur? Noch kaum hat der Verbannte
Den langvermißten Bruder grüßen können,
Und schon mit Neid, Verläumdung quälen sie,
Verfolgen ihn, als ob sie's ihm nicht gönnen,
Daß ihn das Schicksal glücklich heimwärts sandte.
Ein zärtlich Wiedersehn, der Freunde Grüßen,
Die Rückkehr zu der Heimat Paradiese,
Wofür ein Andrer seinen Schöpfer priese,
Muß er wie eine schwere Sünde büßen.
's giebt solche Menschen, denen alle reinen
Genüsse stets zu trüben Leiden werden,
Und die vom Schicksal auserkoren scheinen
Zum Spielball seiner Launen hier auf Erden.
Es wirft sie unter uns, und läßt sie steigen
Und fallen, bloß um seine Macht zu zeigen.
So warf ein König einen Diamant
In's Meer einst — doch in seiner Schicksalsstunde
Geheimnißvoll kam aus dem Meeresschlunde
Der stolze Stein zurück in seine Hand.
Für Schicksalskinder ist kein Platz hienieden,
Kein stäter Hort, kein dauernd Glück beschieden.
Sie glänzen, — doch verwischt sich ihre Spur
Dem Blitz gleich, der aus dunklen Wolken fuhr.
Oft wecken sie des Volkes Staunen — doch
Viel öfter Hassen und Verdammen noch;
Weil sie im Meer des Unglücks gute Schwimmer,

Nie nach der Andern Rath und Hülfe fragen,
Und sich auf eigne Kraft verlassend, immer
In Bös' und Gutem Alle überragen,
Auf stolzer Stirn der Herrschaft Zeichen tragen.

XIX.

»Leichtsinniger! warum schlugst du die Bitten
Der Schönheit und der Liebe in den Wind?
Warum, nachdem so Vieles du gelitten
Vom Schicksal, und so lang damit gestritten,
Erschrickst du jetzt davor gleichwie ein Kind?
Leicht war bei Sara die Vergessenheit
All deines Ungemachs vergangner Zeit,
All dessen, was dein glühend Herz je büßte.
Du konntest bei dem Engel in der Wüste
Vergessen alle Schmerzen, alle Leute;
Du konntest lieben — wolltest nicht — und heute
Taucht vor dir aus der Neider wüstem Hauf
Dein Bild des Glücks lebendig wieder auf:
Siehst Sara vor dir, hängst an ihrem Munde,
Sprichst, hörst und schwelgst in wonnigem Verlangen,
Erschöpfest dich in Küssen und Umfangen,
Und leerst der Wonne Becher bis zum Grunde.
Wie lang ist's her, seit du ihr Bild, das schöne,
In Wahrheit sahst? Daß ihre süßen Töne
Vernahmst — Entzücken sogst aus ihren Zügen?
Hast du nicht selbst dich um dein Glück betrogen?
Ach, kaum ist dieser süße Traum verflogen,
Und so lebendig kehrt das Bild zurück,
Daß dir das Herz erschrickt vor deinem Glück,
Aus Furcht, es könnte wieder dich betrügen!«

So murmelte beim Feuer Ismaïl —
Da hört' er's plötzlich knallen, Schüsse fallen
In Menge, daß die Berge wiederhallen —
Und aufgescheucht aus seinen Traumgedanken
Späht er umher — doch ward es wieder still.
Er sprach: »es war das Traumbild eines Kranken!«

XX.

Erschöpft von seiner Sinne Kampf
Und wilder Aufregung, sank wieder
Der müde Fürst zur Erde nieder.
Das Feuer knistert, und der Dampf
Aufwirbelnd in der Luft verlor sich.
Ismaïl starrt — was sieht er vor sich!
Sieh', ein Gespenst am Feuer stand,
Ein Grab-entstieg'ner Kriegesmann
Lehnt auf sein Schwert sich mit der Hand,

. . . .

Hohl waren seine Züge, blaß . .
Ismaïl wollte fragen, was
So spät zur Nacht ihn aus dem Grabe
Verscheucht, hiehergetrieben habe?
Wie roth die Flammen vor ihm brennen,
Zeigt auf dem Antlitz des Tscherkessen
Sich ein so finstrer, stolzer Trutz,
Daß Ismaïl kaum zu erkennen,
Deß Augen scharf den Fremdling messen.
— Was willst du von mir? — fragt er ihn.
»Gewähr' mir Gastfreundschaft und Schutz!
Ich mußte vor den Feinden fliehn,
Hab' im Gebirge mich verirrt,

Und noth thut's, daß mir Hülfe wird.
Erschlagen liegen meine Mannen,
Es fiel durch feindliches Geschoß
Auch unter mir mein treues Roß —
Hülflos, allein floh ich von dannen.
Du kannst mir helfen! fürchte nicht:
Von Fleisch und Blut ist mein Gesicht,
Die Brust voll Kampflust — auf dich baut sie,
Und deiner Kraft und Ehre traut sie!«

»— Fremdling, mit Recht baust du auf mich!
Komm, setz' dich zu mir, wärme dich. —«

XXI.

Klar und voll Ruhe war die Nacht,
Die Sterne glänzten in hellster Pracht,
Und hinter Wolken schlief das Licht
Des Monds — die Menschen schliefen nicht.
Es saßen neben den knisternden Flammen
Die beiden Feinde friedlich beisammen,
Schweigsam, mit offenem Gesicht.
Ismaïl lange unverwandt
Sah prüfend auf dem Fremdling hin,
Die Züge schienen so bekannt
Aus alter Zeit her seinem Sinn.
Ist dieses plötzliche Erinnern,
Das hell erwacht in seinem Innern,
Wahr — oder ist's ein Spiel des Bösen?
Er muß die dunklen Zweifel lösen,
Und schnell beginnt er ihn zu fragen
In seiner Ungeduld: — »du bist

Noch jung, gewohnt nach Ruhm zu jagen,
Die hast'ge Jugend leicht vergißt,
Daß bei dem rohen, großen Haufen
Durch blut'ge That Ruhm zu erkaufen
Kein würdiges Beginnen ist.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Sprich ohne Furcht zu mir, sag', was
Treibt dich gen uns zu Kampf und Haß?
Was that dies Volk dir, steh mir Rede,
Daß du ihm nahst in blut'ger Fehde?«

XXII.

»Du irrst, Tscherkeß!« der Fremdling spricht
Mit freundlich lächelndem Gesicht:
»Glaub mir, ich liebe ganz wie Ihr
Die waldbedeckten Berge hier,
Des wilden Wasserfalls Geplätscher,
Das wunderbare Glühn der Gletscher
Beim Morgen- und beim Abendroth.
Und Eurem Volk auch bin ich gut;
Nur Einem dieses Volkes bin
Ich gram und feind mit ganzer Wuth,
Den Einen haß' ich bis zum Tod!
Tscherkeß von Stamm, doch nicht von Sinn
Ist er, mit dir in nichts vergleichbar —

Doch, ist er meinem Arm erreichbar,
So findet Einer hier sein Grab
Von uns, Ismaïl oder ich!
Ein heil'ger Eidschwur bindet mich.
Was ziehst du so vom Kopf herab
Die Mütze über's dunkle Auge?
Dein tiefes Schweigen soll mir zeigen
Daß dir mein Blutgelüst nicht tauge —
Hör' mich nur aus, es wird dich rühren,
Du selbst wirst meine Rache schüren!«

XXIII.

»Du weißt gewiß, daß viele Jahr'
Im Dienst Ismaïl bei uns stand.
Doch immer unzufrieden war
Er, faselte vom Heimatland ...
Ganz in der Weise des Tscherkessen
War er im Kampf, beim Festesessen
Der Erste stets. Zu seines dunkeln
Schwarzübersäumten Auges Funkeln,
Gesellte sich des Ostens braune
Und glatte Haut, geschmeid'ges Wesen,
Die Weiberherzen zu entflammen.
Die Frauen, Mädchen allzusammen
Waren ein Spielzeug seiner Laune:
Als Opfer fiel, die er erlesen.
Er hielt es nicht für ein Verbrechen,
Er fühlte weder Scham noch Reue
Ein schwaches Weiberherz zu brechen,
Des Landes Sitte zu verletzen,
Und Hohn zu sprechen den Gesetzen.

Und täglich sündigt' er auf's Neue.
Kalt blieb sein Herz und ohne Rührung
Bei allen Opfern der Verführung,
Die Liebe war ihm eitler Tand,
Ein Zeitvertreib ihm das Vergehen,
Und keine mocht' ihm widerstehen
Der allerschönsten Fraun im Land.«

XXIV.

»Tscherkeß! manch schönes Mädchen mag
In euren freien Bergen blühn,
Es mag ihr Antlitz wie der Tag,
Wie Sternennacht ihr Auge glühn:
Doch mögen ihre Glutenblicke,
Ihr feiner Bau, die Haut wie Sammt,
Das Haar, das lang im anmuthreichen
Geflechte fällt — sich nicht vergleichen
Der Schönheit, welche *mich* entflammt
Zu unglückseligem Geschicke!
Tscherkeß! du hast wohl nie geliebt,
Kennst nicht der Sinne süßen Rausch,
Der Liebe und der Küsse Tausch,
Der Wonne nimmt und Wonne giebt.
Nie hat ein blendend Angesicht
Dich in sein Lockennetz gezogen,
Du kennst der Liebe Schwüre nicht,
Und bist von ihnen nie betrogen,
Wie ich es bin durch mein Geschick!
Buntschimmernd wie ein Regenbogen
Baut es zum Glücke mir die Brücke,

Verlockend zeigt' es meinem Blick
Des Glückes höchste Höhen — und
Stürzt dann mich in den tiefsten Schlund
Des Unglücks. Eine Braut war mein:
Kein Mädchen mochte schöner sein
Und unschuldsvoller von Geberde;
In meines Glückes Uebermaß,
In ihrem Himmelsblick vergaß
Ich, daß kein Himmel auf der Erde!
Da schlug die schwere Unglücksstunde,
Die Quelle jahrelanger Leiden —
Von neuem Krieg erscholl die Kunde,
Ich mußte fort — wir mußten scheiden.
Furchtbar umflort' es meinen Geist —
O, nimmer werd' ich jene Stunde,
Wie jenen Unglücksschlag vergessen!
Du kannst solch Unglück nicht ermessen,
Tscherkeß! du weißt nicht, was es heißt,
Wenn liebend sich zwei Herzen trennen —
Kannst, wenn du nichts von Liebe weißt,
Auch nicht den Schmerz der Trennung kennen!«

———

XXV.

»Ein unglücksel'ger Zufall mußte
Ismaïl bald nach unserm Scheiden
In meines Mädchens Nähe führen.
Schnell flammt' er auf für sie, und wußte
Auch schnell ihr junges Herz zu rühren,
Zu fesseln durch Verführungsbande.
So kos'ten, liebelten die Beiden —
Derweilen ich im fremden Lande
Tod suchte oder Ruhm im Kriege:
Kämpft' Ismaïl um andre Siege.
Wie er's verstand, durch List und Heucheln,
Durch Thränen, Flehen, ihre Gunst
Und ihr Vertrauen zu erschmeicheln!
Durch der Verführung ganze Kunst
Sie abzulocken vom Geleise
Der Tugend, in die Zauberkreise
Der Leidenschaft sie zu verstricken;
Mit sanften und mit wilden Blicken
Der Sinne Lust in ihr zu schüren,
Des Herzens ganze Glut zu wecken;
Bald sie durch Zärtlichkeit zu rühren,
Bald sie durch Drohung zu erschrecken.
Er wußte, daß sie meine Braut war,
Und doch . . . .
Sie fiel, ein Opfer seiner Lust,
Sie sank an seine Mörderbrust
Von ganzer Leidenschaft getrieben,
Sie wußte nichts als lieben, lieben . .«

XXVI.

»So lange er um sie gekämpft,
War sie sein Alles — aber bald
Nachdem er seinen Raub umkrallt,
War sein Gelüsten auch gedämpft.
Gesättigt war der wilde Brand
Der Leidenschaft, die ihn verzehrte;
Sein Opfer, die mit ihm den Becher
Der Freude bis zur Neige leerte,
Die er bethört, verführt, geliebt:
Treulos verließ er sie und kehrte
Leichtsinnig heim in's Vaterland,
Vergessend, daß es einen Rächer
Im Himmel und auf Erden giebt.
Erreichen wird ihn meine Hand,
Mein Racheschwert ihn niederstrecken,
Sei's im Gebirg, im Steppenland,
Mag er sich wo er will verstecken,
Mag sich verkleiden, anders nennen;
Kann ihn mein Auge nicht erkennen,
So wird mein Herz den Feind entdecken!«

XXVII.

»Tscherkeß! ich seh, dein Herz begreift,
Daß ich gerechte Rache suche;
Wie grimm dein dunkles Auge schweift,
Die Lippen öffnen sich zum Fluche!
Du würdest schaudern, könnt' ich Alles
Erzählen von der Unglücksstunde,
Von jener Schreckensstunde, da
Ich tief im Elend ihres Falles
Das holde Wesen wiedersah.
Doch stirbt das Wort mir auf dem Munde,
Versuch' ich's, die Verzweiflungsqualen,
Das wilde Elend dir zu malen
Der Unglückseligen, die ganz
Im Irrsinn jetzt die Zeit verbringt,
Bald laut in wirrer Freude singt,
Bald stumm sich schwingt in wildem Tanz,
Bald Tage lang am Fenster weilt,
Die Straßen mit dem Blick durchmißt,
Zu spähen, wo Ismaïl ist,
Ob er nicht wieder zu ihr eilt.
Ach! selbst im Wahnsinn nicht vergißt
Sie sein, der treulos sie verlassen,
Der dieses wunderschöne Weib
Kalt hingemordet, Seel' und Leib —
Zerknickt der Jungfrau Blüthenkranz,
Gebrochen ihres Auges Glanz . . .«

Und lange noch der Fremdling spricht
Von Glück, von Liebe und Verrath,
Von Rache für die Missethat,
Doch hörte Ismaïl ihn nicht.
Sein Antlitz barg durch kalten Schein
Des Herzens unruhvolle Regung,
Um seine innere Bewegung
Wußt', außer ihm, nur Gott allein.
Den Blick zum Himmel stolz erhoben,
(Hofft er auch keinen Trost von Oben)
Gewaltsam kämpft' er hin und wieder
Was ihm die Brust bewegte, nieder.
So lag er auf der feuchten Erde
Stumm wie sie selbst, kalt von Geberde.

XXVIII.

Habt ihr gesehen, wie zum stillen Thal,
Wo Leichen, der Verwesung Opfer, liegen,
In gier'gem, wildem Triebe auf einmal
Zum Fraße Raben, Geier, Adler fliegen?
So giebt's im Leben kurze Augenblicke,
Wo, wie Raubvögel, alle Höllenplagen
Sich auf uns stürzen, unser Herz zernagen,
Zu einer Ewigkeit von Mißgeschicke
Uns die Minute machen. Leicht zerbricht
Die Lilie bei des Wirbelwindes Wehen;
So mögen auch die schwachen Seelen nicht
Dem Andrang solcher Plagen widerstehen.
Bei Menschen stark von Herz und Geist zumal,
Wird solche Plage zur Prometheusqual,
Davon die Spuren nie verwischt die Zeit;
's giebt Alles hier — nur nicht Vergessenheit!

XXIX.

Der Tag bricht an. Schon golden blitzen
Der Schneegebirge zack'ge Spitzen.
Es schweben in des Frühroths Strahle
Die dichten Nebel tief zu Thale,
Und an des Scheitanberges Rand
Im Glanz des jungen Tags erblaßt
Das nächt'ge Feuer. Schweigend stand
Und mit vorsichtiger Geberde
(Als wäre todeskrank sein Gast)
Der Fürst auf von der feuchten Erde.
Bleich war sein Antlitz, wild, verstört,
Es schien, als graute dem Tscherkessen
Vor dem, was er zur Nacht gehört,
Das war ein schreckliches Erinnern!
Gewaltig kämpft's in seinem Innern:
Er wollte gar zu gern vergessen
Die Schreckensworte, die ihn trafen,
Einbilden sich, daß er geschlafen,
Daß Alles nur ein Traumbild war . . .
Er rieb die Stirn sich mit der Hand,
Doch ob er tastend stand und sann:
Der Gram, der eiserne Tyrann,
In seiner Brust, bewies ihm klar,
Daß Alles wirklich, Alles wahr,
Was er gesehn, gehört, empfand . . .

XXX.

Ismaïl winkt zum Aufbruch, will
Durchaus den jungen Gast geleiten,
Der folgt erstaunten Blickes still
Dem stummen Führer, und sie schreiten
Fürbaß auf wildverschlungnen Wegen.
Und Alles schreckt sie rings im Wald,
Das Vöglein, das vom Busch auffliegt,
Der Fuchs, der ängstlich sich verkriecht
In seinen sichern Aufenthalt.
Ismaïl-Bey wie sein Begleiter
In Vorsicht hält die Hand am Degen,
Und eilig ziehn die Beiden weiter,
Bergab, auf ungebahnten Wegen.
Sie springen ohne umzusehn,
Klafft irgendwo ein Felsenspalt,
Und keinem Mund ein Wort entschallt.
Auf einem Hügel endlich stehn
Sie Beide still, in düsterm Schweigen.
Von dort beherrscht der Blick ein Thal,
Wo, schimmernd in der Sonne Strahl,
Sich weithin Kriegsgezelte zeigen,
Gleichwie ein großer Kranichschwarm.
Ismaïl nimmt des Fremden Arm,
Zeigt mit der Hand hinaus in's Land,
Und spricht dann, stolz zu ihm gewandt:

XXXI.

» — Leb' wohl! Gefahrlos magst von hier
Zu euren Zelten du gelangen.
Doch höre mich, und glaube mir:
Es ist ein eiteles Verlangen
In Blut den Kummer wegzuspülen!
Du würdest nach der blut'gen That
Nicht Ruhe, sondern Reue fühlen!
Glaub's: dein Beginnen ist nicht gut.
Ein Weh wie deines heilt kein Rath
Der Freunde — noch des Feindes Blut.
All' deine Mühe ist vergebens,
Umsonst suchst du im fremden Land
Für das verlorne Glück des Lebens
Ersatz — es ist ein eitel Hoffen.
Den Feind trifft nimmer deine Hand,
Den schon des Schicksals Hand getroffen,
Das auf sein Opfer nicht Verzicht
Den Händen ird'scher Richter thut.
Doch wer dem Schicksal widersteht,
Im Kampf mit ihm nicht untergeht:
Der fürchtet auch die Menschen nicht,
Unbeugsam ist sein starker Muth.
Du kennst Ismaïl schlecht — schau her:
Ich selbst bin es, der vor dir steht!«

Und stolzen Blickes wandte er
Sich weg, harrt nicht auf Antwort mehr,
Und blitzschnell im Gebirg verschwand,
Derweil der Fremde starrend stand,
Sprachlos mit staunender Geberde —
Wie angewurzelt an die Erde.

XXXII.

Am Scheitansberge saß indessen
Bewaffnet eine Schaar Tscherkessen
Im Kreise um die Lagerfeuer.
Vom Troß Ismaïls war die Schaar,
Der aller Krieger Liebling war,
Und ihnen über Alles theuer.
Sie folgten ihm zu Ruhm und Tod;
's galt ihnen gleich, wenn er gebot!
Sie waren in der Brüder Streite
Geblieben auf Ismaïls Seite;
Sie kannten nicht des Streites Grund,
Doch folgten sie Ismaïl — und
Sie hätten ihn in jedem Falle
— Ob Recht, ob Unrecht — treu vertheidigt,
Denn sein Verstand war ihr Verstand.
Es hatte Roslam-Beg sie Alle
In ihrem Führer mitbeleidigt!
(So sind die Leute hier zu Land.)

XXXIII.

Sie rauchen sorglos bei der Wacht
Des Fürsten harrend, ihre Pfeifen:
»Ismaïl kommt, sobald die Nacht
Entflohn, die Feinde anzugreifen.
Gewaltig und verderbenschwer,
Ein Adler, fliegt er vor uns her!
Es fällt sein Blick gleich Ungewittern
Auf unsrer Feinde Heer, daß Jene

In Angst und Furcht vor ihm erzittern,
Wie Roslam-Beg und die Usdéne!«
So schwoll aus seiner Mannen Kreise
Das schlichte Lied in schlichter Weise.

XXXIV.

Dem Kreise fern, am Bergesrand,
Den kummerschweren Blick nach oben
Zum liebetrauten Mond erhoben,
Der bald im Morgenglühn verschwand,
Ein schöngebauter Jüngling stand:
Eine Menschenblume zu schön und zart,
Daß schon des Todes Hand sie knicke . . .
Er wartet auch auf Ismaïl,
Doch nicht wie Jene sorglos, still:
Er fürchtet seine Gegenwart,
Und wünscht sie doch — aus seinem Blicke
Sprach seines Herzens tiefer Gram.
Was mocht' es sein warum er kam?
Er kam bei Ismaïl zu weilen,
Im Kampf mit ihm sich zu verbinden,
Sein Kriegsgeschick mit ihm zu theilen,
Ruhm oder Tod mit ihm zu finden . . .
Ist's dieser weißen Hand Geschick
Roth von Kosakenblut zu rauchen?
Soll dieser kindesfromme Blick
Sich in des Schlachtfelds Gräuel tauchen?
Was hat er hier die ganze Nacht
Mit seinem Aug', dem liebesmilden,

Allein inmitten dieser wilden
Schaar Bergtscherkessen zugebracht?
Ob er auch Scheu hat, es zu sagen,
Man sieht's ihm an, braucht kaum zu fragen! . . .
Jemehr noch jung und unerfahren
Das Herz, je keuscher das Gemüth,
Strebt es geheimnißvoll zu wahren,
Was in ihm zehrt, was in ihm glüht.
Auch Selim, wie vor giftgen Schlangen,
Barg vor der Neugier Späherblick
Des jungen Herzens Mißgeschick,
Sein Leiden, Hoffen und Verlangen.

Dritter Theil.

I.

. . . .

. . . .

. . . .

II.

Es brennen die Aoule rings im Land,
Der Himmel wiederflammt den Schreckensbrand.
Zerstreut, geschlagen flohn die heimschen Krieger
In wilder Unordnung; der Feind blieb Sieger.
Wie wilde Thiere haus't er, ohne Schonung,
Zum neuen Schlachtfeld wird die stille Wohnung.
Was nicht in Brand steht, wird von Blut geröthet,
Der schwache Greis fällt unterm Bajonette,
Man schont der Mutter nicht im Wochenbette,
Und in der Wiege wird das Kind getödtet.
Der blut'ge Mörder frech umschlingt den Leib
Der zarten Jungfrau, kos't das junge Weib —
Doch ist das Weib hier nicht wie anderwärts,
Im zarten Leibe wohnt ein starkes Herz!
Den Kuß zu rächen wird der Dolch gezückt,
Dem Küssenden ins gier'ge Herz gedrückt,
Und röchelnd stürzt er: »Rache Kamerad!«
Dem Racheworte folgt die Rachethat —
Todt stürzt das Weib -- bald steht das Haus in Flammen,
Des Stammes Gut und Freiheit bricht zusammen.

III.

Roslam-Beg hat sich, trotz der Niederlage,
Auf's Neu in einem fernen Ort befestigt,
Bereitet sich zu einem neuen Schlage,
Den er in Hinterlist vollführen will;
Jetzt wird er nicht vom Bruder mehr belästigt
In seinen Plänen . . . Wo steckt Ismaïl?
Der kämpft noch im Gebirge mit den Seinen,
Täuscht schlau die Feinde durch verstellte Flucht,
Und wie sie folgen, ihn zu fangen meinen,
Verlockt er sie in eine enge Schlucht,
Greift sie dort an, entläßt lebendig Keinen.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

IV.

Doch Ismaïl strebt in dem Kampfgewühl
Nach Ruhe nicht und Selbstvergessenheit —
Er hat für Ehre, die das Schlachtfeld beut,
Für Ruhm und Heldengröße kein Gefühl —
Zieht nicht für's Vaterland das Racheschwert —
Er kennt der Ehre und der Worte Werth,
Die man gewußt für Thoren zu entdecken.

Die kaum erloschne Glut, die ihn verzehrt,
Er will sie nicht auf's Neu im Herzen wecken —
Der Heimat Felsen, — nicht die Häuser will
Beschützen vor dem Feinde Ismaïl.

V.

In Abendnebel hüllt das Feuer
Des Tags sich, wie in einen Schleier.
Kein Lüftchen weht, kein Wölkchen zieht
Am bleichen Himmel — einen Aar
Nur wird man fernhin noch gewahr,
Wie er zum Felsenneste flieht.
Und durch die Felsen schauerlich
Des Mondes gelber Lichtstrahl stiehlt
In eine wilde Thalschlucht sich,
Und mit den nackten Schädeln spielt,
Und mit den Knochen, mit den Leichen,
Die ringsum auf dem Rasen liegen;
Und wie die Strahlen sie bestreichen,
Scheint's als ob Funken daraus fliegen.
Es wundert sich der Mond der kalten,
Stumm-unbeweglichen Gestalten —
Doch sieh': er läßt sein falbes Licht
Zwei andre Körper dort erreichen:
Noch Leben haucht aus dem Gesicht,
Doch reglos liegen sie wie Leichen.

VI.

Einer der zwei ist Ismaïl!
Es blickt sein Auge trüb und still,
Doch ungebeugt vom Mißgeschick.
Er sah die Sonne untergehn,
Wie wir wohl oftmals mit dem Blick
Noch einen lästgen Gast begleiten,
Den wir gleichgültig scheiden sehn.
Des Panzerhemdes Ringeln decken
Die Schulter sammt der Brust, der breiten,
Ein Helm das Haupt — doch blutge Flecken
Verdunkeln hier und dort den Glanz
Des blanken Stahlgewandes ganz.
Der Kopf des jungen Selim ruht
Auf seinen Knie'n — er zog ihm nach,
Er folgt ihm in freiwillger Flucht,
Und birgt sich in Ismaïls Huth,
Wie man im Schatten Obdach sucht. —
Trägt mit ihm alles Ungemach,
Mit ihm Gefahr und Kriegsgeschick,
Treu, ohne Murren, ohne Klagen —
Und ist er müde, will verzagen,
Hebt er auf Ismaïl den Blick:
Und hin ist Sorge und Beschwerde,
Und heiter wird er von Geberde.

VII.

Er schläft; es deckt sein Augenlicht
Die Wimper zu, die seidne, lange,
So mädchenhaft ist sein Gesicht,
So feingeröthet seine Wange!
Doch auf des Panzers Stahlgefüge
Liegt er so hart. In Mitleid sieht
Der Krieger auf die feinen Züge,
Und Trübsinn seinen Geist durchzieht: —
So fällt ein klarer Tropfen Thau
Aus seiner Himmelsheimat Blau
Auf ein verwelkend Blatt hernieder,
Strahlt alle Himmelsschönheit wieder,
Wie eine Perle licht und rein —
Und süß Vergessen lullt ihn ein,
Daß bald das Blatt, ihn selber mit,
Die Sichel trifft, das Roß zertritt!

VIII.

Er athmet mit halboffnem Mund
Die Abendluft, die frische, kühle;
Er schläft — doch seiner Brust Gefühle
Thun sich in leisen Worten kund.
Es ist als spräche er im Traum
Mit Jemand — und erstaunt und still
Mit offnem Ohr lauscht Ismaïl,
Wagt, wie er horcht, zu athmen kaum . . .
Vielleicht im Traum thut Selims Mund
Der jungen Brust Geheimniß kund.

»Du konnt'st vergessen?« klang das Wort,
»Ich will dein ganzes Herz ja nicht,
Will nur ein freundliches Gesicht,
Vergieb! ich kann nicht von ihm fort!«

»Vergeben, wem?« — fragt Ismaïl,
Ein Kurzes wurde Selim still,
Dann fuhr er fort: »Was nützt es, sich
Zu täuschen, er verachtet mich!

Was ist für ihn die arme Maid?
Was Selim? Doch in Ewigkeit
Also bleibt zwischen uns der Bund —
Warum durch seinen theuren Mund
Hat er den Namen mir geweiht?«
— »Wer, ich?« — nahm Ismaïl das Wort.
Doch Selim fuhr im Traume fort:

»O heilger Gott! entsetzlich doch
Ist eines Vaters Fluch den Kindern!
Entsetzlicher die Thränen noch
Der fluchbeladnen Trennungsstunde —
Kein Trost vermag dies Weh zu lindern!« . .

Noch weiter klang's aus seinem Munde,
Doch fehlte der Zusammenhang.
Bald schwieg er ganz, ein Seufzer rang
Sich tief aus seiner jungen Brust,
Dann blieb er ganz in Schlaf versunken.
Und auch Ismaïl schlafestrunken
Schloß seine Augen unbewußt.

— —

IX.

Selim erwachte, sah sich stumm
Und ängstlich erst im Kreise um,
Und lächelte, als er gewahr,
Wo diese Nacht sein Lager war:
Daß ihn Ismaïls Knie getragen!
Erröthen zog durch sein Gesicht,
Er schämte sich, und wagte nicht
Was er im Traum gesehn, zu sagen.
Als ob das böse Traumgesicht
Einfluß geübt auf sein Geschick,
Senkt er verlegen seinen Blick,
Und sucht den Fragen auszuweichen,
(Des Kummers unverkennbar Zeichen!)
Kaum mag sein Auge noch gewaltsam
Die heißen Thränen unterdrücken,
Bald drängen sie sich unaufhaltsam
Hervor — schnell hat er sich gewandt,
Scheinbar um Blätter abzupflücken
Von wilden Rosen — mit der Hand
Sucht er, gebückt zum Strauch, inzwischen
Die dicken Thränen wegzuwischen . . .
Dem Fürsten war es nicht entgangen,
Doch ließ er ihn darob in Ruh,
Er schrieb die Glut auf Selims Wangen
Des Augenblicks Erregung zu.
Er selbst hat wohl seit lange nicht
Der Liebe süßen Schmerz gefühlt?
Ihm Thränenflut die Wange nicht
Gewaschen und sein Herz gekühlt?

X.

Ich weiß es nicht . . . Doch nie bemißt er
Nach eignem Herzen fremde Rührung,
Denn häufig schon im Leben ist er,
Wenn er den Künsten der Verführung,
Als seiner unwerth, sich entzogen,
Durch solche Künste selbst betrogen,
Durch Thränenflut bei Herzenskälte.
Die Täuschung, die er selbst vermieden,
Ward ihm durch Andere beschieden,
Daß es ihm manche Lust vergällte.
Er glaubt blos nicht: um seinem Glauben
Nicht noch den letzten Rest zu rauben.
Die nicht'ge Welt verachtet er, darin
Das Leben — nur ein wechselndes Betrügen,
Wo Gram und Freude — nur Gespensterlügen,
Und jegliches Erinnern — Gift dem Sinn;
Das Böse schmeichelnd uns noch mehr erbost,
Der Brust im Guten nur ein flücht'ger Trost,
Und wo die Leidenschaften stets auf's Neue
Uns nichts zum Erbtheil lassen als die Reue . . .

XI.

Selim erhebt sich und besteigt
Den Berg, an dessen Rand er schlief . . .
Das Dunkel schon dem Morgen weicht,
Der Rasen blitzt vom Thaue feucht
Rings um die Schlucht, bis abwärts tief —
Und plötzlich tönt ein fern Geschrei, —
Tscherkessen die zum Kampfe rufen —
Staub wirbelt auf von Rosseshufen,
Wälzt gelb sich bis zur Schlucht herbei.
Rings wiederhallt's verworrnen Schalles,
Selim hört, sieht von Oben Alles;
In Angst zurück zur Thalschlucht flieht er,
»Sie kommen, dringen schon herauf!«
Ruft er, mit sich den Fürsten zieht er,
Weckt ihn aus seiner Ruhe auf.
Und sieh: schon zeigt sich dort ein Reiter —
Wie aus der Erde aufgesprungen
Schien er, da er zum Hügel ritt —
Dem ersten Reiter folgt ein zweiter,
Ein ganzer Schwarm kommt angedrungen
Zur Hohlschlucht in gemess'nem Schritt.
Es ist der Schluchtpfad hier so schmal
Geformt vom Doppelfelsenrück,
Daß ein paar Pferde, auf einmal
Zur dunklen Schlucht hineingetrieben,
Im Drängen beide stecken blieben,
Nicht vorwärts könnten, nicht zurück

XII.

Der Schwarm der kühnen Kampfgenossen
Macht vor dem Berge Halt — dort steigen
Sie lärmend von den müden Rossen.
Da naht der Fürst — und Alle schweigen,
Sich des Gebieters Wink zu fügen:
In ihren ausdrucksvollen Zügen
Ist Achtung — keine Furcht zu sehn.
Als freie Männer vor ihm stehn
Die Krieger:

»Nun, was bringt Ihr Neues?«
— »Des Feindes Heer ist aufgestellt
Zum Marsch im Ossajew'schen Feld,

. . . .

's sind ihrer viel!« —

Ismaïl spricht:
»Wer von Euch liebt die Freiheit nicht?«
Sie schweigen.

»Laßt die Rosse nun
Ein Kurzes noch vom Ritte ruhn.
Mit Tagesanbruch ziehen wir,
Sei es zum Siege, zum Verderben —
Doch, in des Lebens Blüthe sterben,
So jung . . . nein, Selim, du bleibst hier!«

———

XIII.

Selim erbleichte bei dem Wort,
Er sprach mit vorwurfsvollem Blick:
— »Ich kann nicht bleiben, mußt du fort!
Nein, Fürst! ich theile dein Geschick,
Ich folge meines Schwurs Gebot:
Mit dir im Leben und im Tod!
Wardst du es selbst nicht oft gewahr,
Daß Schlachtendonner und Geschoß
Mich nicht erschreckt, mich nichts verdroß,
Wenn ich bei dir, Ismaïl, war!
Wie oft von deiner Stirne schon
Hab' ich gewaschen Staub und Blut —
Als alle deine Freunde flohn:
Hielt ich nicht aus mit frohem Muth?
War dir's nicht wohl in meiner Huth?
Und wußt' ich nicht durch Kosen, Streicheln,
All deinen Kummer wegzuschmeicheln?
O meine Liebe, bleib mir gut!
O nimm mich, nimm mich mit von dannen!
Du weißt, ich kann den Bogen spannen,
Wie Andre — was ist mir der Tod?
Dir hab ich ganz mich hingegeben,
Dein will ich sein in Qual und Noth,
Will Schönheit, Glück der Jugend, will
Gern Alles lassen, Welt und Leben,
Doch laß ich dich nicht, Ismaïl!«

XIV.

Sprach's. Und der Fürst stand lange stumm,
Den Blick zum Himmel aufgewandt;
Dann kehrt er tiefbewegt sich um,
Drückt warm und kräftig Selim's Hand.
Selim giebt warm den Druck zurück,
Den ihm der Freund als Zeichen bot,
Daß sie vereint in Leid und Glück,
Daß nichts sie trenne als der Tod . . .
Lang sah der Fürst zur Erde nieder,
Ein Zittern ging durch seine Glieder,
Im dunklen Auge glänzt etwas:
Ich hätt' es mögen Thränen nennen —
— In solchem Auge Thränennaß? —
Es war nicht deutlich zu erkennen,
Denn bald schloß sich das Auge wieder.

XV.

Am Bergesabhang stehn die Rosse;
Es wurden Feuer angemacht
Am Eingang zu der Schlucht; — Geschosse
Wie Panzer, Köcher, und ein ganzer
Berg Sattelzeug hineingebracht.
Auf Ismaïl blitzt hell der Panzer,
Doch trübe ist der Fürst von Sinn,
Ist krank an Körper und Gemüth.
Und Selim tritt zum Freunde hin:
— »Ich weiß« — spricht er »was in dir glüht;

Der Thalschlucht Nachtluft ist es, die
Verpestend über dich gekommen!
Ein Lied will ich dir singen, wie
Ich's in der Heimat oft vernommen,
Wo manche junge Maid es singt
Dem Liebsten der zu Felde zieht —
Ein Abschiedslied, das traurig klingt,
Doch weiß ich gar kein andres Lied.
Es sang mir bei der Wiege schon
Die Mutter in der Kindheit Tagen;
Horch nur, es wird sein sanfter Ton
Den Gram von deiner Stirn verjagen,
Und liebe Bilder längst entflohn,
Der Kindheit Bilder zu dir tragen! —
Selim hub an, und ringsum wiederhallt
Der Fels, wie hellen Ton's das Lied erschallt.

Das Lied Selim's.

Schimmert die Nacht
So friedlich und heiter —
Doch der Jüngling-Streiter
Muß fort in die Schlacht.
Mit Schwert und Geschoß er dort steht,
Und es sagt ihm die Maid wie er geht:

»Mußt fort, meine Liebe!
Das Schlachtfeld betreten —
Vergiß nicht zu beten,
Bleib treu dem Propheten,
Doch treuer der Liebe!

»Wird immer belohnt
Wer liebt bis zum Sterben;
Er bleibt von Verderben
Und Unglück verschont;
Und mag er im Tod auch vergehen:
Was liebt muß ja ewig bestehen!

»Wer falsch in der Liebe,
Im Kampf nicht besteht er
Vor feindlichem Hiebe,
Und ruhmlos vergeht er —
Es wäscht seine Wunden kein Regen,
Ihn meidet der Wolf auf den Wegen!«

Schimmert die Nacht
So friedlich und heiter —
Doch der Jüngling-Streiter
Muß fort in die Schlacht! . . .

»Fort mit dem Lied!« schrie voller Wuth
Der Fürst, »du sollst mich nicht bethören!
Glaubst, der Prophet wird auf dich hören?
Im Schlachtfeld, in des Kampfes Glut,
Wasch' ich die Worte weg mit Blut,
Will jede Spur davon zerstören
In meinem Herzen . . . Auf! 's ist Zeit,
Ihr Mordgesellen, auf zum Streit!
Die Pferde vor! macht Euch bereit!
Fort mit dem Liede! — Blut will ich,
Kanonendonner, Panzerrasseln,
Wehrufen, Schlachtlärm, Kugelprasseln! . . .
O sing' nicht, sing' nicht! höre mich,

Fühl' meines Herzens wilden Brand!
Bist nicht zufrieden? Laß ab — laß!
O Himmel, du bist grausam, daß
Du strafen willst durch diese Hand!« . . .
So abgebrochen, wild, in Zittern
Stieß er die Worte aus dem Munde —
Sie wiederhallten in der Runde
Wie fernes Donnern bei Gewittern.
Und wie er starr und reglos stand,
Verzweiflung in den wilden Mienen,
Halb von des Feuers Glut beschienen,
Den blanken Degen in der Hand:
Erschien er wie ein böser Geist,
Der plötzlich aus der Grabesnacht
Durch einen Zauberspruch erwacht.
Sein finstres Auge spähend kreist
Umher im fernen Steppenland,
Und furchtbar droht er mit der Hand
Zur Steppe, ohne Unterlaß . . .
Wer ist es, der sein Blut so kochen
Gemacht, die stolze Ruh gebrochen?
Selim bemerkte endlich, daß
Ismaïl nicht zu ihm gesprochen.
Der Unvorsichtige! er schürte
Die Flammen, die hier aufgegangen,
Bedachtlos seine Hand berührte
Des Herzens Saiten — und sie klangen
Und bebten in Ismaïls Brust,
Daß Selim selber unbewußt
Des Grundes, stand in Angst und Bangen.

XVI.

Die Reiter schwangen sich zu Pferde,
Gar finster blickten ihre Mienen,
Matt von des Feuers Glut beschienen,
Das bald erloschen auf der Erde.
Und lärmend zog's hinauf den Hügel —
Wie wenn im Feld ein Kranichzug
Am Abend noch zu weitem Flug
Aufwärts erhebt die weißen Flügel. —
Gewieher, Lachen, Lärm, Gestampf,
Es athmet Alles Glut und Kampf!
Wie Männer in des Geistes Kindheit
Stets voll sind von dem Muth der Blindheit.

— — —

XVII.

Der Tag bricht an; in seinem flüchtgen
Glanz bricht das Morgenroth herein,
Entflammt der blauen Wolken Reihn,
Der aufeinander eifersücht'gen.
Fern durch die enge Hohlschlucht reitet
Der Fürst, die Mannen hinterdrein
In langem Zug. Bedächtig schreitet
Das Roß an schluchtbedrohter Stelle —
Doch durch das Thal mit Windesschnelle
Fliegt es, und macht in seinem Lauf
Den Staub aufwirbeln; dann bergauf
Steigt es und windet sich im Kreis.
Dort ragt ein Fels wie Schnee so weiß,
Daß man in seiner hellen Pracht
Ihn weithin sieht, selbst bei der Nacht . . .

Den bunten Köcher auf dem Rücken,
Trabt Selim leicht auf schwarzer Stute;
Mag ihn der Waffen Last auch drücken:
Sein Auge glänzt von frohem Muthe . . .
So durch die Luft an schwülem Tage
Wohl eine weiße Wolke schwebt
Sorglos und leicht auf hohem Pfad;
Und plötzlich, wie mit Zauberschlage,
Fern ein Gewitter sich erhebt
Und, wie ein schwarzer Flecken, naht —
Doch, ob es immer höher steigt,
Und ob's in Blitz und Donner spricht
Voll dunklen Zornes — es erreicht
Der weißen Wolke Höhe nicht!

XVIII.

Schon nah sind sie dem Feindesheer,
Der Wahlstatt, der verhängnißvollen.
Wen heute trifft des Schicksals Grollen? —
Horch! Schüsse fallen . . . immer mehr!
Es wächst zu lautem Donnerrollen
Das Schießen — ringsum wiederhallen
Die Felsen von dem Lärm und Knallen.
Der Fürst fährt auf, winkt mit der Hand:
»Vorwärts! mir nach und auf mich seht!«
Er sprach's, und ließ die Zügel fallen.
Nein! so gewaltig niemals stand
Er in der Schlacht! Voll Majestät
War seine Rede und Geberde;
Sein Rappe bäumt, stampft wild die Erde,

Und Ismaïl fliegt in den Feind . . .
Ein Engel der Zerstörung scheint
Er wie von Höllenglut getrieben.
Und wer den stolzen Krieger sah
In seinem Flug — wer wäre da,
Sprich Selim! wer zurückgeblieben?

XIX.

Ein Feindestrupp warf sich indessen
In großer Zahl mit ganzer Wuth
Auf einen kleinen Schwarm Tscherkessen,
Der in der Keckheit Uebermuth
Den Feind die ganze Nacht geneckt,
Bis zu der Lagerzelte Wacht
Herangeschlichen, heimlich, sacht,
Dann sicher feuernd hingestreckt
Die Wachen, Alles aufgeschreckt
Und wie im Fluge Kehrt gemacht.
Ergrimmt, daß man ihn so belästigt
Zur Nacht, brach jetzt der Feind heran,
Wo die Tscherkessen sich befestigt,
Und griff sie an mit ganzer Wucht.
Heiß ein Verzweiflungskampf begann.
Hart war die kleine Schaar bedroht,
Doch hielt die Scham sie ab, durch Flucht,
Sich zu entziehn dem sichern Tod.
Und Schwerter klirren, Kugeln zischen,
Hier fällt ein Hieb, dort trifft ein Blei —
Die Flüche der Gefallnen mischen
Sich mit der Sieger Kampfgeschrei.
Durch graue Wolken Pulverdampf

Flammen die Blitze der Geschosse.
Es stürzt der Reiter mit dem Rosse,
Und wird im Kampfgewühl zertreten.
Zu ungleich ist der wilde Kampf!
Tscherkessen! betet zum Propheten —
Schon wirft der Krieger das Gewehr,
Kein Ausweg, keine Hoffnung mehr!
Doch horch! was pfeift so schrill durch's Thal . . .
Den Kriegern ist der Ton bekannt —
Sie spähn: auf einem Hügel stand
Ismaïl-Bey im blanken Stahl!

XX.

Nicht lange stand Ismaïl dort:
Er ließ sein Roß sich nur verschnaufen,
Späht' scharf umher, dann sprengt er fort,
Fort in den dicht'sten Feindeshaufen.
Es sprüht der Tod aus seiner Faust,
Wie er auf seinem stolzen Pferd,
Drauf er wie angeschmiedet sitzt,
Hoch durch der Feinde Reihen saust.
Der Rappe schnaubt, der Panzer blitzt,
Gewalt'ge Hiebe führt sein Schwert,
Es trifft zur Rechten und zur Linken,
Und Todesleuchten ist sein Blinken.
Mit Ismaïl ist das Verderben —
Doch, die im untern Thale stehn,
Die Krieger, können ihn nicht sehn
Und müssen unvertheidigt sterben!
Er wüthet wie ein junger Leu
In seiner Wildheit Majestät —

Und wo er naht, weicht Alles scheu,
Rings knallt es, zischt's: ihn trifft kein Blei,
Mit Ismaïl ist der Prophet!
Die Schützen zielten schlecht auf ihn,
Der Hieb prallt' ab vom blanken Stahl;
Noch unversehrt sein Helmschmuck schien —
Neu hebt sich der Tscherkessen Muth,
Der Kampf entbrennt in neuer Wuth,
Von Blut und Feuer glüht das Thal . . .

XXI.

Weitab vom Schlachtfeld, zwischen dem Gesträuch,
Zuneben Reitgeschirr und Sattelzeug,
Auf feuchter Erde lag ein sterbend Roß,
Der wilden Steppenheerde stolzer Sproß.
Im Todesröcheln wälzt sich's hin und her.
Und vor dem Pferd, mit Blicken trüb und schwer
Stand ein Tscherkeß. Hin ist sein treues Thier!
Gekreuzten Armes stand er, blickte stier
Hin wo der Kampf wogt in des Thales Schoß;
Verfluchen möcht' er grimm sein bittres Loos!
Es war sein Kummer — eines Helden Kummer:
Dem Schlachtfeld fern mußt' er allein in stummer
Unthätigkeit und Unruh stehn, indessen
Sich auf der Wahlstatt dort die Krieger messen.
Horch: Roßhufschall — »Wer da?« In wilder Eile,
Schweißtriefend ganz, kommt Selim angesprengt,
(Noch ungespannt am Roß die Armbrust hängt,
Im Köcher fehlt noch keiner seiner Pfeile.)

XXII.

— »Wo ist der Fürst?« — ruft er — »ich find' ihn nicht,
Wo mag er weilen?« — Und der Andre spricht:
»Willst du ihn sehn, schau dorthin wo der Kampf
Am schrecklichsten, am röthlichsten der Dampf,
Der Staub so dicht, und das Geheul so laut,
Wo Blut in Strömen fließt, der Feind vergebens
Die Flucht ergreift zur Rettung seines Lebens,
Verzweifelnd auf des Kampfes Ausgang schaut:
Dort ist er! Wie ein Blitz des Himmels fährt
Er zündend durch die Reihn, und Alle weichen;
Wer widersteht, fällt unter seinen Streichen.
Er selbst bleibt unversehrt — sieh, unser Zeichen
Und Kriegesbanner ist sein Helm und Schwert!«

Also der Steppensohn zu Selim spricht,
Und Schmeichelei kennt solch ein Krieger nicht.

XXIII.

Es sprengt ein Reitersmann, weiß von Gewand,
Furchtlos einher, den Degen in der Hand;
Man unterscheidet ihn schon aus der Weite,
Kühn durch sein Beispiel treibt er an zum Streite.
Und wie er reitet, forscht er ab und auf,
Als ob er Jemand dort zu suchen schien:
Er sucht Ismaïl — und er findet ihn —
Zieht sein Pistol schnell, hält auf ihn den Lauf
Und schießt . . . umsonst: das Blei hat ihn betrogen!
Doch hat vom Schuß der Dampf kaum sich verzogen,
So stürzt Ismaïl auf den Reitersmann:

»Seh' ich dich wieder!« zürnt er ihm entgegen,
»Beim heil'gen Gott: ich bin nicht Schuld daran!«
Es flammte bei den Worten schon der Degen,
Und von dem Rumpfe flog des Feindes Haupt,
Wie eine reife Frucht vom jungen Baume . . .
Und mähnesträubend bäumt das Pferd und schnaubt,
Und stampft, — die Nüster dampft von weißem Schaume.
Es stürzt der todte Reiter in den Sand,
Zum Leichentuch wird ihm sein weiß Gewand.
Nicht lang ward er von Todesqual getrieben,
Und — Friede sei mit ihm! — im Augenblick
Hat er verlernt zu hassen und zu lieben:
Nicht Jedem wird solch glückliches Geschick!

XXIV.

Und immer heißer wogt der Kampf,
Der Tod sprüht aus Ismaïl's Faust;

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Bei Ismaïl ist kein Erbarmen!
Doch wie? . . . hat ihn das Glück getäuscht?
Ein Knattern, Donnern plötzlich schallt,
Und ringsum dichter Dampf aufwallt.
Getroffen, blutig und zerfleischt,
Dicht vor Ismaïl's Angesicht
Sein Vordertrupp zu Boden bricht.
Verwundet, röchelnd auf der Erde
Wälzt sich der Reiter sammt dem Pferde . . .

In Zürnen seinen Rappen wandte
Der Fürst, stand aufrecht in dem Bügel,
Späht' — und stürmt wüthend ganz allein
Dahin, woher das Feuern brannte;
Doch ein Tscherkeß sprengt hinterdrein,
Fällt seinem Pferde in die Zügel
Und reißt es fort mit ganzer Wucht,
Und führt den Reiter sammt dem Pferd'
Fort ins Gebirg — vergebens wehrt
Der Fürst sich der gezwungnen Flucht.
Selim, voll Ruhe in dem Wirrsal
Der Schlacht, wie er den Fürsten sieht,
Daß er durch Freundeshülfe flieht
Gerettet aus des Kampfes Irrsal,
Dankt er im Herzen dem Geschick,
Und folgt dem Freund mit sicherm Blick.
Doch in Ismaïl's Herzen nagt
Der Schmerz. Nicht, daß er Scham gefühlt
Ob seiner Flucht — der Schlachtgewiegte
Weiß, daß die Furcht in ihm nicht wohnt,
Und And'res ist's was er beklagt.
Sein junges Leben blieb verschont
Im Kampf, doch fühlt sich der Besiegte
Durch läng'res Leben nicht belohnt!
Ismaïl wandte sein Gesicht
Als kenn' er seine Freunde nicht . . .

———

XXV.

Je seltner Glück uns in der Welt
Beschieden, desto süßer stellt
Es sich uns dar im Träumen, Denken.
Es zieht uns fort von hier, den Blick
Zu jener Welt hinaufzulenken —
Und zeigt auch dort uns das Geschick
Sich als Alleingebieterin:
Es treibt uns umsomehr, den Blick
In sein Geheimniß zu versenken.
Wir sehen gern den Himmel offen
Wie man ihn träumt, voll sel'ger Ruh —
Ihm wendet sich des Herzens Hoffen,
Der Brust geheim Verlangen zu.
Und wenn uns Gram und Sorgen drücken,
Verlangt es uns, der Erdenwelt,
Der nichtigen, uns zu entrücken,
Und glückbedürftig aufzuschauen
Zum sternbesä'ten Himmelszelt,
Wo wir uns schönre Welten bauen,
Die wir mit sel'gen Bildern schmücken —
Wo keine Sorge, keine Plage,
Kein Schatten der vergangnen Tage:
Nur eitel Wonne und Entzücken.
Doch liegt der Geist, der zweifelkalte,
Auch oft im Streit mit dem Geschick:
Daß die Vergangenheit dem Blick
— Wünscht er — sich ganz und frisch erhalte . . .
Von dem Gedächtniß seiner Leiden
Und seiner Lust will er nicht scheiden.
Er fürchtet nicht zu unterliegen,
Und wenn er träumt — träumt er von Siegen!

In seiner selbstbewußten Kraft,
Die bis zum Grabe nicht erschlafft,
Stolz alles Fremde von sich weist
Er — thut nur was er selber will.
Solch einen unbeugsamen Geist
Gab die Natur auch Ismaïl!

XXVI.

Er ist verwundet; doch er sieht
Und hört nicht was um ihn geschieht.
Es fließt das Blut aus seiner Brust;
Doch, seiner Schmerzen unbewußt,
Wird er durch Strauchwerk und Gestein
Vom müden Pferde fortgetrieben.
Der treue Selim ist allein
Nicht hinter ihm zurückgeblieben:
Kaum sitzt er noch im Sattel — hält
Des Rosses Mähne, statt der Zügel;
Die Füße schlottern ohne Bügel,
Ganz bleich ist sein Gesicht, entstellt.
Die Augen nur, die thränenschweren,
Noch dann und wann zu dem sich kehren,
Der ihm ja Alles in der Welt,
Dem er sein Herz, sein ganzes Leben
Als freud'ges Opfer hingegeben —
Um den, wenn er ihn meiden müßte,
Er auch vom Leben scheiden müßte!
Und ob man ihn für böse hält:
Was kehrt sich Liebe an die Welt,

An das Geschwätz von andern Leuten?
Sie will ihr Theil für sich bedeuten;
Auf Erden ist sie starken Muthes,
Der Himmel macht ihr keine Noth —
Sie hat ihr eigenes Gebot
In sich, für Böses und für Gutes.

XXVII.

Still wurde der Verfolger Rufen;
Es schäumt das Roß, dampft aus der Nüster,
Doch, sichertastend mit den Hufen,
Sucht's zwischen Klüften und Gestein,
Durch Schluchten schauerlich und düster,
Den Weg sich selbst, braucht keinen Leiter,
Es findet überall allein
Zurecht, für sich und seinen Reiter.
Zur rechten, aus der Felswand breitet
Sich Strauchwerk, schwarz und lang hervor,
Und streift, wie man vorüberreitet,
Die Kopfbedeckung und das Ohr.
Und hoch, von Felsen unersteigbar
Blickt, dem Geschosse unerreichbar,
Ein Gemsbock auf den Zug herunter . . .
Links — gähnt ein Abgrund, stark umsäumt
Von rothen Steinen, die in bunter
Vielzackiger Gestaltung hängen,
Als wollt' es sie hinunterdrängen
Zur Tiefe, wo der Giesbach schäumt,
Und wie ein Tiger springt und bäumt.

Zwei schroffe Höhenzüge trennt
Die Flut — gleichwie ein böser Geist
Wohl zwei Familien hadernd scheidet.
Bald glitzert hell die Woge, brennt
Gleichwie von Perlenglanz umkleidet,
Und bald smaragden glimmt und gleißt.
Weitab am Horizont, dem blauen,
Die stufenförm'gen Berge heben,
Des öden, nackten Höhenzuges,
Den Blick hinauf, wo luft'gen Fluges,
Tief Schatten werfend, Wolken schweben,
Und auf die Berge niederschauen.
Und drängt sich, wie sie ziehn und wandern,
Stolz eine Wolke vor der andern,
Daß sie beim Hin- und Wiederschweben
So neidisch auf einander schienen,
Als ob des Südens Glut auch ihnen
Des Südens Leidenschaft gegeben!

XXVIII.

Der Tag ist heiß. Dem Fürsten weicht
Die Kraft, kaum kann er weiter fort.
Schon ist es Mittag; doch es zeigt
Sich Hoffnung; — wo der Rauch aufsteigt,
Dort ist Ismaïl's Heimatort!
Und wo die rothen Felsen dort
Von dunklen Sträuchen, wie von Kränzen
Bedeckt, im Strahl der Sonne glänzen,
Dort ist ein Scheideweg — und Spuren
Knarrender Arba-Räder zeigen
Den Weg zu seinen heim'schen Fluren.
Schon sieht er die Moschee; es steigen
Die Dächer rings der Hütten auf
Vor seinem Blick; in wildem Lauf
Schäumt der Argun ihm tief zu Füßen,
Hebt sich und rauscht, wie ihn zu grüßen.
Schon sind die Felsen überstiegen,
Die strauchbedeckten; abwärts biegen
Die Pfade, und in stärkerm Schritt
Trägt ihn sein Rappe — doch da tritt
Er fehl, und wie er strauchelnd wieder
Sich heben will, versagt ihm seine
Gebrochene Kraft, auf dem Gesteine
Stürzt er mit ganzer Schwere nieder.

———

XXIX.

Der Reiter lag in seinem Blut
Gefühllos, reglos auf der Erde,
Die Stirne bleich, des Auges Glut
Gebrochen, traurig die Geberde.
Wie Grabesruh auf seinem Munde
Lag's, als ob nahe schon die Stunde,
Wo seine Augen Schlaf umzieht,
Aus dem er nimmer wird erwachen
Auf Erden, und die Seele flieht,
Um aus dem Körper — Staub zu machen . .
Wird nur das Steppengrab, nichts mehr,
Die nichtge Spur sein, die erzählt
Von Dem, deß Herz so lange der
Gedanke an das »Nichts« gequält?
Nein! Nein! — doch sieh, in tiefem Leide
Selim zu ihm sich niederschmiegt,
— Wie eine sturmgebeugte Weide
Mit schwanken Zweigen über einen
Zertrümmerten Altar sich biegt —
Sorgsam nimmt Selim ihm erst seinen
Helm und den Panzer ab von Stahl,
Umschlingt ihn fest mit zartem Arme,
Drückt an des Freundes starre Brust
Die eigne Brust, die lebenswarme,
Und liegt bald selber unbewußt
Der eignen Regung seines Busens.

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

XXX.

Selim erhebt sich, schaut sich um,
Und todt liegt alles rings, und stumm.
Nur, wie sein Auge aufwärts sieht,
Tief eine Regenwolke zieht,
Schwarz durch die Luft die Flügel breitend,
Kalt wie der Tod herniedergleitend.
Schon droht sie, ihre dunkle Hülle,
Die inhaltfeuchte, zu erschließen,
Und ihres Busens kalte Fülle
Ueber die Wandrer auszugießen.
Und neue Furcht kommt Selim an,
Er drückt sich an den Freund heran,
Und ruft zur Wolke auf: »Halt ein!
O, hab' Erbarmen, schone sein!
Den ich mehr liebe als mein Leben,
Den man nicht anders lieben kann —
Du kommst den Freund mir zu verderben:
Zu andern Opfern magst du schweben,
Doch schone sein — laß ihn nicht sterben!
Giebt's keine größre Schuld, als seine,
Und keine größre Qual, als meine?«

XXXI.

Hört auch die dunkle Wolke nicht,
Was kindlich flehend Selim spricht:
Sie thut doch was er flehend sagte,
Sie schwebt vorbei . . Als er aufs Neu
Die Augen aufzuheben wagte,
War sie schon weit. Und gleich als sei
Ismaïl von der feuchten Kühle,
Die mit der Wolke über ihn
Gekommen — wie er reglos lag,
Erstorben jeglichem Gefühle —
Geweckt zu neuem Herzensschlag,
Holt er tief Athem — und wird wach.
Und zitternd streckt er eine Hand
Aus nach der andern. Ob auch schwach
Und elend noch — bald neubelebt
Fühlt er sich von der Abendluft.
Und wie er seinen Blick erhebt,
Allmählig die Umgebung ruft
Klar das Bewußtsein ihm zurück.
Doch wo ist Selim? wo sein Freund?
Der letzte der in Leid und Glück
Ihm treu blieb — Himmel! was erscheint
Vor seinem Blick? die Worte brechen
Sich an den starren Lippen — sprechen
Kann er nicht mehr, er kann nur sehn!
Und nicht mit Engels- nicht mit Teufelszungen
Ließe sich sagen, was ihn da durchdrungen,
Was er gesehn, wie ihm geschehn!

XXXII.

Selim . . . doch, wer erkennt ihn jetzt noch nicht? —
Der Mütze Pelz deckt nicht mehr sein Gesicht,
Die Brust wogt frei, auf das Beschmét[13]) von Seide
Fällt glänzend schwarzes, langes Lockenhaar,
— Am schönsten ist das Weib in seinem Leide! —
Es starb ihr auf den Lippen das Gebet;
Im Blicke lag ein Ausdruck wunderbar —
O Himmel! Himmel! giebts im Paradiese
Auch Augen die voll Thränen so wie diese?
Wo Furcht und Gram so schön dem Auge steht,
In seinen Thränenperlen, daß es schade
Sie zu verwischen — traurig sie zu lassen?
Ist Sara auch, die herrliche, die junge,
Unter den Auserwählten deiner Gnade?
Und stammelt dort von Liebe ihre Zunge,
Und weint sie dort . . . Ich kann dein Schweigen fassen!
Die Antwort selbst aus Sara's Augen spricht,
Aus ihrer unvergleichlichen Geberde:
Ein ird'sches Abbild giebt's im Himmel nicht,
Und keine zweite Sara auf der Erde!

XXXIII.

Ismaïl schnell das liebe Bild erkannte,
Das er im Sturm des Herzens und der Schlacht
Vergessen. Auf den zarten Wangen brannte
Sein Kuß, und neue Lebensglut erwacht
In ihrem Antlitz — neue Lebenslust
In ihrem Herzen, als an seine Brust
Ihr Köpfchen sie gelehnt; und sie entflammt
Bei seinem Kuß zu niegekannter Regung,
Und der Verstand vermag nicht die Bewegung
Zu bändigen, die aus dem Herzen stammt.
In Glut das Wort von ihren Lippen quoll,
Und alles rings war ihrer Wonne voll . . .
Die Liebe ist den Menschen Sünde nur:
Heilig ist sie dem Himmel und der Erde!
Es athmet eitel Wollust die Natur —
Der Mensch nur kauft sein Glück mit Angstgeberde.

Zwei Jahre flohn. Der Krieg tobt fürchterlich
Noch immer fort; vom Raube nähren sich
Des öden Kaukasus verarmte Stämme.

. . . .

. . . .

Es schien, die blinde Rache wurde still,
Die zwischen Roslam-Beg und Ismaïl
So lang gewüthet, und in Liebe schien
Der Haß des Brüderpaares umgekehrt.
Sah man Blut fließen und die Feinde fliehn:

War immer vorn Ismaïls Hand und Schwert!
Doch warum ist jetzt Selim, Sara nicht
Beim Fürsten mehr? Wohin hat sie's getrieben?
Wo ist die schöne Lesghierin geblieben?
Welch Schicksalsschlag war's, der Verderben trug
In dieses Herz, das so für Liebe schlug?
War's durch Verrath, durch Untreu, daß die Beiden,
Die so in Eins verschmolzen, mußten scheiden?
Lebt Sara — oder liegt sie schon begraben?
Und deckt der Heimat Erde sie — und haben
Des Vaters Hände sie gebracht zur Ruhe?
Ward noch das Wort »Verzeihung« ausgesprochen,
Daß Elternfluch ihr nicht das Herz gebrochen? —
Und — liegt sie noch nicht in der kalten Truhe,
Wo mag ihr junges Herz jetzt leiden, klagen?
Wer wagt es, Ismaïl darum zu fragen!

* * *

Einstmals, zur Stunde wo die Abendsonne
Die Wölkchen glüh umzog mit rothen Streifen,
Saß Ismaïl versunken wie im Traum,
Auf einem Hügel, ließ im weiten Raum
Gedankenvoll umher die Blicke schweifen.
Es war von frühauf seine größte Wonne
Der wilden Berge Bilderpracht zu schauen,
Das Abendglühn der Gletscher, die am blauen
Gewölb des Himmels blendend ringsum zogen —
In dieser Freude ward er nie betrogen! . .

Vier seiner Krieger standen um ihn her,
Und forschten aus den Blicken trüb und schwer,
Was so in Aufruhr brachte sein Gemüth . . .
Doch, wer ist, der des Meeres dunkle Schlünde,
Und wer auch, der ein Menschenherz ergründe,
Drin Gram — doch keine Leidenschaft mehr glüht? . . .
Woran er dachte? Nicht nach Westen trug
Ihn der Erinnerung Gedankenflug —
Ach! and're, andere Erinnerungen
Sind in Ismaïl's Herzen aufgesprungen . . .
Was knallt dort laut? . . . Es wirbelt blauer Rauch,
Die Hand war sicher, und das Auge auch
Des Bösewichts der schoß: Ismaïl fiel,
Die mörderische Kugel traf ihr Ziel!
Der Schlachtenliebling, blutend lag er da —
Die Stirn war bleich, und trüb das Auge sah.
Es standen seine Freunde rings herum,
Ach! ihrem Ruf blieb er auf ewig stumm!
Auf seinem Antlitz spielt zum letzten Mal
Der glühen Abendröthe letzter Strahl —
Als zuckt' noch Leben aus den kalten Mienen
War's, wie er lag, ganz glühroth überschienen,
Als sei, da seine Hülle sich entseelte,
Der letzte Gramgedanke der ihn quälte,
Im Antlitz festgebannt zurückgeblieben,
Indeß vom Leib der Geist hinweggetrieben . . .

Der Himmel selbst wird deine Unthat rächen,
Treuloser Bruder! Sieh, im ganzen Land
Fand sich kein Miethling dir für dein Verbrechen:
Du that'st den Mörderschuß mit eigner Hand!

Des Fürsten Leiche trugen die Genossen,
Wo rauschend eines Gießbachs Wellen flossen,
Unfern zum Thal. Das Wasser ward sein Grab.
Sie nahmen das Gewand der Leiche ab,
Von dem verhängnißvollen Blei durchschossen,
Und ließen Ismaïl ein Spiel der Wellen.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Alexéi Kolzoff.

Alexéi Kolzoff (geb. 1809, † 1842), der russische Burns, war der Sohn eines Viehhändlers, der ihn — nach kaum halbjährigem Unterricht im Lesen und Schreiben — in seinem Geschäfte verwendete. Er dichtete seine herrlichen Lieder, während er in der Steppe die Rinderheerden seines Vaters hütete. Sein kurzes Leben war voll Kummer und Sorgen.

Gebet.

Mein Heiland, mein Heiland!
Sieh, rein ist mein Glaube,
Wie Glut des Gebetes;
Doch, Herr, auch dem Glauben
Ist dunkel das Grab! . . .
Was beut mir Ersatz einst
Für Ohren und Augen —
Das glühende Fühlen
Des sterbenden Herzens?
Was — ohne dies Herz — ist
Das Leben des Geistes? . . .

Auf Kreuz und auf Grab, wie
Auf Himmel und Erde,
Vom Anfang der Schöpfung
Bis zu ihrem Ausgang,
Hast Du, o Allmächt'ger,
Den Schleier geworfen,
Dein Siegel gedrückt —
Dein ewiges Siegel.
Die Welt mag zertrümmern,
Dein Siegel zerreißt nicht,
Kein Feuer verbrennt es,
Kein Wasser erweicht's.

Verzeih' mir, mein Heiland,
Daß meinem Gebete
Einfloß eine Thräne:
Sie leuchtet im Dunkeln
Von Liebe zu Dir.

Das Grab.

Wer liegt hier begraben?
Still ist es und einsam,
Ein Kreuz ragt von Schilfrohr,
Ganz frisch ist das Grab.
Und zeigt in der Oede
Sich ringsum kein Pfad?
Weß Leben entfloh hier?
Wer kam hier an's Ziel?
Beging hier ein wilder
Tatar einen Raubmord
Im Dunkel der Nacht,
Benetzte die Erde,
Die russische Erde
Mit dampfendem Blut?

Verlor eine junge
Bewohn'rin der Steppe
Ihr einziges Kind hier?
Sie herzt' es und koſt' es,
Und bitterlich weinte
Beim Tod' ihres Lieblings;
Und frei unterm Himmel
Auf offenem Felde,

In Kornblumen-Hülle
Begrub sie ihr Kind.

Stürm'sche Winde wehen
Klagend über's Grab hin, ...
Dürre Steppenhalme
Neigen ihre Häupter,
Und das Gypskraut wuchert
Rings am Grab vorüber.
Wie die Winde brausen
Durch die öde Steppe,
Nimmer weckt ihr Klagen
Was im Grabe schlummert!
Nur in Einem Herzen
Auferstcht es lieblich,
Lebt es lieblich fort.

Das hohe Geheimniß.

Wolken tragen Wasser,
Wasser tränkt die Erde,
Früchte zeugt der Boden.
Oben Sterne zahllos,
Unten Leben zahllos,
Dunkel hier, dort helle
Sind der Schöpfung Wunder.

Und in Zweifeln alternd
Ob den hohen Räthseln,
Ein Jahrhundert immer
Rastlos folgt dem andern,
Und die Ewigkeit fragt
Jegliches Jahrhundert:
Womit schloß die Laufbahn?
Antwort giebt ein jedes:
Danach frag' die künft'gen.
Im Gebet zum Himmel
Kühn erhebt der Geist sich:
Deute mir der Schöpfung
Wundervoll Geheimniß!
Und er sendet Antwort
Neu geheimnißvolle,
Neue Schöpfungswunder,
Stürmische und stille,
Den Verstand verwirrend.

Was wird aus dem Weltall,
Wenn die Zeit erfüllt ist? . . .
Brenne heller, Lämpchen
Vor dem Gottesbilde!
Mich erdrückt das Denken,
Das Gebet erhebt mich!

———

Sitz' am Tisch allein.

Sitz' am Tisch allein
Und ich denke nach
Wie es traurig ist
So allein zu sein!

Liebe in der Brust
Und kein junges Weib —
Keinen treuen Freund
In der weiten Welt;

Schätze nicht, selbst kein
Warmes Winkelchen,
Egge nicht, noch Pflug,
Keinen Ackergaul —

Ach, nichts hinterließ
Mir mein Väterchen,
Außer Armuth und
Rüst'ger Leibeskraft.

Und auch die ist hin,
Ist schon längst geknickt,
Seit mich bitt're Noth
In die Fremde trieb.

Sitz' allein am Tisch
Und ich denke nach,
Wie ich bis zum Grab
Leben muß allein!

Frage.

Wie kannst Du
Der Sonne rufen:
Hör' mich, Sonne!
Steh bewegllos:
Daß am Himmel
Du nicht wandelst,
Daß auf Erden
Du nicht leuchtest.

Tritt an's Ufer,
Blick' auf's Meer hin:
Wie kannst Du
Das Meer bewegen,
Daß das Wasser
Drin erkalte,
Seine Flut
Zu Eis erstarre.

Giebt's Gewalten
Der Gewalt'gen,
Die den Lauf
Der Weltenkugel
Hemmten, daß sie
Stille stände,
Nicht mehr kreiste?

Wie kann ich
Auf dieser Welt sein
Voll Bewegung,
Ohne Wünsche?
Was beginn' ich
Voll von sünd'gen
Glutgedanken,
Glutgefühlen?

In die dunkle
Erdenscholle
Hauchte eine
Gottkraft Leben,
Und bewohnt sie
Nun als Herrin.
Von der Wiege
Bis zum Grabe
Hadernd kämpfen
Geist und Erde.

Nicht will Sklavin
Sein die Erde,
Doch nicht frei
Der Bürde wird sie.
Und der Geist
Des Himmels wehrt sich
Der Verwandtschaft
Mit dem Staube.

Lange Zeit ist
Schon verflossen —
Wird noch lange
Zeit verfließen,

Eh' der schwere
Kampf geendet?
Wer bleibt Sieger?
Gott nur weiß es! ...

Keiner löst
Der Schöpfung Räthsel,
Keiner lüftet
Ihren Schleier,
Vorzudeuten
Was gescheh'n soll.

Ewiges Schweigen
Herrscht im Grabe —
Ewige Nacht
Verhüllt die Ferne.
Werd' ich einst
Im tiefen Meere,
Einst im fernen
Himmel leben?
Mich erinnern
Was ich dachte,
Da ich lebte
Auf der Erde?

Oder wird
Mit mir begraben
Mein Erinnern
Und mein Denken?

Was im Tode
Wird mein Schicksal,
Du mein Schöpfer,
Herr des Weltalls?

Der Wald.

Dunkler Wald, warum
Stehst so sinnend da,
Deine Stirn umwölkt
Vor Bekümmerniß?

Wie Bowá, der Held,
Der bezauberte,
Unbedeckten Haupts
Stand im Kampfgetös:

Stehst Du da gebeugt,
Und doch kämpfst Du nicht
Mit dem Sturmgewölk
Das vorüberzieht?

Deinen grünen Helm,
Deinen Blätterschmuck,
Riß der Sturm Dir ab,
Warf ihn in den Staub.

Warf zu Füßen Dir
Deinen Mantel auch, —
Und Du stehst gebeugt,
Aber kämpfest nicht.

Armer Wald, wo blieb
Dein so trutzig Wort,
Deine stolze Kraft
Und Dein Herrschermuth?

Ach, vor Zeiten wohl,
In der stillen Nacht
Sang die Nachtigall
Hier ihr klagend Lied!

Ach, vor Zeiten wohl,
Als Du blühend stand'st,
Suchten Freund und Feind
Schutz und Schatten hier!

Ach, vor Zeiten wohl,
Hier am Abend spät
Hielt'st Du mit dem Sturm
Grimmes Zwiegespräch!

Er entfaltet sein
Schwarz Gewölk zum Kampf,
Läßt den kalten Wind
Heulend auf Dich los.

Und Du rufst ihm zu,
Rauschend schallt Dein Wort:
»Kehre um, kehr' um,
Heule anderswo!«

Und er gellt und heult,
Dreht im Wirbel sich —
Deine Brust erbebt,
Kühl durchschauert's Dich.

Doch Du raffst Dich auf
In gewalt'ger Wuth —

Ringsum schaurig schallt's,
Schaurig wiederhallt's.

Und die Windsbraut fährt
Wie die Waldmaid auf,
Und trägt ihr Gewölk
Weithin über's Meer.

Ach, wo blieb, wo blieb
Deine grüne Pracht?
Trauernd stehst Du jetzt,
Ganz in Schwarz gehüllt,

Stumm und menschenscheu.
Nur wenn Stürme nahn,
Ringt ein Klaggestöhn
Aus der Brust sich los.

So, Du dunkler Wald,
Tapfrer Held Bowá!
Rieb Dein Leben sich
Ganz im Kampfe auf.

Da das Sturmgewölk
Dich nicht bändigte,
Unterlagst zuletzt
Du dem schwarzen Herbst.

Mächte feindlich wild
Stürzten los auf Dich,
Da Du wehrlos stand'st
In der Zeit des Schlafs.

Von dem Herrscherrumpf
Trennten sie das Haupt —
Keines Sturms bedurft's,
Einem Hauche wich's.

Lied des Landmanns.

Frisch voran, mein Gäulchen!
Wenn das Tagwerk fertig,
Reinigen wir das Eisen
Von der feuchten Erde.

Glühend schon am Himmel
Glänzt die Morgenröthe —
Aus dem dunklen Walde
Steigt die helle Sonne.

Frisch voran, mein Gäulchen!
Bis das Feld gepflügt ist!
Bin mit Dir, mein Gäulchen,
Herr zugleich und Diener.

Munter, unverdrossen
Führ' ich Pflug und Egge,
Und das Feld besä' ich,
Fahre heim die Ernte.

Fröhlich blickt mein Auge
Hin auf Tenn' und Schober,
Rüstig helf' ich dreschen
Und die Schaufel schwingen.

Frisch voran! der Acker
Wird nun bald bestellt sein,
Und die heilige Wiege
Für die Saat bereitet,

Wo sie tränkt und nährt die
Feuchte Mutter Erde;
Grün entsteigt's dem Boden —
Frisch voran, mein Gäulchen!

Grün entsteigt's dem Boden
Und es wächst, treibt Aehren,
Und es reift und thürmt sich
Rings zu goldnen Garben.

Bald blitzt hier die Sichel,
Bald erklingt die Sense;
Süß wird uns die Ruhe
Auf den schweren Garben.

Frisch voran, mein Gäulchen!
Hafer zur Genüge
Geb' ich Dir, und Wasser
Aus der frischen Quelle!

Pflügend, säend bet' ich:
Herr, gieb Deinen Segen!
Laß mein Korn gedeihen,
Meinen einzigen Reichthum!

Der letzte Kampf.

Dunkel war die Welt umhangen,
Stürme heulten, Donner hallt' —
Ueber mich kam Schreck und Bangen
Und mein zitternd Herz ward kalt.

Doch ich scheuchte Schreck und Bangen,
Neugestählt ward Stolz und Muth,
In der Seele blieb Verlangen,
Kraft im Leib, im Herzen Glut.

Wo Verderben — muß auch Heil sein,
Nimmer will ich muthlos schaun,
Möge was da will mein Theil sein,
Auf Dich, Herr, steht mein Vertraun!

Festen Glaubens an Dich leb' ich,
Lasse keinen Zweifel zu,
Festen Glaubens denk' ich, streb' ich,
Er giebt Frieden mir und Ruh.

Schicksal, dräu' mit Unglück nimmer,
Nimmer rufe mich zum Streit —
Starken Muths im Glauben immer
Find'st Du mich zum Kampf bereit!

In mir wallt mit heißem Triebe
Blut und Kraft die Gott mir gab —
Auf dem Kreuz ist meine Liebe,
Unterm Kreuze ist mein Grab.

Sag' warum, warum.

Sag' warum, warum,
Liebe Sichel du,
Bist geschwärzt du ganz
Wie mein Haargeflecht?

Oder färbten dich
In der Leidenszeit
Meine Thränen schwarz
Um den Herzensfreund?

In der weißen Flur
Fern am stillen Don
Ist das Steppenkraut
Längst schon abgemäht.

Jeder Schnitter hat
Längst sein Weib daheim,
Nur mein heller Falk,
Mein Geliebter, nicht.

Ließ er Haus und Hof,
Liebt er mich nicht mehr,
Kommt er nicht zurück
An mein treues Herz?

Ach, kein Vogel dort
Fliegt zum Himmel auf!
Unheilvolle Mähr
Ward gebracht von ihm.

Nicht umsonst zernagt
Gram die weiße Brust,
Nein, nicht Freude macht
Mir das Auge feucht.

Heißer glühte mein Herz.

Heißer glühte mein Herz
Ihm als Feuer und Tag,
Andern schlägt es so heiß
Nimmermehr, nimmermehr!

Nur mit ihm ganz allein
Lebt' ich gern in der Welt;
Ihm allein war mein Herz,
Ihm mein Leben geweiht!

Welche Nacht, welcher Mond,
Wenn ich wart' auf den Freund!
Bleich und kalt steh ich da
Und es zittert mein Herz.

Sieh, da kommt er und singt:
»Nun, wo bist Du, Herzlieb?«
Und er reicht mir die Hand,
Und er küßt mir den Mund!

Mein Geliebter, halt' ein!
Mit dem Küssen halt' ein!
Ohne Kuß schon bei Dir
Glüht genug mir das Blut,

Ohne Kuß schon bei Dir
Färbt die Wange sich roth,
Und es wogt meine Brust
Und es leuchtet mein Aug'
Wie am Himmel die Stern'!

———

Derschawin.



Ode an Gott.

Nach Derschawin*) (geb. 1743, † 1816).

O Du, endlos im Raume waltend,
Urewiger im Lauf der Zeit,
Gestaltlos dreifach Dich gestaltend
In offenbarter Göttlichkeit!
Geist, überall, alleinig webend,
Ohn' Ort und ohne Anfang lebend,
Stets unerreichbar, unerkannt;
Du, Alles durch Dich selbst erfüllend,
Erhaltend, gründend und umhüllend,
Allmächtiger, von uns Gott genannt!

Ob Menschengeist das Meer ergründe,
Den Sand, der Sterne Glanzgestrahl
Ermesse und in Zahlen künde —
An Dich reicht weder Maaß noch Zahl!
Es ist kein Geist, den Du erzeugtest
Und selbst mit ewigem Licht erleuchtest,
In Deinen Rathschluß eingeweiht.
Gedanken, kühn zu Dir erhoben,
Sind schnell in Deinem Glanz zerstoben
Wie ein Moment in Ewigkeit.

*) Dieses berühmteste Gedicht des Vaters der modernen russischen Poesie wurde nicht nur in alle europäischen Sprachen, sondern auch in's Chinesische und Japanesische übersetzt und mit goldenen Buchstaben geschrieben im Palaste des Kaisers von China und im Tempel von Jeddo aufgehängt.

Du hast des Chaos Sein gestaltet
Aus dunklem Schlund der Ewigkeit;
Du hast die Ewigkeit entfaltet
Aus Dir allein, vor aller Zeit!
Dein Dasein aus Dir selber gründend,
Ureignen Glanz aus Dir entzündend,
Bist Du das Licht, das Licht gebar;
Mit Einem Wort das All bereitend,
Dich mit der Schöpfung neu erweitend,
So warst Du, bist, bleibst immerdar!

Du hast der Wesen Ring umwunden,
Du bist's, der ihn belebt und hält,
Hast End' und Anfang fest verbunden,
Dem Tode Leben zugesellt.
Wie Funken durch die Lüfte sprühen,
So aus Dir neue Sonnen glühen,
Und wie zur hellen Winterzeit
Reifstäubchen glänzend sich erheben
Und wirbelnd blitzen, schimmern, schweben,
So unter Dir die Sterne weit.

Der Sterne Millionen glänzen
In's Unermeßliche hinaus,
Nur Dein Gebot giebt ihnen Gränzen,
Und alle strahlen Leben aus.
Doch diese Glanzgestirne alle,
Die Berge schimmernd wie Krystalle,
Des Meers glutvoller Wogenschlag
Weit in des Aethers Flammenscheine,
Die Welten leuchtend im Vereine,
Sie sind vor Dir wie Nacht vor Tag.

Wie Tropfen in des Meeres Massen
Verliert vor Dir das Weltall sich, —
Doch was ist, das mein Blick zu fassen
Vermag, und was vor Dir bin ich?
Und ob die Zahl der Weltenheere
Millionenfach im Raum sich mehre
Und wachse mit der Flut des Lichts —
Das All wird, könnte man's vereinen,
Mit Dir verglichen kaum erscheinen
Als kleines Pünktchen — ich als Nichts!

Nichts! — aber aus dem ew'gen Bronne
Des Lichts entflammst Du mein Gemüth,
Strahlst in mir wieder, wie die Sonne
Im kleinsten Tröpflein Wasser glüht!
Nichts! — Aber ich empfinde Leben,
Sehnsücht'gen Dranges hohes Streben
Führt mein Gemüth dem Himmel zu;
Dich sucht mein Geist und will Dir nah sein,
Die Seele ahnt und fühlt Dein Dasein,
Denkt: Ich bin — darum bist auch Du!

Du bist! des Weltalls Ordnung kündet,
Das Herz im heil'gen Drange spricht's,
Der forschende Verstand ergründet:
Du bist — und ich bin nicht mehr Nichts!
Ein Theil des großen Ganzen steh' ich
Inmitten Deiner Schöpfung — seh' ich
Mich als Vermittler hingestellt
Der Wesen all' aus Dir geboren,
Bin ich zur Einigung erkoren
Der Körper- und der Geisterwelt.

Ich bin das Band der zwei Naturen
Die sich vereint in Raum und Zeit,
Die Gränze ird'scher Kreaturen,
Der Anfangspunkt der Göttlichkeit.
Wohl muß mein Leib in Staub vermodern,
Doch kann mein Geist den Donner fodern, —
Ein König — Sklav' — Wurm — Gott bin ich!
Doch also wunderbar verschlungen,
Wer sagt mir, woher ich entsprungen,
Konnt' ich doch nicht entstehn durch mich!

Dein, Dein Geschöpf bin ich, Vollender
Der Schöpfung, mich erschuf Dein Wort!
Du Quell des Lebens, Segenspender,
Licht meiner Seele und mein Hort!
Um Deinen Rathschluß zu erfüllen,
Muß ich in Sterblichkeit mich hüllen,
Ob auch mein Wesen todesfrei, —
Ein Raub des Grabes sein auf Erden,
Um einst durch Dich erweckt zu werden,
Daß ich bei Dir unsterblich sei! —

Die Nacht verhüllt Dich mir, es blendet
Mein forschend Aug' Dein Glanz am Tag,
Daß ich zu Deinem Licht gewendet,
Kaum Deinen Schatten zeichnen mag. —
Doch drängt mich's vor Dich hinzutreten,
Lobsingend, Herr, Dich anzubeten,
Dein ist mein ganzes Herz und Sein.
Ich muß den Blick zu Dir erheben
Und im Unendlichen verschweben
Und Thränen heißen Danks Dir weih'n.

Lieder von Feth.



Zwei Rosen.

Schlaf' nicht mehr! zwei junge Rosen
Mit dem Frühthau bring ich Dir,
Heller als bei Liebeskosen
Silberthränen glühn sie Dir.

Frischer nach der Wetter Tosen
Glänzt das Laub, ist rein die Luft;
Und die Blumenthränen kosen
Heimlich mit dem Blumenduft!

Die Sterne.

Ich starrte und stand unbeweglich,
Den Blick zu den Sternen gewandt,
Da wob zwischen mir und den Sternen
Sich hell ein vertrauliches Band.

Ich dachte, weiß nicht was ich dachte,
Fern klang's wie ein seliger Chor,
Leis bebten die goldenen Sterne, —
Nun lieb' ich sie mehr als zuvor!

Ruhige, heilige Nacht.

Ruhige, heilige Nacht!
Dämmerig scheinet der Mond.
Süß ist, o Mädchen, Dein Kuß,
Während der ruhigen Nacht.

Freundin, im Dunkel der Nacht
Wie kann ich traurig noch sein?
Hell wie die Sterne bist Du
Während der ruhigen Nacht.

Freundin, die Sterne sind schön
Und auch die Trauer ist süß;
Du bist das Liebste mir doch
Während der heiligen Nacht.

Golden glühn der Berge Gipfel.

Golden glühn der Berge Gipfel,
Kühlung haucht der Wind;
Träumend wiegen sich die Wipfel, —
Schlaf, mein holdes Kind!

Sangen schon die Nachtigallen,
Wie der Tag entrinnt;
Meine Saiten auch verhallen: —
Schlaf, mein holdes Kind!

Alles schlummert nah und ferne!
Athmet leis und lind;
Hoch vom Himmel grüßen Sterne: —
Schlaf, mein holdes Kind!

Flüstern, athemscheues Lauschen.

Flüstern, athemscheues Lauschen,
Nachtigallenschlag;
Silberglanz, des Bächleins Rauschen
Träumerisch im Hag.

Licht der Nacht und nächtlich Dunkel,
Schatten rings umher,
Schöner Augen Glutgefunkel,
Herz, was willst du mehr?

Aus den Wolken blühen Rosen
Und es glüht im Hag; —
Wollustthränen, süßes Kosen —
Und der Tag, der Tag!

Mitternächtige Bilder.

Mitternächtige Bilder erscheinen
Funkeln hell in der schaurigen Nacht;
Doch mein Auge, verdüstert vom Weinen,
Kann nicht fassen die schreckliche Pracht.

Mitternächtige Bilder erschimmern
Mit Gestöhn wie ein Kranker im Schlaf,
Und sie kommen und schwinden mit Wimmern,
Doch wer weiß von dem Schmerz der sie traf?

Mitternächtige Bilder laut brüllen,
Wie der Hölle gepeinigte Brut,
Und die Schrecken des Abgrunds enthüllen
Gleichwie Stürme die Schrecken der Flut.

Aus verschiedenen Dichtern.



Karamsin.

Das Lied vom guten Zaren.

War einmal ein guter Zar,
Hochgemuth und geistesklar.
Alle liebten ihn als Vater,
Ehrten ihn als Freund und Rather.

Liebt die Kinder auch der Zar
Sorgend für sie immerdar.
Und er steigt herab vom Throne,
Meidet Prunkgemach und Krone.

Als ein Wandrer reist der Held
Forschend durch die ganze Welt —
Stab und Ranzen sein Geschmeide
Und Gefahren seine Freude.

Doch warum verließ er Land,
Thronesglanz und Fürstenstand?
Und was trieb ihn sich zu plagen,
Hitz' und Kälte zu ertragen?

Daß er Gutes allerwärts
Sammeln möge, Geist und Herz
Ernst zu läutern durch das Wissen
Und die Kunst war er beflissen,

Um mit seiner Weisheit dann
Zu erleuchten Jedermann,
Seiner Kinder Ruhm zu mehren,
Sie des Lebens Kunst zu lehren.

O du großer Zar und Held,
Erster, erster Fürst der Welt!
Ob Ihr forscht nach allen Winden,
Werdet keinen Zweiten finden.

Shukowsky.

Nacht.

Des Tages letztes Glühn verschwand
Schon in den purpurfarbnen Wogen,
Schon dunkler wird der Himmelsbogen
Und kühler Schatten deckt das Land.
Die Nacht bricht an in tiefem Schweigen
Und vor der Sterne goldnem Reigen,
Dem Tage wie zum Abschiedsgruß,
Strahlt glanzvoll hehr der Hesperus.

Himmlische Nacht, o deck' uns zu
Mit deiner dunklen Zauberhülle,
Uns mit Vergessenheit erfülle
Und schenk' dem müden Herzen Ruh!
Laß uns in deinem Schutz geborgen
Frei sein von Kummer und von Sorgen,
Lull' uns in Schlummer mild und lind,
Wie eine Mutter thut ihr Kind.

Delwig.

Lied.

Sang wohl, sang das Vögelein,
Und verstummte.
Ward dem Herzen Freude kund,
Und Vergessen.

Vöglein das so gerne singt,
Warum schweigt es?
Herz, was ist mit dir geschehn,
Daß du traurig?

Ach das Vöglein tödtete
Rauher Schneesturm,
Und das Herz des Burschen brach
Böses Reden.

Wär' das Vöglein gern geflogen
Fort zum Meere,
Wär' der Bursche gern entflohen
In die Wälder.

In dem Meere treibt die Flut,
Doch kein Schneesturm —
Wilde Thiere birgt der Wald,
Doch nicht Menschen.

Dawydoff.

I.

Der Morgenstern.

Heult das Meer und hebt die Wogen —
Und allein auf dunkler Bahn,
Von der wilden Flut umzogen
Machtlos schwimmt mein stolzer Kahn.

Doch ich Glücklicher, ich sehe
Vor mir meinen guten Stern,
Sorglos sing' ich — alles Wehe,
Alles Bangen ist mir fern.

Sternlein, das den Tag verkündet
Goldner als das Morgenroth,
Seh ich dich mit mir verbündet,
Kenn ich keine Erdennoth.

Doch wenn deine Strahlenhelle
Nicht das Sturmgewölk durchbricht,
So verschwindet auf der Stelle
Meine stolze Zuversicht.

II.

Abend im Juni.

Der drückend schwüle Tag hat ausgeglüht,
Der stummen Dämmrung halbdurchsichtiger Schatten gab
Labenden Aufenthalt.
Das Wetterleuchten hinterm Berg verschwand,
Und neuerfrischt vom Abendthau
Die Wiesen rings und Wälder duften;
In ganzer Schönheit schwimmt der Mond in Himmelshöhn,
Und sein geheimnißvoller Glanz nährt süßes Träumen,
Und an den ernsten Lorbeerstrauch gelehnt
Haucht ihren Duft die junge Rose.

Dimitrijew.

I.

Die Turteltaube und der Wanderer.

Wanderer.

Sprich, warum sitzest du dort auf dem Zweig so traurig?

Turteltaube.

Um meinen lieben Tauber traur' ich.

Wanderer.

Verließ er untreu dich, daß du jetzt so in Noth?

Turteltaube.

Ach nein: Ein Jäger schoß ihn todt.

Wanderer.

Unglückliche, auch du fürcht' vor dem Jäger dich!

Turteltaube.

Wozu? Der Gram bald tödtet mich.

II.

Les' ich im Liede Deine Liebesthränen,
Und machen sie mich lachen oder gähnen,
So zürnst Du mir und sagst, mir fehlt's an Herz; —
Kann ich dafür, daß lächerlich Dein Schmerz?

III.

Du kommst den Friedhof zu durchwandern,
Das Endziel aller Erdennoth,
Klagst Morgens um den Tod von Andern,
Und Abends bist Du selber todt.

Gräfin Rostoptschin.

I.

Der fallende Stern.

Er schoß herab — im nächt'gen Grauen
Sah ich, wie er sich niederschwang,
Doch fand nicht Zeit ihm zu vertrauen,
Was wünschend mir das Herz durchdrang.

Ich sah ihn fallen und entschweben:
Warum ward ich nicht auch geweiht,
Wie dieser Stern, zu einem Leben
Der Freiheit und der Schnelligkeit?

Gleichwie der Stern könnt' ich vom Himmel
Mich stürzen in die blaue Fern,
Und fliegen durch das Weltgewimmel
Und glanzvoll sterben wie der Stern.

II.

Herbstabend.

Weht es, heult es trüb und schaurig,
Dunkel ist die Nacht und kalt —
Und mein Herz, ach, ist so traurig,
Mich erdrückt des Grams Gewalt.

Trauer weckt es mir und Kummer
Herbstes Nah'n vorauszusehn,
Trauer auch, seh ich im Schlummer
Die Natur bei Sturmeswehn.

Alles auftersteht uns wieder,
Weckt der Frühling die Natur,
Und der Mai bringt Lust und Lieder,
Und es grünt in Wald und Flur.

Doch wenn unser Herz verblühte
Früh im Kampf mit dem Geschick —
Neues Glück und neue Blüthe
Bringt kein Frühling mehr zurück.

Woßkressenßky.

Lied.

O frage nicht nach meinem Harme,
Warum der Schlaf mich flieht, frag' nicht,
Warum selbst, wenn ich Dich umarme,
Die Thräne mir ins Auge bricht.

Argwohn und Zweifelsucht gewannen
Nie Herrschaft über meinen Geist,
Und doch kann ich die Furcht nicht bannen,
Daß Dich das Schicksal mir entreißt.

O Du, die ich mein Alles nenne,
Erlöse mich von meiner Noth,
Fleh auf zu Gott, daß nichts uns trenne,
Im Leben nicht und nicht im Tod.

Ich weiß, Du liebst mich treu und innig,
Das ist's, warum mein Herz mich quält —
Denn so gewöhnt ans Unglück bin ich,
Daß mir ans Glück der Glaube fehlt.

Alexéjew.

Lied.

Im heimischen Land steht ein friedlicher Hain,
Mit träumendem Lorbeer und schwellendem Rain,
Aus dunklem Gezweig schallt der Nachtigall Lied,
Und schimmernd und plätschernd die Waldquelle zieht,
Hell funkelt die Sonne auf saftigem Grün,
Und üppige Rosen, frischduftende blühn.
Hoch über der Meerflut in ruhiger Pracht
Der Hain liegt von schützenden Bergen bewacht,
Ihm schadet kein Sturm und kein Donnergetön,
Es trifft ihn kein Blitzstrahl aus wolkigen Höhn.
Stets blüht er und prangt er so duftig und mild,
Der Frühlingspracht nimmer vergängliches Bild.

Suchanoff.

Die öde Hütte.

Liebe Schwalbe, fliege nicht,
Fliege nicht und schwing' dich nicht
Auf mein altes Hüttendach!
Ach, zu meiner Hütte schon
Längst verwachsen ist der Pfad
Dicht mit Unkraut und Gestrüpp.

Ganz zerfallen ist das Dach
Und zerbröckelt ist die Wand
Und die Decke eingestürzt.
Denn der Hütte fehlt der Wirth,
Alles liegt hier im Verfall,
Und du findest keinen Ort
Um dein Nestchen dranzubaun.

Großfürstin**.

Frühlingsabend.

Die Erde ruht, und Wolken schweben
Vergoldet von dem Abendglühn,
Verstummt ist ringsum alles Leben,
Der Thau blitzt auf dem Wiesengrün.

Der Wind spielt mit den jungen Blättern,
Die Quelle rieselt leis durchs Thal;
Still ist es, wie vor nahen Wettern —
Da donnert's fern und blitzt zumal.

Und tiefe Stille senkt sich nieder
Und Dunkel über Wald und Flur,
Müd hängen alle Zweige nieder,
Schlaflose Blättchen säuseln nur.

Die Dämmrung weicht der Nacht allmälig, —
O Liebesstern, wie hell du scheinst!
Dem Herzen wird so lind und selig
Wie in der frohen Kindheit einst.

Polowtzoff.

Trost.

Schlag' nicht wegen kleiner, alltäglicher Plagen
Gleich trüb und verzagt an die stürmische Brust,
Wie schlimm auch Dein Schicksal, Du darfst nicht verzagen,
Aus heutigem Leid wächst die kommende Lust.

Des Augenblicks Springflut in schimmerndem Steigen
Glänzt häufig von Perlen und Edelgestein —
Merk auf, und Dein Genius wird es Dir zeigen,
Greif zu, und das kostbare Kleinod ist Dein.

Arbeiten und Beten giebt ächte Brillanten,
Die glänzend erstehn aus des Augenblicks Flut,
Verbunden mit Liebe sind diese Giganten
Des Glückes und Friedens bewährteste Hut.

Grekoff.

Scheiden.

Beim Scheiden im Garten wir saßen noch lange,
Beredt war die Zunge und feucht war die Wange,
Es bebten und flüsterten ringsum die Bäume,
Und wir träumten mit ihnen selige Träume.

So lieblich umstrahlte des Mondlichts Gefunkel
Dein bleiches Gesicht und Dein lockiges Dunkel,
In jener Minute der Lieb' und des Scheidens
Erlebten wir viel wie des Glücks so des Leidens.

Turgénjew.

Die Meise.

Wohl im Wald im Blättergolde
Hellen Tons die Meise singt.
Gruß dir, Sängerin, du holde
Botin, die den Herbst uns bringt!

Ob sie droht mit Sturm und Regen
Und den Winter prophezeit,
Haucht doch deine Stimme Segen,
Athmet helle Freudigkeit.

Die mir tief zu Herzen dringen,
Sind die süßen Töne nur
Ein bewußtlos leeres Klingen
Der gleichgültigen Natur?

Oder ist auch dir gegeben,
Wie dem Menschen, jene Lust,
Jene Freud' am schönen Leben,
Die du strömst aus voller Brust?

Tjutschew.

Die Weide

Warum tief zum Wasser senkst du,
Weidenbaum, dein schwankes Haupt?
Deine Zweige zitternd hängst du,
In die Flut, die flüchtige, drängst du
Gierig, wie man Küsse raubt.

Wie auch zitternd, wie auch bangend
Jedes Blatt sich drängt zur Flut:
In der Sonne Schimmer prangend,
Springt sie fort, vor dir nicht bangend,
Lacht dich aus voll Uebermuth.

Fürst Wjäsemsky.

I.

Epigramm.

Goldhubers Reichthum wächst mit jedem Jahre,
Dabei härmt er sich ab und sinnt nur, wie er spare;
Ein neues Erbtheil wäre sein Verderben:
Er würde bald vor Hunger sterben.

II.

Unter das Portrait Alexander I.

Bescheiden im Triumph und fest im Sturm und Wetter,
Wie bringt man seiner werth ihm Huldigungen dar?
Weltall, beug' dich vor ihm; er war dein Retter!
Rußland, sei stolz auf ihn; er war dein Sohn und Zar!

Batjuschkoff.

Epitaph.

Um meine Grabschrift müht Euch nicht zu sehr,
Schreibt einfach auf mein Grab: er war und ist nicht mehr.

Kryloff.

Dem Andenken einer Freundin.

Wie Morgens Frühlingsthau auf Blumen fällt,
So schimmerte sie kurz in dieser Welt,
Sah lächelnd sich das irdische Treiben an
Und flog zurück zum Himmel dann.

Krassoff.

Auf das Grab eines Poeten.

Er konnte sich nicht verständigen
Mit den Lebendigen,
Drum zu den Todten
Ward er entboten.

Nachträgliches von A. Puschkin.

Die hier folgenden Lieder wurden (gleichwie die vorstehenden von Feth, Turgénjew, Tjutschew und ein paar von Kolzoff) auf Veranlassung der Frau Viardot-Garcia übertragen, welche dieselben in Musik gesetzt hat.

Das Blümlein.

Im Buch ein Blümlein seh ich liegen,
Vergessen, duftlos und verblüht;
Gedanken, wundersame, fliegen
Mir bei dem Anblick durchs Gemüth.

Wo blühte sie? wann und wie lange?
Wer pflückte sie? durch was bewegt?
In welchem Lenz? an welchem Hange?
Warum ward sie hieher gelegt?

Als Zeichen holden Wiederfindens,
Als unheilvoller Trennung Mal?
Oder des seligen Verschwindens
Im dunklen Wald, im stillen Thal?

Und lebt er noch? lebt sie noch heute?
Wo weilen sie zu dieser Frist?
Oder sind sie des Todes Beute,
Verwelkt wie diese Blume ist?

O wenn es wahr ist, daß zur Nacht.

O wenn es wahr ist, daß zur Nacht,
Die in den Schlaf lullt alles Leben
Und nur des Mondlichts bleiche Pracht
Läßt um die Grabessteine weben —
O wenn es wahr ist, daß dann leer
Die Gräber stehn, die Todten lassen,
Erwart ich Dich, Dich zu umfassen,
Hör', Leila, mich! Komm her!

Erschein' aus Deinem Schattenreich,
Ganz wie Du warst vor unserm Scheiden,
Dem kalten Wintertage gleich,
Das Angesicht entstellt von Leiden:
O komm, ein ferner Stern, daher,
O komm, ein Hauch, ein leis Getöne,
Oder in schreckenvoller Schöne,
Mir ist es gleich, komm her!

Ich riefe Leila darum nie,
Des Grabs Geheimniß zu erfahren,
Auch nicht zum Vorwurf gegen die,
Die meiner Liebe Mörder waren,
Auch darum nicht, weil oft mich schwer
Die Zweifel quälen — nein! zu sagen,
Daß treu, wie stets mein Herz geschlagen,
Es jetzt noch schlägt. Komm her!

Nachts.

Die Töne, die sich sanft und sehnsuchtsvoll Dir neigen,
Durchdröhnen spät der Nacht geheimnißvolles Schweigen.
Mein Licht glimmt neben mir, der traurige Gesell
Der Nacht! und voll von Dir rauscht hell mein Liederquell,
Von Dir, von Dir allein, mir mehr als Alles theuer.
Vor mir Dein Auge glüht mit liebeshellem Feuer,
Es lächelt freundlich mir und selig klingt's dazu:
Mein Freund, mein süßer Freund, mein Glück, mein All
bist Du!

Der Gefangne.

Ich sitz' hinterm Gitter im feuchten Gemach,
Ein Adler, ein junger, steht aasend am Fach.
Mein trüber Gefährte, er aas't mit Geräusch,
Er flattert und hackt in das blutige Fleisch.
Er hackt es und wirft's und zum Fenster er schaut,
Als wär er mit meinen Gedanken vertraut.
Er ruft mir und kreischt mir ein mahnendes Wort,
Als wollt' er mir sagen: »Jetzt fliegen wir fort!
Wir fliegen ins Freie, 's ist Zeit, ja, 's ist Zeit,
Dahin, wo die Berge sich dehnen so weit,
Dahin, wo das Meer glänzt in bläulichem Strich,
Dahin, wo nur schweben die Lüfte und ich!«

Schlaflos lieg' ich.

Schlaflos lieg' ich, ohne Licht,
Quälend drückt mich Langeweile,
Nur der Uhr einförm'ge Eile
Dumpf die Stille unterbricht.
Durch die Nacht so trüb und düster
Zuckt der Parze leis Geflüster,
Huscht des Lebens scheuer Gang.
Ach, wie währt die Zeit so lang!
Horch, was murmelt da so schaurig?
Wie ein Vorwurf klingt's so traurig!
Warum wird's um's Herz mir bang?
Sprich, gespensterhaftes Wesen!
Rufst zum Guten du, zum Bösen?
Deiner Sprache leises Flehn
Möcht' ich endlich doch verstehn.



Kleinrussische Volkslieder.



1.

Rauscht es, rauscht's im Eichenwalde,
Nebel deckt die grüne Halde;
Mütterchen, den Sohn fortjagend,
Spricht: Geh', sollst mich nicht mehr grämen —
Mögen dich die Türken nehmen!
  Mutter, nein! doch selber Pferde
  Ich den Türken rauben werde!

Rauscht es, rauscht's im Eichenwalde,
Nebel deckt die grüne Halde;
Mütterchen, den Sohn fortjagend,
Spricht: Geh', sollst mich nicht mehr grämen —
Mögen dich die Horden*) nehmen!
  Mutter, nein! mir Schätze schenken
  Werden sie und mein gedenken.

Aelt'ste Schwester führt das Pferd ihm,
Trägt die zweite Lanz' und Schwert ihm;
Doch die jüngste fragt den Bruder:
Bruder, wann wirst von den Heeren
Du zur Heimat wiederkehren?

*) Tatarenhorden.

Eine Handvoll Erde säe,
Schwesterchen, auf einen Stein hin,
Und mit Tagesanbruch gehe
Bei der Morgenröthe Schein hin,
Feucht' es an mit deinen Thränen —
Fängt die Erde an zu blühen,
Wird dein Bruder heimwärts ziehen!

Rauscht es, rauscht's im Eichenwalde,
Nebel deckt die grüne Halde;
Mütterchen, den Sohn rückrufend,
Spricht: Kehr' Sohn, dort droht Gefahr dir,
Komm', ich kämm' dein langes Haar dir!
  Mutter, dichte Dornenbüsche
  Kämmen's bald und Sturmgezische;
  Feuchten wird's des Regens Frische! . . .

2.

Die Winde heulen, es wogt das Gras,
Der arme Kosak liegt todt und blaß;
Auf schwankendem Sträuchlein ruht sein Haupt,
Die Augen von grünen Blättern umlaubt.
Ist zur Erde gefallen sein blank Geschoß,
Steht ihm zu Füßen sein schwarzes Roß;
Doch ihm zu Haupte, im hohen Gras,
Ein taubenfarbiger Adler saß.
Und er pflegt den Kosaken, bringt Trost ihm dar,
Hüpft um sein Haupt mit dem Lockenhaar . . .
Und der Kosak spricht dem Adler zu:
Sei, grauer Adler, mein Bruder du!
Und wenn du anfängst, o Bruder Aar,
Mir auszuhacken mein Augenpaar:
Fliege, fliege zu meiner Mutter hin.
Bring' der Mutter, der vor Gram sich verzehrenden,
Kunde vom Sohne, dem nimmer kehrenden;
Aber wisse, Bruder Aar, eh' du zu ihr fliegst,
Was du, wenn sie dich fragt, ihr zur Antwort sprichst:
Sag' der Mutter: Dein Sohn im Dienste stand
Bei dem Chane der Krimm, dem Tatarenland,
Hat durch den Dienst gewonnen eine Königsmaid,
Eine Todtengrube auf kahler Haid'!

3.

Zum Marsch, zum Abmarsch pfeifen die
Kosaken um Mitternacht;
Aus hellem Auge weint Marie,
Sie weint und klagt. —

Nicht weine Marie, nicht klage, mein Kind!
Sei nicht so trüb':
Zu Gott im Himmel bete, mein Kind,
Bet' für dein Lieb!

War die Sonne verschwunden, am Himmel schon
Scheint hell das Mondenlicht;
Giebt die Mutter Geleit dem scheidenden Sohn
Und weint und spricht:

Leb' wohl, mein Herzchen, leb' wohl, mein Kind!
Weil' nicht zu lange beim Heer —
Und wenn vier Wochen verflossen sind,
Zur Heimat kehr'!

O Mutter, gern riß ich mich bald wieder los,
Und käme zurück zu dir;
Doch sieh'! es strauchelt mein schwarzes Roß
Im Thorweg' hier.

O, Gott weiß wann ich heimwärts zieh'
Und euch hier wiederfind';
Doch Mutter, nimm meine Marie auf wie
Dein eigen Kind!

Nimm zu dir mein Mädchen, so tröst' ich mich,
Wir stehen in Gottes Hand —
Wer weiß, ob ich kehr' — vielleicht sterbe ich
Im fremden Land! —

O gern zur Tochter nehm' ich Marie,
Daß du dich nicht betrübst;
Doch wird sie mich auch lieben, sie,
Wie du mich liebst? —

O weine nicht, Mutter, o klage nicht mehr!
Hell' auf den trüben Blick.
Sieh'! es bäumt sich mein Roß, es springt daher,
Ich kehre zurück! — —

4.

Braus't es, weht es, und der Bäume
Gipfel tief sich neigen —
Thut mir's Herz weh und ins Auge
Bitt're Thränen steigen.

Trüb' in endlos bitt'rem Kummer
Meine Tage schwinden —
Nur in heißen Thränen kann ich
Noch Erleicht'rung finden.

Thränen trösten, doch sie bringen
Glück nicht, das verschwunden —
Nie vergißt wer Glück genossen,
Währt's auch nur Sekunden!

Und doch Menschen giebt es, die mein
Schicksal mir beneiden;
Ist der Halm auch glücklich, dorrend
Einsam auf der Haiden?

Ohne Thau und ohne Sonne
Auf der Haid' im Sande . . .
Traurig ohne den Geliebten
Ist's im fremden Lande! —

Ohne ihn hab' ich kein Schicksal,
Scheint die Welt Gefängniß —
Ohne ihn nicht Glück noch Ruhe:
Noth nur und Bedrängniß.

Sprich, wo bist mein Lieber mit den
Schwarzen Augenbrauen? . . .
Komm', den Kummer, den du selber
Mir gemacht, zu schauen! . . .

O, zu wem soll ich mich wenden?
Wer, der mit mir gern ist?
Der mich liebt und den ich liebe —
Wenn der Eine fern ist?

Hätt' ich Flügel, zum Geliebten
Schnell geflogen käm' ich,
Aber hier mein junges Leben
Welk' ich und vergräm' ich.

5.

Eine Hopfenranke im Garten allein
Schlängelt zur Erde sich;
Unter den Menschen ein Mägdelein
Weinete bitterlich.

O grüner, blühender Hopfen, warum
Rankst nicht nach oben zu?
O liebes, junges Mädchen, warum
Fluchst deinem Schicksal du?

Kann die Hopfenranke nach oben blüh'n,
Wenn keine Stütze sie hält?
Kann des Mädchens Auge vor Freude glüh'n,
Wenn ihr Kosak ihr fehlt?

6.

Kam aus der Ferne ein Kuckuck geflogen,
Flog durch Feld und Hain;
War aus seinem Fittig eine Feder gefallen
In die Donau hinein.

O gleich der bunten verlorenen Feder,
Die der Strom fortreißt —
Schwindet mein Leben im fremden Lande
Einsam, verwaist!

Floß mein Leben hin wie auf der Welle
Ein einsam Blatt . . .
Fort! was wahr' ich den Goldring, den Er mir
Gegeben hat! —

7.

Vor Weh' mir Herz und Kopf vergeh'n,
Die Thrän' in's Auge bricht;
Hab meinen Liebsten nicht geseh'n,
Nicht gestern, heute nicht!

Scheint mir, daß ich nicht traurig bin,
Mein Herz nicht kummerschwer;
Doch geh' ich aus dem Hause hin,
So schwank' ich hin und her. —

Scheint mir, daß keine Thräne fließt,
Und weine doch so sehr!
Viel fremder Leute Schwarm mich grüßt:
Von Ihm kommt Niemand her!

Mein Liebster, mein Herzlieb verblich,
Schwand meine Sonne hin,
Und Nichts kann mich jetzt freu'n, wenn ich
Allein am Fenster bin!

Mein Liebster, meine Sonne blich,
Des schwarzen Auges Pracht —
Mit wem jetzt plaudre, kose ich
In stiller, dunkler Nacht?

O immergrüner, schlanker Strauch,
Senk' dich herab zu mir!
Herzliebster mit dem schwarzen Aug',
Komm', setz' dich her zu mir!

O immergrüner, schlanker Strauch,
Senk' tiefer dich zu mir!
Herzliebster mit dem schwarzen Aug',
Komm', setz' dich näher mir!

Er hört nicht meiner Stimme Ton,
Mein Lieb ist nicht mehr hier!
Verhüllt jetzt Gras und Raute schon
Die Spur des Fußes mir.

Das Gras, das hohe, werf' ich fort,
Die Rauten reiß' ich aus:
Vielleicht daß dann mein Liebster dort
Zurücke kehrt nach Haus.

Nein, nicht zu suchen geh' ich mehr
Den der mich so betrübt!
Nein, nicht den Einen lieb' ich mehr,
Den ich so sehr geliebt!

Ich streife nicht im Morgenlicht
Beim Schlosse mehr umher;
Ich treffe meinen Liebsten nicht,
Mein Liebster ist nicht mehr!

Ich wandle nicht mehr waldeswärts
Zum Nüssesuchen d'rin —
Der Jugend heit'rer Tand und Scherz
Sind längst für mich dahin!

's ist traurig mich so jung zu seh'n,
Wie Reiz und Herz verdorrt ...
Nichts bleibt mir als zum Strom zu geh'n,
Hinabzuspringen dort! —

———

8.

Zum Niemen zieh' ich;
Heida! mein gutes Thier,
Spring', bäum' dich unter mir!
Liebchen, leb' wohl!

Ziehst du zum Niemen fort, läßt du mich hier allein.
Was aber-suchst du dort, sag' mir, Herzliebster mein?
Scheint es dir fern von mir, weit an des Niemens Strand,
Schöner als bei uns hier, bei uns im Vaterland?

Ich ziehe hin, wo
Wild es von Rossen stampft —
Heiß aus der Erde dampft
Feindesblut roth!

Willst dich berauschen im Blute, dem heißen?
Willst dich dem Arm' treuer Liebe entreißen?
Hier hast meine Thränen, hier hast du mein Blut!
Nur zieh' nicht von hinnen und bleibe mir gut!

Nicht weine, mein Lieb!
Ist unser Fest vollbracht,
Kehr' aus der heißen Schlacht,
Kehr' ich zu dir!

Nein, nein, mein Geliebter! kehrst nimmer nach Hause!
Es wird dich verschlingen das Schlachtfeld, das grause;
Sieh' es hält den Kopf trauernd zur Erde dein Rapp:
Auf dem blutrothen Schlachtfelde find'st du dein Grab!

Wenn der Rabe dir zu
Hoch über'm Fenster schreit,
Zu dir vom Meere weit
Eilt dein Kosak!

Senkt der Gipfel der grünen Platanen sich nieder,
Wenn der Eichwald stöhnt, und der Kuckuck ruft wieder;
Wenn unter dir wiehernd hoch bäumt sich dein Rapp,
Dann ruh' ich schon lange im kühlen Grab! . . .

9.

Fliegt ein Adler über's Meer hin,
Himmelauf zu fliegen scheint er;
Grämt sich der Kosak, der alte,
Seine Jugendzeit beweint er.

Spricht: O meine jungen Jahre!
Sagt, wo seid ihr hingezogen?
Seid in Wiesen, seid im Felde,
Seid im grünen Wald verflogen?

Ohne Nutzen, ohne Segen,
Schwindet des Kosaken Beute:
Was er gestern schwer errungen,
Leichten Sinn's vertrinkt er's heute.

10.

Weint und klagt Gregors alte Frau
Wie eine Wachtel, eine Wachtel auf öder Au.

Hat die junge Schwester Windröschen*) gepflückt,
Und fragend auf zur Alten blickt:

— Was bedeuten die Blümlein weiß und roth,
Des Kosaken Leben oder seinen Tod? —

»Die Blumen wuchsen, mein Täubchen, im Walde hier,
Das Unglück pflückte sie, das Unglück gab sie dir!«

Kind weine nicht, trockne die Thränen ab:
Du weckst nie unsern Iwan im kalten Grab! —

---

*) Windröschen — im Kleinrussischen son trawa — Anemone patens; die Völker der Ukraine schreiben dieser Blume prophetische Eigenschaften zu, und eben deswegen scheint mir obiges Lied der Beachtung werth. Bekanntlich schossen, nach der Mythologie der Alten, die Anemonen aus den Thränen auf, welche Venus über Adonis weinte.

11.

„Sag', Mädchen, wo werden wir schlafen zur Nacht?«
— »Im Schatten dort unterm Tannenbaum,
Der hoch her hinter der Wiese ragt.« —
»Doch worauf, mein Mädchen, schlummern wir ein?«
— »Auf des hohen Rasens schwellendem Flaum,
Das wird unser weiches Bette sein!« —
»Sag', Mädchen, womit wir uns bedecken?«
— »Uns hüllt der Nacht schwarze Decke ein!« —
»Und wer wird am frühen Morgen uns wecken?«
— »Das Gezwitscher der muntern Vögelein!« —
»Und wachen wir auf beim Tageslicht,
Womit waschen wir Hände uns und Gesicht?«
— »Du wäschst mit dem frischen Morgenthau dich,
Ich mit meinen bittern Thränen mich!« —
— »Doch was zum Frühstück essen wir,
Mein Mädchen! eh' wir uns trennen hier?«
— »Du wirst dich von des Waldes Beeren
Ich mich von meiner Schande nähren!« —
»Und hernach mein Mädchen, wohin gehen wir?«
— »Geh' zum Teufel, geiler Verführer du!
Ich fliehe den dunklen Wäldern zu!« —

12. *)

Hoch zwischen Blumen und Wintergrün,
Die auf dem Gipfel des Berges blühn,
Sitzt eine Wachtel und hellen Tons singt sie. —
Auf, auf! junge Burschen, wer fängt sie, wer bringt sie?

Und es spricht der Starost: **) Nein, ich trete zurück,
Mein Roß überklimmt nicht den Felsenrück,
Und die Sonne wird längst untergehn,
Eh' wir auf dem Gipfel des Berges stehn! —

Hoch sitzt die Wachtel und hellen Tons singt sie. —
Wer von euch Burschen wagt es, wer bringt sie?

Und es spricht der Woït: ***) Nein, ich wag' es nicht, u. s. w.

Hoch sitzt die Wachtel und hellen Tons singt sie.
Wer von euch Burschen wagt es, wer bringt sie?

Und es spricht der Chorundshi: †) Nein, ich wag' es nicht, u. s. w.

*) Ein Hochzeitslied, welches ich nebst einigen andern Liedern, einer von Venceslaw Zaleski 1833 in Lemberg herausgegebenen Sammlung von galizischen Volksliedern in russischer und polnischer Sprache entlehnt habe.

**) Starost — Amtmann oder Aeltester eines Dorfes.

***) Woït — Prevôt.

†) Chorundshi — Fahnenträger in einem Kosakenregimente.

Hoch sitzt die Wachtel und hellen Tons singt sie.
Wer von euch Burschen wagt es, wer bringt sie?

Da ruft alles Volk in wildem Hauf:
»Der junge Basil, der steigt hinauf!
Der wird auf des Berges Spitze gelangen,
Noch ehe die Sonne untergegangen!
Sein falber Hengst ist schnell wie der Wind,
Er überspringt Felsen und Sträuche geschwind —
Er wird auf den Gipfel des Berges gelangen,
Und Basil die singende Wachtel fangen!«

Die Wachtel dort oben ist die junge Marie. —
Der brave Kosak schaut hin auf sie —
Und er wirft von sich sein blank Geschoß;
Und er spornt sein Roß, sein falbes Roß,
Kommt auf dem Gipfel des Berges an —
Bei der Hand nimmt er Maria dann,
Führt sie ihrem Vater entgegen
Und bittet um seinen Segen.

13.

Beugen sich die dichten Zweige
Vor dem Hauch des Windes —
Feld entlang die schwarzen Augen
Späh'n des lieben Kindes.

Beugten sich die dichten Zweige,
Doch nach oben kehren —
Späh'ten lang die schwarzen Augen,
Füllten sich mit Zähren.

Weiden, die ich selbst gepflanzet,
Stehn am Bach und rauschen —
Des Kosak, des Liebsten Stimme
Wirst du nimmer lauschen!

Der Kosak ist fortgeritten
Nach der Desna *) Borden,
Wachs' noch junges Mädchen, bis es
Wieder Frühling worden!

Wuchs wohl, wuchs das junge Mädchen;
Wieder Frühling ward es —
Weinte, weinte heiße Thränen:
Des Kosaken harrt es.

*) Desna — Fluß, welcher sich in den Dniepr ergießt.

O, nicht weint mehr, schwarze Augen:
Er wird nie der Meine!
Denn wir schwuren Liebe bei des
Mondes falschem Scheine.

Schmerzen, schmerzen meine Augen,
Ist mein Herz voll Wehe!
Scheint mir wüst die Erde — nimmer
Ich den Liebsten sehe! —

14.

Mein Mädchen, viel schöne, viel stolze Maid!
Warum kamst du nicht gestern zur Abendzeit?
»O, wie kann ich, mein Lieber, zu dir gehen,
Wenn mich rings die bösen Menschen umspähen?«
Laß sie schwatzen mein Kind, sich tadelnd geberden;
Es wird kommen die Zeit wo sie ruhig werden.
»Doch bis die Zeit kommt, meine Ehre sie nehmen,
Und muß ich dann lebelang weinen, mich grämen!«
O mein Mädchen, was schaust du so traurig d'rein,
Wie der dunkle Hollunder am Ufer allein!
Solltest fröhlich sein, solltest lächeln und kosen,
Wie zur Zeit der Blumen die duftenden Rosen!
O lieb' Mädchen, werf' ich mein Aug' auf dich hin,
Wie schön du mir scheinst, wie ich stolz auf dich bin!
Dem Fischlein, das ohne Wasser darbt, gleich,
Bin ich ohne dich schmachtend und kummerbleich!
»Und auch ich liebe dich, mein Kosak, meine Freude!
Strafe Gott die bösen Menschen, die uns trennen, uns Beide!«

15.

Dunkel ist die Nacht, ich fliege
Durch die Nebel, die rings ziehn —
O mein armer Kopf, wo leg' ich
Dich heut Nacht zur Ruhe hin?
Ist's im Feld, auf nackter Steppe —
Ist's im grünen Wiesenrain? —
Oder wird's am weichen Busen
Meines jungen Mädchens sein?
Das mich toll gemacht, bezaubert
Durch die schwarzen Aeugelein! —

16.

Schwang vom Wald', vom dunklen Walde,
Kuckuck sein Gefieder —
Setzt sich in der grünen Halde
Eines Gartens nieder.

Fragt Mariechen ihn, die Kleine:
Sollst mir prophezeien!
Leb' ich lange noch alleine,
Werd' ich balde freien?

Kuckuck hat das Wort gehöret,
Spricht: Kannst fröhlich seien!
Wirst, noch eh' der Abend kehret,
Wirst noch heute freien! —

Daß du sieben Jahr' lang, Kuckuck,
Kein Gehör mehr findest!
Weil du mir, die noch so jung bin,
Nicht die Wahrheit kündest. —

17.

Hat die Frau den Mann geschlagen,
Ist der Mann zu klagen geschritten —
Hört er sich vom Richter sagen:
Er soll selbst um Verzeihung bitten!
Sitzt die Frau mit gekreuzten Beinen
Hoch auf dem Ofen bequemlich —
Steht der Mann, in der Hand den kleinen
Hut, bei der Thüre dämlich:
»Bitte, verzeih' mir, lieb Weibchen,
Daß du mich geschlagen, mein Täubchen!
Werd' auch nach dem Markte laufen,
Dir Meth und Bier zum Geschenke kaufen!«
— Ach vom Meth schmerzt mir der Rücken,
Und das Bier macht's Blut verdicken,
Kauf' mir lieber Branntewein,
Das wird mir viel gesunder sein.
Aber hör', noch einen Willen
Sollst du, Bauer, mir erfüllen:
Vor mir tanzen, eh' du gehest,
Sollst du, tanzen wo du stehest! —
Ruft erfreut der Bauer da:
»Ei, du meine Liebe!
Sieh', ich tanz', ich tanze ja,
Sei nicht mehr so trübe!«

Wundert euch, ihr Herren, nicht,
Wie das Spiel gespielt,
Daß der Mann zum Tanze fliegt,
Wenn die Frau befiehlt.
Unsre Zeit ist so verstockt,
Daß — um's kurz zu sagen —
Wem die Prügel aufgehockt,
Der muß die Schuld auch tragen.

18.

Sprach zum Mond die Abendröthe:
»Du mein ewiger Gefährte!
Geh' nicht auf vor mir: vereine
Deinen Glanz mit meinem Glanze,
Erd' und Himmel zu erleuchten,
Zu erfreun das Thier der Steppe,
Und den Wanderer, den müden,
Der zur fernen Hütte kehret
Auszuruhn am heim'schen Herde.«
Sprach Mariechen zum Geliebten:
»O, mein Iwan, mein Verlobter!
Mach' nicht vor mir Haus: zusammen
Wollen wir uns niederlassen,
Und mit Freude füll'n zwei Häuser,
Unsrer beiden Väter Häuser.«

19.

Auf ein Grab setzt der Kosak sich,
Finsterm Sinnen hingegeben,
Und tief seufzt er, seine Blicke
Fern hin zur Ukraine schweben.

Und kein Lüftchen weht — der Sonne
Letzte Strahlen abwärts schweifen;
Oed' ist's ringsum — nur die Donau
Fließt inmitten grüner Streifen.

Spricht also das Grab zum Winde:
»Ruhe Wind, nie mehr zu wehen!
Daß die Blumen nicht verwettern,
Die auf meinem Haupte stehen.«

Der Kosak: »Daß Schilf dich decke!
Mögst du fischlos sein und trübe!
Strom, der mich zur Fremde führte,
Mich getrennt von meinem Liebe!

Denke noch des heim'schen Ufers,
Und des Bergs, der's überragte;
Auf der Brücke scheidend stand ich,
Als mein Vater zu mir sagte:

»»Laß mich nicht — ich bin so alt schon —
Hier allein vor Kummer sterben!
Bleibe! Wirst verwaist sonst selber
Einst in fremdem Land verderben!

Fort trägt dich die wilde Donau;
Wenn dir Unglück und Gefahr dräut,
Kann ich dir die Hand nicht reichen —««
O, mein Vater sprach die Wahrheit!«

---

20. *)

Wie er schön ist, wie er grün ist
Der Hollunder auf der Wiese:
Doch viel schöner noch und zarter
Ist Maria, die geliebte!
Wenn sie steht vor ihrer Pforte,
Glänzt sie wie die Morgenröthe;
Tritt sie ein zum Flur des Hauses,
Scheint sie gleich dem Abendsterne
Hinterm Wolkenflor verschwindend.
Kehrt sie heim in ihre Wohnung,
Die Kosaken alle stehend
Ziehen ab die Mützen, fragend:
»Bist du nicht des Zaren Tochter?
Bist du eines Königs Kind?«
— Nein, sagt sie, ich bin Maria,
Des Kosaken Iwan Tochter! —

---

*) Man singt dieses Lied während des Weihnachtsfestes.

21.

Schon fällt auf die Steppe das nächtliche Graus,
Und noch bleibt mir ein langer Weg bis nach Haus.
An dies einsame Bäumchen bind' ich mein Thier,
Ich aber werde schlafen auf dem Grabe hier . . .
Doch woher kommt das junge Mägdlein dort?
Sie rührt die Schulter des Kosaken und sagt ihm dies Wort:
»Steh' auf, mein Kosak! Genug ist's der Ruh',
Auf dein Roß steig', eile dem Lager zu;
In der Stille der Nacht die Tataren nah'n,
Dich und dein müdes Rößlein zu fah'n.
Mit dem Rößlein, dem müden, hat's keine Noth:
Der Kosak kauft ein neues, ist das alte todt —
Doch wenn dir ein Tatar den Kopf abhieb',
Was würde aus mir, deinem jungen Lieb?«

22.

Schmied! warum schmiedest du heute nicht?
Schon lange ist's Tag!
Warum weckst du deine Leute nicht,
Und bist selbst nicht wach? . . .
O wir wissen was dich plagt!
Deine Tochter ist entbunden
Von einem Knaben zur Nacht,
Ist aus dem Hause verschwunden,
Hat ihn zum Graben gebracht.
Dort im tiefen Wasser hat sie ertränkt das Kind,
Und sie sprach zum fliehenden Morgenwind:
»Höre auf zu wehen, du stiller Wind!
Wo bist du, grauser Orkan?
Komm und jage die schwarzen Wolken heran,
Daß die Wege, die zu diesem Graben führen,
Sich im Wasser verlieren!
Daß die Menschen davon keine Spur mehr sehen,
Und nicht mehr Wasser zu schöpfen zum Graben gehen,
Daß sie nicht mein liebes Kind aufwecken,
Daß sie nicht mein trübes Herz erschrecken!«

23.

Ist dies die Quelle, die mich gelabt und getränkt?
Ist dies das Mädchen, dem ich mein Herz geschenkt?
O böses Geschick!
Mein Mädchen, mein Glück
Einem Andern gehört!

Ist der Quell dies, wo badend die Taube saß?
Ist die Maid dies, die ich zum Weib erlas?
O böses Geschick! u. s. w.

Ja, der Quell ist derselbe, doch die treulose Maid
Hat mich vergessen seit langer Zeit!
O böses Geschick! u. s. w.

Ist der Quell überschüttet mit goldenem Sand,
Reicht das Mädchen einem andern Kosaken die Hand.
O böses Geschick! u. s. w.

Mit Kraut ist bewachsen zur Quelle der Weg,
Ein andrer Kosak führt mein Mädchen hinweg!
O böses Geschick! u. s. w.

Es rauschen die Weiden, die am Bache stehn,
Mit der Liebsten die Kosaken zur Kirche gehn.
O böses Geschick! u. s. w.

Der Eine führt sie beim Arm, der Andre faßt sie bei der Hand,
Mit schwerem Herzen in der Ferne ein Dritter stand.
Stand allein — es war bleich wie die Wand sein Gesicht;
Er liebte so das Mädchen und bekam es nicht! —

24.

In der Morgenfrühe
Durch die Wiese geh' ich,
Den Kosaken seh' ich —
Sonne, heller glühe!
Wiese, duft'ger blühe!
Gras, erneue dich!
Kosak, freie mich!
Willst du mich nicht frein,
Komm als wollt'st du's, zu mir,
Denn die Nachbarn mein
Lassen keine Ruh mir;
Sagen: »Er hat dich betrogen,
Und jetzt kommt er nicht mehr;«
Sagen: »Er hat dich belogen,«
Und das kränkt mich so sehr!
»O mein Kind, mein liebes!
Wohl beim Alten blieb es,
Wäre längst gekommen,
Hätt' dich mitgenommen,
Mit an meinem Arm —
Doch der Vater zürnt,
Sagt du seist zu arm;
Will mir nie verzeihn
Dich so arm zu frein.«

— O du treuloser Mann,
Wär' ich reicher als du:
So spuckt' ich dich an,
Deinen Vater dazu!
Will zur Zauberin gehn,
Von ihr Hülfe erflehn . . .
— Freundin! hör' mich Betrübte:
Mich verläßt den ich liebte! —
Und die Zauberin spricht:
»Mädchen, gräme dich nicht!
Sei nicht trüb, meine Traute,
Bist noch grün wie die Raute;
Laß dem Herzen nicht bang sein,
Deine Jugend wird lang sein,
Ist dir untreu der Eine
Wird ein Andrer der Deine!
Wenn die Rauten beginnen
Zu blühen im Feld,
Kommt, dich zu minnen,
Ein wackerer Held.
Doch der dich verstoßen,
Wird kein Weib je umschließen,
Bis dem Mühlstein, dem bloßen,
Grüne Raden entsprießen.«
Das Mädchen sofort
Verstand den Sinn
Vom dunklen Wort
Der Zauberin,
Der wundersamen,
Nahm Rautensamen,
Auf den Weg ihn zu legen;
Und sieh, es fiel Regen,
Und es sproß das Kraut,

Und Blätter gewann es;
Und das Mädchen ward Braut
Eines schmucken Mannes . . .
Doch dem Mühlstein, dem bloßen,
Keine Raden entsprossen!
Der Kosak ist jetzt alt schon,
Sein Haupthaar ist grau,
Im Herzen ist's kalt schon,
Und er hat noch keine Frau! —

Vom Kosaken Baida. *)

In Berestetschek der Stadt, der berühmten Stadt,
Trinkt Baida an Meth und Branntwein sich satt;
Und nicht wenig trinkt Baida: in Einem fort
Schwelgt er zwei Tage, zwei Nächte dort.
Schickt der Sultan der Türken Gesandte hin,
Läßt einladen Baida, soll zu ihm ziehn:

»Ich grüße dich, Baida, berühmter Held!
Sei mein treuer Vasall du im Frieden und Feld,
Und sollst die Prinzessin, meine Tochter frein,
Sollst Herr der ganzen Ukraine sein!«

Verflucht, Sultan, ist der Glaube dein,
Und häßlich, Sultan, dein Töchterlein!
Da rief der Sultan die Haiducken zur Stell':
»Auf! fangt diesen Baida und bringt ihn mir schnell!
Ergreift diesen Baida und bindet ihn,
Und hängt ihn bei der Seite an den Baum dort hin!«

*) Baida ist ein in der Geschichte Kleinrußlands ganz unbekannter Name. Einige sind der Meinung, dieses Lied beziehe sich auf den polnischen Fürsten Dimitri Wasznioviecki, welcher von Stephan IX. Hospodar der Moldau, nach Konstantinopel geschickt, dort unter Soliman II. eines ähnlichen Todes starb.

H. Maximowitsch, dessen Sammlung ich dieses Lied zu verdanken habe, ist der Meinung es beziehe sich dasselbe auf die Begebenheiten des Jahres 1674, und mit dem türkischen Sultan sei Muhamed IV. gemeint.

Und der viel kühne Baida, in Einem fort
Hängt er zwei Tage, zwei Nächte dort.
Und baumelt dort Baida, das ihn verdroß,
Und er sucht mit den Augen sein schwarzes Roß;
Und hängt dort Baida vom Baume herab,
Und er sucht mit dem Blick' seinen jungen Knapp':

Du mein junger Knappe! auf, eile schnell,
Und bring meinen strammen Bogen zur Stell',
Meinen Bogen und meinen Köcher hol',
Meinen Köcher mit spitzen Pfeilen voll!
Mein Auge erspäht drei Tauben von fern,
Davon schöß' ich eine für den Sultan gern,
Die zweite soll der Sultanin sein,
Die dritte dem holden Töchterlein!

Und er spannt seinen Bogen — der erste Pfeil fliegt,
Und todt der Sultan im Blute liegt;
Trifft der zweite die Schulter der Sultanin,
Fährt der dritte durch's Haupt der Tochter hin.

Und Dank dir Sultan, daß ich gehängt!
Hättest wissen sollen wie man Baida fängt.
Hättest ihm sollen den Kopf absägen,
Seinen Leichnam in tiefe Erde legen,
Mit Geld bestechen seinen treuen Knappen,
Auf die Seite schaffen seinen Rappen!

—— ——

Paley *) in Sibirien.

Hoch steigt die Sonne Morgens,
Tief Abends untergeht —
Lebte früh Herr Paley in Freuden,
Traf ihn das Unglück spät!

Hell scheint die Sonne Morgens,
Verdunkelt sich zur Nacht;
Herr Paley, groß und mächtig einst,
Jetzt in Sibirien klagt.

„Und hör' mich, braver Bursch' du,
Komm mit mir, treuer Knapp'!
Komm mit mir um zu beten
Zu Gottes Kapelle hinab!

Ich will inbrünstig beten,
Knien vor dem Heil'genbild;
Ich bin wie ein Greis gemagert,
Und nichts mein Wehe stillt!

*) Paley, Sohn eines einfachen Kosaken, lebte gegen das Ende des XVII. und zu Anfange des XVIII. Jahrhunderts. (Er starb den 18. Januar 1710.) Es ist dies ohne Zweifel die poetischste Person in der ganzen Geschichte Kleinrußlands. Sein Leben war ein fortwährender Kampf gegen die Polen, Tataren, Türken, Schweden u. s. w. Todfeind von Maseppa, gerieth er zweimal auf Veranlassung desselben in Gefangenschaft. Das erste Mal sperrten ihn die Polen in Magdeburg ein, von wo er mit Hülfe seiner treuen Kosaken wieder entwich; das zweite Mal wurde er nach Sibirien verbannt, jedoch nach dreijährigem Exil von Peter dem Großen zurückgerufen. Es geschah dieses kurz nach dem Verrath Maseppas.

Wie ein Greis bin ich gemagert,
Ich will zum Höchsten flehn
Für meine schuldige Seele;
Mög' er mich gnädig ansehn!«

Und giebt ihm der treue Knappe
Einen Stock in seine Hand,
Und gürtet um seine Lenden
Ein grobes Bußgewand.

Nicht ging allda Herr Paley
Zu frommem Gebete hin —
Er ging sich selbst zu züchtigen,
That's mit zerknirschtem Sinn.

Herr Paley kehrt und setzt sich
Vor seiner Hütte Schwell',
Schlägt der Pandora Saiten
Und singt ein Liedlein hell:

»Unglücklich ist das Leben
In dieser Jammerwelt;
Der stickt sein Kleid mit Golde
Und vergißt was dem Herrn gefällt.

Der Andre darbt in Sibirien
Vergessen und verbannt,
Verwaist wie eine Eiche
Auf weitem, wüstem Land!«

Anmerkungen.

---

1 u. 2) Beschtau und Maschuk. Den Vorposten der großen Kette des Kaukasus, von der Steppe aus betrachtet, bilden die Berge von Pjätigorsk — ein russisches Wort, gleichbedeutend mit dem tatarischen Besch-tau, korrumpirt von Besch-dagh, d. i. die 5 Berge. Die Schluchten des Beschtau sind die alte Heimat desjenigen Tscherkessenstammes, welchen wir jetzt mit dem Namen der Kabarder bezeichnen. Südwestlich von Georgiewsk, auf dem Wege nach Konstantinogorsk, erheben sich in geringer Entfernung von einander vier dieser waldumkräuselten Berge, deren Kette mit einem hohen Kamme, genannt der Eselsrücken, zusammenhängt, und zwar solchergestalt, daß durch diese Vereinigung eine kesselförmige Oeffnung sich bildet, aus deren Mitte der fünfte und höchste Berg, der Beschtau — wovon der ganze Höhenzug seinen Namen hat — hervorsteigt. Sein Gipfel ist fast fortwährend von Wolken umhüllt und bildet ein steil abfallendes Plateau von so kleinem Umfange, daß kaum zehn Menschen Platz darauf finden würden. Von den übrigen vier Bergen verdient hier nur der Maschuk, oder Matschuka, an dessen Fuße die heißen Schwefelquellen entspringen, besonderer Erwähnung. Der Gebirgsarm, durch welchen der Beschtau mit der großen kaukasischen Kette zusammenhängt, läuft zwischen der Kuma und dem Kuban hindurch, südwestlich immer höher und höher steigend, bis er sich zuletzt mit dem Elborus, dem höchsten aller Berge des Kaukasus, vereint.

3) Arba — oder Araba, bezeichnet hier (zum Unterschiede von den türkischen, eleganten Araba's) ein die rohesten Anfänge des Wagenbaues offenbarendes, unbeholfenes Fuhrwerk, getragen von zwei seltsam hohen und breiten Rädern, welche den eigentlichen, meist sehr schmalen Wagenkasten weit überragen. So weit des Uebersetzers eigene, auf vieles Fahren mit der Araba sich stützende Kunde reicht, werden die Räder dieses Urwagens niemals geschmiert, weshalb sie zu ihrer, immer äußerst langsamen Fortbewegung auf den schlechten Gebirgswegen, meist mehrerer Gespann Ochsen bedürfen. Die Araba, eine wahre Qualmaschine für ungeduldige Gemüther und feine Ohren, kündet sich dem Wanderer im Gebirge immer schon von Weitem durch das entsetzliche Knarren ihrer tiefeinfurchenden Räder an, weshalb bei der Schilderung eines solchen Fuhrwerks das Beiwort „knarrend" so nothwendig dazu gehört, wie das Auge zum Gesichte.

4) Burka — der unter allen kaukasischen Völkern gebräuchliche, kurze, zottige Filzmantel, der mit der rauhen Seite nach Außen getragen wird.

5 u. 6) Eisenberg und Schlangenberg — zwei zu der Kette des Beschtau gehörende Berge.

7) Schattberg — gleichbedeutend mit Elborus. Der Schattberg, oder Elborus (beide Namen sind gleich gebräuchlich im Kaukasus), das kühnste und herrlichste Gebilde der vulkanischen Kräfte, welche der großen Gebirgskette ihr Dasein gegeben, erhebt sich selbständig aus den ihn umlagernden Vorbergen durch ein, gegen 10,000′ hohes, von seltsam gezackten Felsenmassen durchbrochenes und überragtes Längenplateau. Die steil abfallenden Felsen bilden eine kraterähnliche Höhlung, aus deren Mitte die beiden konisch geformten, ewig mit Schnee bedeckten Spitzen des Elborus emporsteigen, dessen Erhebung über den Meeresspiegel gegen 16,000′ beträgt. Südöstlich vom Elborus, zuneben der weiter oben beschriebenen großen Gebirgsstraße, erhebt sich der etwa 15,400′ hohe Kasbék, welcher gleichsam den Mittelpunkt der Hauptgebirgskette des Kaukasus bildet.

8) Baschlik — ein regendichter, warmer Kopfüberzug, in Form dem zum Ueberschlagen bestimmten, hintern Obertheile eines Burnus, oder einer Mönchskapuze vergleichbar. Baschlik ist ein turko-tatarisches Wort, und würde sich wörtlich am nächsten über-

setzen lassen durch „Kopfbedeckung," wodurch aber für den deutschen Leser die Sache nur mangelhaft bezeichnet wäre, denn das Baschlik wird nicht *statt* der Mütze, sondern *über* der Mütze getragen, und bedeckt zugleich Schultern und Nacken.

9) *Im Schatten alter Mispelbäume.* Es ist hier die Alpenmispel — mespilus cotoneaster — gemeint, welche im Kaukasus in ungewöhnlicher Größe vorkommt. Das Adjektivum кизилъ, welches Lermontoff zur Bezeichnung des Baumes angewandt hat, kommt, so weit des Uebersetzers Kenntniß reicht, in keiner slavischen Sprache vor, und ist nichts anderes als das hier nur mit russischen Buchstaben geschriebene turko-tatarische Wort قزل

10) *Beiram* — ein unserm Osterfeste vergleichbares Fest der Moslemin, folgt unmittelbar auf den *Ramasan*, oder Fastenmonat, und währt drei Tage. Der Beiram nimmt seinen Anfang, sobald von den dazu angestellten Schriftkundigen der Neumond verkündigt wird. Als bewegliches Fest hat er das Eigenthümliche, im Verlaufe von 33 Jahren in alle Jahreszeiten und alle Monate des Jahres zu fallen, weil die Türken nach Mondenjahren rechnen.

11) *Usdén* — tscherkessischer Edelmann. Seit Alters haben die Tscherkessen ihre erblichen Standesunterschiede, welche sich jedoch mit der Einführung des Islam durch die nivellirenden Satzungen des Koran wesentlich verwischt haben. Die waffentragenden Männer (so genannt im Gegensatz zu den Sklaven, welche keine Waffen tragen dürfen), zerfallen in drei Klassen: *Pschi* (Fürsten), *Usdéne* oder *Work* (Edelleute) und *Tokav* (Freie). Die Sklaven oder Leibeigenen, deren große Masse aus Kriegsgefangenen besteht, sind lediglich darauf angewiesen, den Acker zu bebauen, das Vieh zu hüten und die Arbeiten des Hauses und Stalles zu besorgen. Die *Pschi* und *Usdéne* besaßen früher große Vorrechte, und standen ungefähr in demselben Verhältniß zu der übrigen Bevölkerung, wie bei uns die Fürsten und Ritter des Mittelalters. Der Mißbrauch, den sie mit ihrer Gewalt trieben, veranlaßte, daß man ihnen dieselbe ganz nahm, und heutzutage unterscheiden sie sich von den Tokav oder Freimännern durch Nichts, als durch ihre angestammten Titel. Trotzdem sind die drei Klassen insofern von einander geschieden, als sie sich durch eheliche Verbindungen nie vermischen.

12) Furchtbar erhebst du, Berg Scheitan — Scheitan heißt im Türkischen der Teufel, und ich würde deshalb einfach „Teufelsberg“ übersetzt haben, wenn die Bezeichnung Berg Scheitan oder Scheitansberg nicht bereits eine in der Geographie angenommene wäre.

13) Beschmét — ein enganliegender, kurzer seidener Halbrock.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Achter Band.



Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Achter Band.



Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

William Shakespeare's

Sonette

in Deutscher Nachbildung.

> Unsere Sprache kann sich keiner Sonette rühmen, die denen Shakespeare's auch nur annähernd gleichkämen, außer den wenigen — so ernsten, so majestätischen — Ergüssen Milton's.
>
> Alexander Dyce.



Berlin 1866.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Inhaltsverzeichniß.

Zweite Abtheilung.

Seite

Dritte Abtheilung.

Vierte Abtheilung.



Einleitung.

O sähn wir Dich auf's Neue, süßer Schwan
Vom Avon, ziehn auf Deiner stolzen Bahn!
Sähn wir der so Elisabeth erfreute,
Und Jacob, Deinen hohen Flug noch heute
Am Themsestrand! — Doch schon am Himmel dort
Strahlst Du — o Stern der Dichter, strahle fort!

Ben Jonson.

In seinen Dramen erscheint uns Shakespeare so unnahbar hoch, so unbegreiflich groß, daß wir uns danach kein rechtes Bild noch Gleichniß des Mannes machen können, der wie ein Gott sich hinter seiner Schöpfung verbirgt. In seinen Sonetten aber, die Wordsworth mit Recht den Schlüssel zu seinem Herzen genannt, tritt er uns menschlich nahe, zeigt sich uns im Wechsel trüber und heiterer Stimmungen, in Leidenschaften, Schwächen und Irrungen wie wir. Unsere Ehrfurcht vor ihm wird dadurch nicht vermindert, sie wächst vielmehr noch mit unserer Liebe zu ihm, wenn wir sehen, welch' dunkle und steile Pfade ihn emporführten zu den reinen Höhen der Kunst.

Ist es nicht ergreifend, wenn wir den gewaltigen Mann, der Allem was er berührte unsterbliches Leben gab, selbst klagen hören über die Gebrechen der Sterblichkeit? Wenn wir ihn, der das Treiben der Menschen ganz durchschaut und innerlich so hoch darüber steht, doch leiden und äußerlich so tief gedemüthigt sehen durch dieses Treiben, daß er sich den Tod wünscht und das Schicksal anklagt, welches ihn gezwungen in verachtetem Stande zu leben, der sein eigentliches Wesen entweiht, ihm eine fremde Farbe giebt, wie der Hand des Färbers sein Handwerk?

An wen immer diese Sonette gerichtet sein mögen, ob an Geschöpfe der Einbildung oder der Wirklichkeit: der Dichter selbst spricht aus ihnen in seinem eigenen Namen und läßt uns nicht blos in die verborgensten Falten seines Herzens sehen, sondern enthüllt uns auch das letzte Geheimniß seiner Kunst:

„Was ist so arm an Neuheit mein Gedicht,
Statt wechselnd nach der Mode sich zu schmücken?
Warum versuch' ich wie die Andern nicht
Prunkvoll, gespreizt und neu mich auszudrücken?
Warum trägt mein Gedanke immerfort
Ein und dasselbe Kleid, schlicht und gewöhnlich,
Daß ich leicht kennbar bin, fast jedes Wort
Auf seinen Ursprung zeigt: auf mich persönlich?
O wisse, süße Liebe, immer sing' ich
Nur Dich allein, Du meines Liebes Leben!
Mein Bestes neu in alte Worte bring' ich,
Stets wiedergebend was schon längst gegeben,
Denn wie der Sonne Auf- und Untergang
Alt und doch täglich neu ist mein Gesang."

In solchen und ähnlichen Sonetten offenbart sich der ganze Shakespeare mit seiner erhabenen Einfalt, mit der Macht ächter Schönheit und dem Wohllaut der Wahrheit.

Seine poetischen Vorläufer und Zeitgenossen, Surrey, Watson, Sidney, Daniel, Drayton, Constable, Spenser und Andere haben uns Hunderte von Sonetten hinterlassen, welche an Reichthum der Bilder, Anmuth des Ausdrucks und wechselndem Wohlklang des Rhythmus, kurz: an äußerer Schönheit, den seinigen durchaus nicht nachstehen und doch — mit wenigen Ausnahmen — uns heute kühl anmuthen, ja einen abgestandenen Eindruck machen mit ihrer konventionellen Schäfer- und Götterwelt, ihren zierlichen Ge-

fühlen und melodischen Seufzern, weil wir bald gewahren daß kein warmes Herz darin schlägt, daß keine mächtige Persönlichkeit dahinter steht.

Die Macht und Weihe der Persönlichkeit des Künstlers ist es im letzten Grunde allein, was den Kunstwerken ewiges Leben giebt.

Und die Macht und Weihe seiner Persönlichkeit ist es auch allein, was Shakespeare von seinen Zeitgenossen unterscheidet und allen seinen Werken — jeglichem nach seiner Art — ihr ganz eigenthümliches Gesicht giebt, mit welchem sie in die Welt hinausschauen und Bewunderung wecken werden so lange die Welt besteht.

In seinen Dramen läßt er die Sonne seines Geistes leuchten über Gerechte und Ungerechte, als ob ihm diese so lieb wären wie jene, daß sie wachsen vor unsern Augen und glücklich oder unglücklich werden, je nachdem sie sich selbst ihr Schicksal bereiten. Hier vergessen wir den Dichter über seinen Geschöpfen, vergessen daß er es ist, von dem sie ihr ewiges Dasein empfingen, und nehmen so lebendigen Antheil an ihren Schicksalen, als ob sie uns nächststehende leibhaftige Menschen wären.

In seinen Sonetten aber sehen wir nur den Menschen im Dichter vor uns, und welche bunte Welt er auch unsern Blicken enthüllt: er selbst bleibt immer der Mittelpunkt dieser poetischen Welt und die delphischen Worte welche wir vernehmen, sagt kein Hamlet, kein Lear, kein Prospero: sie tönen aus seinem eigenen Munde.

Und doch erinnern sie uns an alles Bedeutendste in seinen Dramen, bieten uns eine Fülle verwandter Klänge, Gedanken, Betrachtungen und Stimmungen.

Es ist uns, als ob er diese Sonette geschrieben haben müsse bevor oder während er »Romeo und Julie« dichtete, jene während er mit »Hamlet« beschäftigt war, andere während er »Richard III.« oder »König Lear« dichtete; wieder andere

während seine Lustspiele entstanden, von welchen besonders »die Komödie der Irrungen,« »die beiden Veroneser,« »Verlorene Liebesmühe« und »der Kaufmann von Venedig« viele Anklänge bieten. Wir entdecken zwischen ihm und seinen Helden einen geheimnißvollen, innigen Zusammenhang; der Schleier, hinter welchem der große Künstler sich verbarg, ist wenigstens etwas gelüftet und das giebt den Sonetten, die an und für sich schon ächte Perlen sind, einen doppelten Werth und Reiz.

Auch in seinen Dramen steht uns nun der Dichter nicht mehr so fern; wir sehen daß sie mit seinem Herzblute getränkt sind und daß er, der die menschlichen Leidenschaften mit so erschütternder und erhebender Gewalt zu schildern vermochte, sie selbst erfahren, aber siegreich überwinden mußte, um sie durch die Kunst zu verklären.

Die Sonette bilden eine Perlenschnur, die von den Jünglingsjahren des Dichters sich fortschlingt bis in sein reifes Mannesalter und unser einziger Leitfaden ist, wenn wir einen Zusammenhang suchen zwischen den dürftigen, beschränkten Verhältnissen seiner frühesten Jugend und der weltumspannenden Höhe auf welcher er in seinen Tragödien steht.

Der Grund, weshalb diese wundervollen Gedichte, denen sich keine ähnliche Sammlung in irgend einer Sprache auch nur entfernt vergleichen läßt, in Deutschland noch nicht die verdiente Würdigung und Verbreitung gefunden haben, ist wohl hauptsächlich in dem Umstande zu suchen, daß das Verständniß des Urtextes allerlei Schwierigkeiten bietet, während die vorhandenen Uebersetzungen, im Ganzen genommen, mehr dazu angethan sind die Schönheiten des Originals zu verhüllen, als zu offenbaren.

Dieser Punkt ist ausführlicher erörtert in einer dem Gegenstande besonders gewidmeten Abhandlung, welche als Schlußwort den Sonetten folgt und auf welche ich meine freund-

lichen Leser verweise, deren Geduld ich nicht von vornherein ermüden will durch Ausführungen, die doch erst nach dem Lesen der Sonette recht zu verstehen sind.

Zu bemerken ist nur noch, daß die Sonette hier in einer neuen Reihenfolge erscheinen, deren ausführliche Rechtfertigung das Schlußwort enthält und deren Verhältniß zum Urtext in einer vergleichenden Uebersicht dargelegt ist.

In dem Schlußworte wird auch die Methode erörtert, welche ich bei dieser neuen Uebersetzung befolgt habe und ein durch Beispiele belebter Rückblick geworfen auf Shakespeare's Vorläufer im Sonett, sowie auf die eigenthümlichen und mannigfaltigen Freiheiten, welche alle englischen Sonettisten bei der Aneignung der fremden, ursprünglich Petrarka entlehnten Form sich erlaubten. Es werden endlich darin die verschiedenen und meistens höchst wunderlichen Urtheile und Meinungen angeführt, welche theils über die Sonette selbst, theils über die geheimnißvollen Personen an welche dieselben gerichtet sein sollen, in Umlauf gekommen sind; kurz: es wird Alles darin erörtert, was zur Sache gehört, aber in dieser Einleitung nicht am Platze sein würde. Die ganze Einleitung würde überflüssig sein, wenn Shakespeare als Lyriker schon so eingebürgert bei uns wäre wie als Dramatiker. Allein das ist er noch nicht. Möge diese neue, mit liebevoller Hingebung begonnene und ausgeführte Uebersetzung dazu beitragen, daß er es werde!

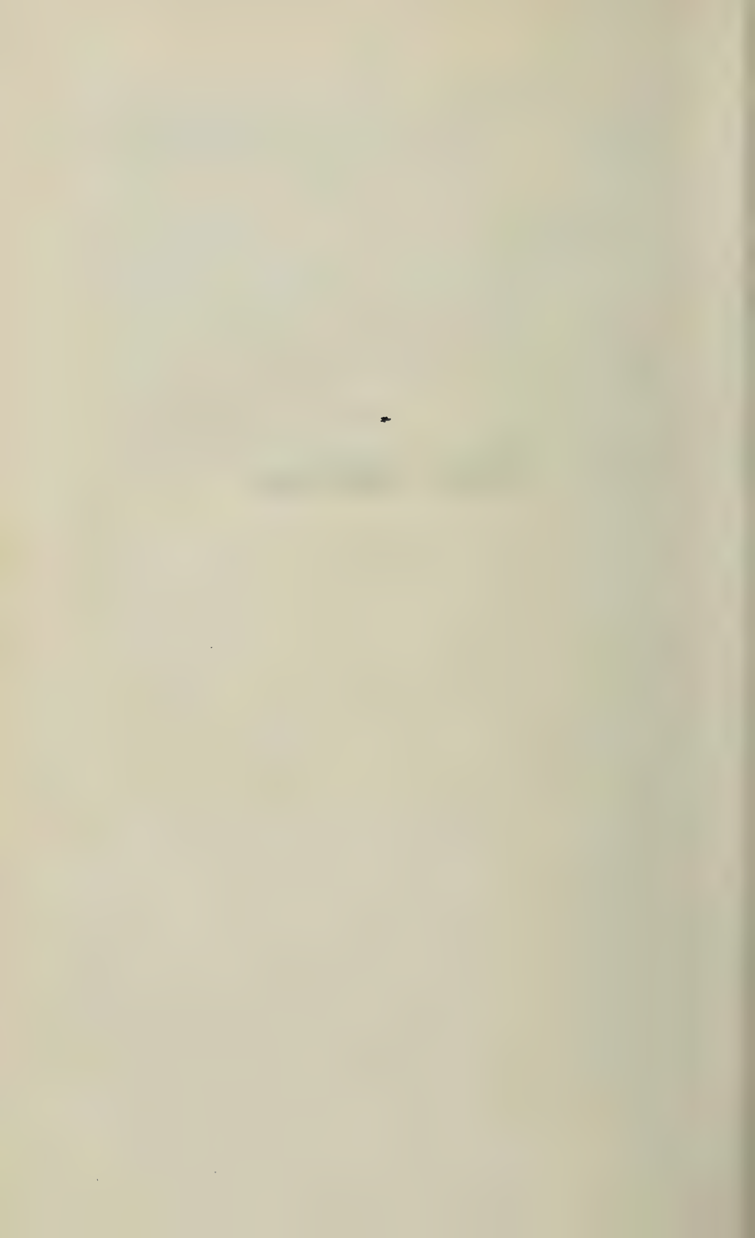
Denn alle Bilder und Denkmale, die man dem unsterblichen Genius geweiht hat, geben keine so würdige Vorstellung von ihm wie seine eigenen Werke. Darum sang Milton, ein Fürst unter den Dichtern, in freier Huldigung sich beugend vor Shakespeare, dem Könige der Dichter, diese erhabenen Verse:

„Wozu braucht meines Shakespeare hehr Gebein
Ein hochgethürmtes Monument von Stein?
Wozu soll sich sein heiliger Staub hienieden
Verbergen unter stolzen Pyramiden?
Du theurer Sohn des Ruhms, sein großer Erbe,
Was brauchst Du Stein daß nicht Dein Name sterbe?
In unserm Geist, der Dich bewundernd nennt,
Schufst Du Dir selbst ein dauernd Monument:
Wir schöpfen aus den Blättern Deiner Werke
Gleichwie aus Göttermunde Trost und Stärke:
Du machst durch Deines Geistes hohen Schwung
Uns selbst zu Marmor vor Bewunderung,
Um solche hehre Ruhstätt zu erwerben,
Daß um solch Grabmal Könige möchten sterben.“

Erste Abtheilung.

---

1 — 44.



1.

Die himmlische Rhetorik Deiner Augen,
Wogegen keine irdischen Gründe taugen,
Verführte mich, — darf mich die Welt beschuldigen
Weil ich ihr treulos ward um Dir zu huldigen?
Die Fraun verschwor ich und gemeinen Triebe,
Doch da Du Göttin, gilt mein Schwur nicht Dir!
Mein Eid war irdisch — himmlisch meine Liebe,
Drum Deine Huld sühnt alle Schuld in mir!
Mein Eid war Hauch, und bloßer Dunst ist Hauch.
Du schöne Sonne! wenn Dein reines Licht
Den Dunst verscheucht, so bist Du schuldig auch,
Denn Du brachst mein Gelübde — ich that's nicht!
Und that ich's: welcher Thor wär' so von Sinnen
Es nicht zu thun, ein Eden zu gewinnen.

2.

Wie oft, wenn Deine zarten Finger springen [1]
Ueber das Holz, beglückt durch ihr Berühren,
Daß wunderbare Weisen ihm entklingen,
Die wohllautvoll mein Ohr und Herz verführen,
Beneid' ich diese Tasten, wie sie nippen
Glückseligkeit von Deiner Hand gespendet,
Derweil erröthend meine armen Lippen
Ihr Anrecht sehn an kühnes Holz verschwendet.
Gern würden sie um solche Wonnen tauschen
Mit jeder Taste, die sich tanzend bückt:
Wenn lieber Deiner Hand melodisch Rauschen
Das todte Holz, als meinen Mund beglückt.
  Doch wenn das freche Holz geküßt sein muß:
  Reich' ihm die Hand, die Lippe mir zum Kuß!

3.

Wenn sich Musik und Poesie verbinden
Geschwisterlich, in süßer Harmonie,
Muß sich Dein Herz zu meinem Herzen finden:
Du liebst Musik, ich liebe Poesie.
Du liebst es, Dowland's[2] hehrem Spiel zu lauschen,
Deß Lautenklang das Herz mit Zauber füllt —
Ich lieb' es, mich an Spenser zu berauschen,
Deß Lied die tiefste Weisheit mir enthüllt;
Du liebst des Gottes weihevolle Klänge
Die Dich empor zu höhern Sphären tragen —
Ich liebe seine himmlischen Gesänge,
Die, was ich selbst nicht sagen kann, mir sagen.
  Ein Gott schuf beide! Wie sie sich verbinden,
  Muß sich Dein Herz zu meinem Herzen finden!

4.

Laß Andern ihre Wünsche! Deinen Willen
Hast Du, hast Willen jetzt im Ueberfluß;
Ich aber kann ihn mehr als gründlich stillen,
Wenn er sich auch durch mich noch mehren muß.
Willst Du nicht meinen Willen in den Deinen
Aufnehmen, der so Vielen sich erschließt?
Soll Andern nur Dein Stern der Gnade scheinen?
O sag, warum mein Werben Dich verdrießt?
Das wasserreiche Meer kann doch nicht stillen
Den Wasserdurst, und sucht daß es sich mehre —
So mehr' durch meinen Willen Deinen Willen,
Du Willenreiche — gleich' hierin dem Meere.
Laß Keinen sterben! Stürmisch oder still
Flehn Alle nur was ich, der eine Will*).

*) (Will, der abgekürzte Vorname des Dichters, heißt zugleich der Wille. Darauf beruht das Wortspiel dieses und des folgenden Sonetts.)

5.

Zürnt Deine Seel', ich komme Dir zu nah,
Schwör' ihr nur dreist daß ich Dein eigner Will sei,
Der, wie sie weiß, am rechten Platze da;
Aus Liebe schwör' und bitte daß sie still sei.
Will wird mit Liebe Deines Herzens Schatz
Bereichern und mit Willen allzumal —
Ist doch für Viele Raum auf großem Platz,
Und Eins zählt nichts in einer großen Zahl.
So ungezählt laß in der Zahl mich stehn,
Wenn nur bemerkt von Dir, die Alle hält —
Sei ich Dir auch ein Nichts — Du wirst bald sehn
Daß in dem Nichts Dir etwas wohlgefällt;
Wenn Dir mein Name nur gefallen will,
So liebst Du mich auch, denn mein Nam' ist Will.

6.

Wie eine Hausfrau sorglich voller Hast[3]
Dem Huhn nachläuft, das sich davon gemacht,
Ihr Kind zu Boden setzt und ohne Rast
Das Huhn verfolgt bis sie es heimgebracht,
Derweil hell schreiend ihr verlaßnes Kind
Sie aufzuhalten sucht, die unverzagt
Dem Huhn nachläuft, für Andres taub und blind,
Nicht wahrnimmt wie ihr eignes Kindlein klagt: —
So läufst Du hinter dem was Dir entweicht,
Und ich, Dein Kind, klag um Dich trübgemüth.
O komm zu mir wenn Du Dein Ziel erreicht,
Küß mich, wie eine Mutter, sei mir gut!
 Und meine Klagen um Dich werden still,
 Und flehen will ich daß Dir werd' Dein Will!

7.

Wie auf der Bühn' ein ungeübter Held [4]
Deß Schüchternheit in seinem Spiel ihn hindert,
Oder ein Thier, von zuviel Wuth geschwellt,
Daß Ueberfluß an Kraft den Muth vermindert:
So ich vergess' oft, zaghaft wie ich bin,
Zu thun was holder Liebesanstand fodert,
Und meine Liebesglut stirbt scheinbar hin,
Weil sie zu übermächtig in mir lodert.
Darum nimm huldvoll diese Blätter an,
Meiner beredten Brust stumme Propheten,
Sie flehn weit besser als die Lippe kann
Um Liebe — o, daß sie erfolgreich flehten!
  Was Liebe schweigend schrieb, lern' es verstehn,
  Und laß es durch das Aug' zum Ohr eingehn! [5]

8.

'ſ iſt beſſer ſchlecht zu ſein als ſchlecht zu ſcheinen,
Kann dieſer Schein dem Tadel nicht entgehn,
Ohne doch dem Genuſſe ſich zu einen,
Den wir nicht — doch die Tadler darin ſehn.
Denn warum ſollen falſche Späheraugen
Hohnlächeln über mein verliebtes Blut?[6]
Sie, die aus eigner Sünde Argwohn ſaugen!
Was ihnen ſchlecht ſcheint, das gilt mir als gut!
Nein, — ich bin der ich bin, und was ſie finden
In mir als Schuld, iſt ihrer Schuld Bericht.
Vielleicht bin ich der Seh'nde, ſie die Blinden,
Nach ihrem Sinn bemißt mein Thun ſich nicht!
Wenn man nicht ihren Satz für Wahrheit hält,
Daß Schlechtigkeit allein herrſcht in der Welt.

9.

Cupido, da einst Schlaf ihn überkam,
Ließ seine Fackel sinken, welche schnell
Ihm eine Nymphe der Diana nahm,
Die tief sie taucht in einen kühlen Quell.
Allein der Liebesfackel heilige Glut
Ward wundersam dem Wasser mitgetheilt,
Das endlos weiterglühend Wunder thut,
Den Schwachen Stärke giebt und Kranke heilt.
An meiner Liebsten Aug' entzündet wieder
Der Gott den Brand, der schnell mein Herz erfaßt,
Das Liebesfeuer ras't durch meine Glieder —
Zum Heilquell eil' ich, ein betrübter Gast —
Doch half mir's nicht! Die Bäder, die mir taugen,
Sind Amor's Feuerquell, der Liebsten Augen.

10.

Einst schlief der kleine Liebesgott; zur Seiten
Die Fackel lag, sein Herzensfeuerbrand;
Viel Nymphen, die sich keuschem Leben weihten,
Hüpften herbei. Mit jungfräulicher Hand
Die schönste Nymphe nahm den Brand der Liebe
Der so viel treue Herzen schon verzehrt:
So ward der mächtige Gott glutvoller Triebe
Im Schlaf von einer Jungfrau Hand entwehrt.
Sie löscht den Brand in einer Quelle nah,
Die schnell erglühend ward ein Bad und Bronnen
Für Kranke. Ich auch suchte Heilung da,
Doch hab' ich die Erfahrung nur gewonnen:
  Der Liebe Glut erwärmt wohl Wasser bald,
  Doch Wasser macht der Liebe Glut nicht kalt. [7]

11.

Du weißt, Dich liebend trog ich mein Gewissen,
Doch zwiefach trogst Du Deins, mir Liebe schwörend,
Hast Dein Gelübde durch die That zerrissen,
Den neuen Bund in neuem Haß zerstörend.
Doch darf ich Dich beschuld'gen um ein paar
Trugschwüre — ich, der zwanzig schon geschworen?
Denn Nichts an dem was ich Dir schwur, ist wahr,
Der ich den Glauben an Dich längst verloren.
Denn heil'ge Schwüre that ich, die bezeugten
Du seist voll Treu, Beständigkeit und Wahrheit,
Mich selber macht' ich blind, Dich zu erleuchten,
In Finsterniß kehrt ich der Sinne Klarheit,
Denn ich beschwor, daß Schönheit Deine Züge
Verkläre. Gott verzeihe mir die schnöde Lüge!

12.

Was machst Du, blinde, närr'sche Lieb' aus mir,
Daß meine Augen sehn, doch nicht das Rechte;
Sie kennen Schönheit wohl, stehn nah' vor ihr,
Doch statt des Besten wählen sie das Schlechte.
Wenn sie, verlockt von falschen Blicken, kamen
Zu jener Bucht, wohin so Viele drangen,
Warum aus solchen Blicken machst Du Hamen
Das Urtheil meines Herzens aufzufangen?
Wie kann das Herz als einzig Gut verehren
Das, was es kennt als aller Welt gemein?
Wie kann das Auge zusehn und nicht wehren
Daß über Wahrheit siege falscher Schein?
In Wahrheit war so Herz und Aug' verblendet,
Daß es dem Schlechtesten sich zugewendet.

13.

Lieb' ist zu jung, von Schuld und Reu' zu wissen,
Und doch: ist Reue nicht der Liebe Kind?
Drum, süßes Herz, red' mir nicht in's Gewissen,
Da meine Fehler Dir entsprungen sind.
Denn wie Du mich verführst, muß ich verführen
Mein beßres Theil zu schnödem Sinnenwahn,
Das Herz dient nur, im Körper noch zu schüren
Die Liebesglut — Fleisch hört kein Warnen an,
Dein Name ruft es zu glorreichem Streite,
Zeigt Dich als Preis. Also von Stolz geschwellt
Wird es Dein armer Sklav, der Dir zur Seite
In Deinen Diensten willig steht und fällt.
Drum sprich nicht von Gewissen, wenn ich werbe
Um Deine Gunst, für die ich leb' und sterbe.

———

14.

Ihr Mund, dies Wunderwerk der Liebe,
Haucht' mir in's Ohr das Wort: ich hasse,
Mir, der ihr weiht all' seine Triebe!
Doch da sie sieht wie ich erblasse,
Kehrt Mitleid in ihr Herz zurück;
Sie schmäht die Zunge, die voll Süße
Sonst nur gewohnt zu spenden Glück,
Und lehrt sie daß sie anders grüße.
Zum Hasse wird ein Wort gethan,
Das — wie die Nacht vor hellem Morgen
Zur Hölle von der Himmelsbahn
Entflieht — verscheucht all' meine Sorgen;
  Ich hasse — doch sie weckte mich
  Zum Leben neu, sie sprach: nicht Dich!

15.

Du sagst, Grausame, daß ich Dich nicht liebe,
Und bin doch ganz für Dich, selbst gegen mich!
Vergeßlich nennst Du mich im Weltgetriebe?
Denk' ich, Tyrannin, doch an Nichts als Dich!
Wer haßt Dich wohl, den meinen Freund ich nenne,
Wem zürnest Du, dem ich mich schmeichelnd neige?
Und wenn Dein Zorn mich selbst trifft: o bekenne,
Ob ich mich anders je als reuvoll zeige?
Acht' ich in mir so hoch wohl ein Verdienst,
Daß es zu stolz wär' Dir zum Dienst zu taugen?
Mein Bestes weiht sich huldigend Deinem Dienst,
Befehligt durch das Blinzeln Deiner Augen.
  Doch, hasse nur; ich weiß wie Du gesinnt;
  Du liebst nur Sehende — und ich bin blind.

16.

O welche Macht kann Dir die Allmacht leihn
Trotz eigner Schwäche mich zu lenken ganz,
Daß ich mein eignes Aug' muß Lügen zeihn
Und schwören Tagslicht sei nicht Sonnenglanz?[9]
Was ist's, das solchen Reiz dem Bösen giebt,
Daß, magst Du noch so schlimme Wege wandern,
Man doch weit mehr all' Deine Sünden liebt
Als Tugend und Vollkommenheit in Andern?
Wer lehrte Dich, die Lieb' in mir zu mehren,
Je mehr ich Ursach finde Dich zu hassen?
Da ich, wovon entsetzt sich Andre kehren
So liebe — sollt'st doch Du mich nicht verlassen!
  Wenn Du unwürdig mich zum Lieben triebst,
  Bin ich nur würdiger daß Du mich liebst!

17.

In Wahrheit lieb' ich Dich nicht mit den Augen,
Denn tausend Fehler an Dir finden sie,
Doch liebt mein Herz was ihnen nicht will taugen,
Und kümmert sich um ihren Ausspruch nie.
Auch Deine Stimme kann mein Ohr nicht reizen,
In keinem Punkt bist Du von Makel rein,
Nicht Zärtlichkeit noch alle Sinne geizen
Nach sinnlichem Genuß mit Dir allein.
Doch Witz, Verstand und Sinne allvereint
Entziehn nicht Deinem Dienst mein Herz, das närr'sche,
Das seine eigne Herrschaft gern verneint,
Daß Deine stolze Macht es ganz beherrsche.
   Nur Eins kann tröstend meine Schmach versüßen:
   Daß, die mich sündigen macht, mich auch macht büßen.

18.

Ich fehl' aus Liebe, tugendhaft bist Du
Aus Haß, den meine sündige Liebe nährt;
O nimm mein Thun und stelle Deins dazu,
So findest Du mich nimmer tadelnswerth!
Und wenn — nicht tadelnswerth durch Deinen Mund,
Der seiner Lippen Scharlachschmuck entweiht
So oft als meiner, durch manch falschen Bund
Gelockert fremden Ehbunds Heiligkeit.
Ich liebe so erlaubt Dich wie Du jene
Die Du verbuhlt von ihrer Pflicht entfernteſt;
Drum säe Mitleid in Dein Herz, Syrene,
Auf daß es wachse und Du Mitleid erntest.
Wenn, was es mir entzieht, Dein Herz begehrt,
Bleib' es, nach eigenem Beispiel, Dir verwehrt.

19.

Wie Brot dem Leben, bist Du den Gedanken,
Wie Wolken die den Boden labend netzen,
Um Deine Ruh' ist in mir Kampf und Schwanken
Wie zwischen Geizigen und ihren Schätzen.
Jetzt jubl' ich im Bewußtsein daß Du mein,
Dann fürcht' ich, daß die Welt Dich mir entrückt;
Bald wär' ich lieber ganz mit Dir allein,
Bald wünsch' ich, Jeder säh' was mich entzückt.
Bald weilt mein Aug', gesättigt Dich betrachtend,
Und bald um einen Blick von Dir verschmachtend,
Denn Nichts ist meine Lust und mein Begehren
Als was Du mir, Geliebte, kannst gewähren.
  So bin ich, Höll' und Himmel wechselnd täglich,
  Bald überglücklich, bald elend unsäglich.

20.

Mein Lieben gleicht dem Fieber, es begehrt
Nach dem nur, was vermehrt der Krankheit Trieb,
Nährt sich von dem nur was sie selber nährt,
Krankhaftem, wechselndem Gelüst zu lieb.
Mein Liebesarzt Verstand ließ mich allein
Im Elend, weil ich seinen Rath verschmäht.
Jetzt seh' ich meine eigne Thorheit ein
Und fühle Reu, doch hoffnungslos, zu spät.
Ohne Verstand bin ich unheilbar nun,
Verworren und verdunkelt ist mein Sinn
Und ebenso mein Reden, Denken, Thun,
Blind um die Wahrheit irr' ich her und hin.
  Du, die ich schön und strahlend mir gedacht,
  Bist dunkel wie die Hölle, schwarz wie Nacht.

21.

Weh' mir, wie meine Augen durch mein Lieben
Verwirrt sind, daß ich ihnen nicht kann traun!
Wenn doch: wo ist mein Urtheil denn geblieben,
Das falsch entscheidet was sie richtig schaun?
Ist schön, was meine falschen Augen ehren,
Wie kann die Welt sie denn der Lüge zeihn?
Ist es nicht schön, so kann uns Liebe lehren
Ihr Auge sei nicht klar wie Andre, — nein!
Wie kann es auch? Wie soll sich's nicht verwirren,
Das sich so trüb geweint und trüb gewacht!
Kein Wunder, daß auch meine Augen irren,
Sieht doch die Sonne selbst nicht in der Nacht.
O schlaue Liebe, blind machst Du durch Thränen,
Daß scharfe Augen makellos Dich wähnen.

22.

Dein Auge gleicht in Nichts dem Sonnenlicht,
Dein Mund ist nicht so rosig wie Korallen,
Wenn Schnee als weiß gilt, ist's Dein Busen nicht,
Dein dunkles Haar will Manchem nicht gefallen.
Weit schönre sah ich roth' und weiße Rosen
Als jene, welche Deine Wangen zeigen,
Auch mancher Duft schien in der Winde Kosen
Mir süßer als der Deinem Odem eigen.
Gern hör' ich Deine Stimme, doch gestehn
Muß ich, Musik beut mir noch mehr Genuß.
Ich sah noch niemals eine Göttin gehn,
Doch weiß ich, auf die Erde tritt Dein Fuß.
  Und doch, beim Himmel! so schön find' ich Dich
  Als je die Beste, die man schlecht verglich.

23.

Schwarz hielt man nicht für schön im Alterthume,[10]
Und war's auch schön, ward's doch nicht so genannt —
Jetzt rühmt man's als der Schönheit wahre Blume
Und blond wird ganz und gar seitdem verkannt.
Denn seit die Kunst mit der Natur sich mißt
Und Häßliches mit Flitterstaat verschönt,
Bleibt reine Schönheit namenlos, vergißt
Man ihren Dienst, lebt sie entweiht, verhöhnt.
Drum hat mein Mädchen Augen schwarz wie Raben,
Als ob sie Trauer über Andre trügen
Die sich durch fremdes Haar verunziert haben,
Durch falschen Aufputz die Natur betrügen.
    Doch solchen Zauber schließt dies Trauern ein,
    Daß Jeder sagt, so müsse Schönheit sein.

24.

Ich liebe Deine Augen, die bedauernd
Daß mit Verachtung sich so quält Dein Herz,
Sich schwarz umhüllt, gleichsam wie um mich trauernd
Voll holden Mitgefühls ob meinem Schmerz.
Und wahrlich! nicht die Morgensonn' am Himmel
Schmückt herrlicher des Ostens graue Wangen,
Noch blinkt der schönste Stern aus dem Gewimmel
Des Sternenheers mit halb so stolzem Prangen
Wie Deiner Augen dunkle Majestät.
O, so laß Trauer auch Dein Herz verschönen
Um mich, da Trauer Dir so reizend steht,
Laß alle Theil' in Mitleid sich versöhnen!
  Dann will ich schwören, schwarz sei schön allein,
  Und was nicht Deine Farbe trägt, gemein!

25.

So launenhaft und herrisch ist Dein Geist,
Als wärst Du eine Schönheit ohne Fehl,
Zwar meinem glühenden Herzen — wie Du weißt —
Bist Du das schönste, theuerste Juwel.
Doch Mancher sagt, der Dein Gesicht gesehn,
Daß es ein Herz nicht allzuleicht bethöre —
Zwar möcht' ich dies als wahr nicht laut gestehn,
Wiewohl ich's heimlich bei mir selber schwöre.
Und daß mein Schwur nicht falsch, bezeuge Dir
Die Flut von Seufzern die mir heiß entrinnt —
Allein denk ich an Dich, so scheint es mir
Daß Deine Augen doch die schönsten sind.
Schwarz ist nur was Du thust, nicht wie Du bist,
Daher kommt's, daß Dein Ruf so dunkel ist.

26.

Schwört meine Liebe, sie hält fest am Wahren,
So glaub' ich's ihr, obwohl ich weiß sie lügt —
Damit sie glaube, jung und unerfahren
Sei ich, ein Neuling, den man leicht betrügt.
So irrig wähnend daß sie jung mich wähne,
Obwohl sie weiß, mein Frühling ist verblüht,
Glaub' ich ihr jedes Wort und jede Thräne,
Und beiderseits verstellt sich das Gemüth.
Doch warum sagt sie mir nicht daß sie treulos,
Und warum sag' ich ihr nicht auch das Wahre?
Ach, Liebe heuchelt gerne scham- und scheulos,
Und zählt, wird sie bejahrt, nicht gern die Jahre.
  Sie wird an mir, ich werd' an ihr zum Hehler,
  Wir täuschen, schmeichelnd uns, durch unsre Fehler.

27.

Ich sehe Aug' und Herz sich wild entzwein
Um Dich, und keines will dem andern weichen:
Mein Herz verlangt Dein Bild für sich allein,
Mein Auge fordert es für sich desgleichen.
Mein Herz giebt vor, Du wohnst in ihm, dem Schrein,
Den kein krystallnes Auge noch gespalten;
Der Gegner sagt: dem könne nicht so sein,
Dein schönes Bild sei ganz in ihm enthalten.
Da als Gerichtshof setzt man die Gedanken
Des Herzens ein, die Frage zu entscheiden,
Die rufen beide Kläger vor die Schranken,
Und sieh, das Urtheil lautet günstig beiden:
  Daß Dein auswärtig Theil den Augen bliebe,
  Derweil das Herz sich freut der innern Liebe.

28.

Nun sind verbündet Herz und Aug' in mir
Und Eines thut gern was dem Andern frommt;
Wenn sich mein Auge schmachtend sehnt nach Dir,
Oder vor Liebesweh mein Herz verkommt:
So labt das Aug' an Deinem Bild sich froh,
Lädt zum gemalten Fest das Herz auch ein —
Ein andres Mal macht dies es ebenso,
Und liebend schwelgen beide im Verein.
Also erhält Dein Bild wie meine Liebe,
Auch wenn Du fern bist, ewig nah Dich mir,
Denn weiter kannst Du nicht als meine Triebe,
Und ich bin stets mit ihnen, sie mit Dir.
Auch wenn sie schlafen, gleich erwacht die Brust
Vor Deinem Bild zu Aug- und Herzenslust.

29.

Mein Auge sitzt, seit wir geschieden sind,
In meinem Geist, und jenes andre dort,
Das mich umherführt, ist zur Hälfte blind,
Scheint sehend — doch in Wahrheit ist es fort.
Denn keine Formen, keinen Widerschein
Von Vogel, Blum' und was sich zu ihm drängt,
Nichts bringt sein schnelles Sehn dem Herzen ein,
Denn fest hält seine Sehkraft was sie fängt.
Und was es schaun mag, häßlich oder schön,
Zum Abscheu oder süßesten Vergnügen,
Tag oder Nacht, Meer oder Bergeshöhn,
Taub' oder Kräh' — es formt's nach Deinen Zügen!
So voll von Dir — denn Alles sonst vergeß ich,
Macht mich mein treu Gemüth unzuverlässig.

30.

Ob nicht vielleicht mein Geist, gekrönt mit Dir,
Vom Herrschergift der Schmeichelschönheit zehrt?
Wie? oder sagt mein Auge Wahrheit mir,
Dem solche Zauberkunst Dein Lieben lehrt,
Daß es das Ungeheuerste und Kleinste
Zu Cherubim gestaltet, Deines Gleichen,
In höchste Schönheit wandelt das Gemeinste,
Wenn seiner Blicke Strahlen es erreichen.
's ist, wie ich sagte, Augenschmeichelei,
Die königlich nährt meinen hohen Sinn.
Wohl weiß mein Auge was ihm lieblich sei
Und reicht den Becher seinem Gaumen hin.
Enthält er Gift, ist's immer besser daß
Zuerst mein Auge schlürft das giftige Naß.

31.

Dein Sklav bin ich und darum stets bereit
Zu Deinem Dienst, was immer Du beliebst,
Für mich ist kostbar keine andre Zeit
Als wenn Du mir zum Dienen Anlaß giebst.
Ich schmäh' die Stunde nicht die endlos schleicht,
Verfolg' ich, Theurer, sie mit Ungeduld
Nach Dir; der Schmerz der Trennung wird mir leicht,
Hast Du zum Abschied mich gegrüßt mit Huld.
Nicht folg' ich eifersüchtig Deiner Spur,
Erspähend was Du thust, wohin Du eilst.
Still überdenkt Dein armer Diener nur
Wie glücklich d i e sein werden wo Du weilst.
  Lieb' ist so närrisch treu: was es auch sei
  Das Du beginnst, sie hat kein Arg dabei!

32.

Verhüt' es Gott, der Dir zum Dienst mich wählte,
Daß ich im Geist nur folgte Deinem Fuße,
Oder auf Rechenschaft der Stunden zählte,
Die Du mir fern verbringst in seliger Muße.
O laß mich Deines Winks gewärtig leiden!
Frei sollst Du sein und ich will in Geduld
Zur Haft verdammt mich von Dir lassen scheiden,
Nie treffe Dich der Vorwurf einer Schuld!
Sei wo Du willst, Dein Freibrief ist so groß,
Daß Du beliebig Deine Zeit kannst wählen.
Thu' was Du immer magst, Dir ward das Loos
Von selbstbegangner Schuld Dich freizuzählen.
 Ob gut, ob schlecht, nicht tadl' ich Deine Wahl
 Und harre aus, schafft's mir auch Höllenqual.

33.

Wie ward zum schaurig öden Winter mir
Die Trennungszeit von Dir, mein Glück und Leben!
Welch dunkle Tage liegen hinter mir,
Welch ein Dezemberfrost hat mich umgeben!
Und war's doch Sommer, als ich scheiden mußt!
Dann kam der Herbst, an Segensfülle groß,
Befruchtet von des Frühlings Liebeslust,
Wie nach des Gatten Tod der Wittwe Schoß.
Doch dieser Segensüberfluß schien mir
Nur Waisenhoffnung, vaterlos und bang,
Denn Glück und Sommer wandeln stets mit Dir,
Und wo Du fehlst, schweigt selbst der Vögel Sang.
Und sängen sie, wär' es so bang zu hören,
Daß Bäume, winterscheu, ihr Grün verlören.

34.

Ich war getrennt von Dir im Frühling auch,
Als der April im farbenbunten Drang
Die Welt belebt mit frischem Jugendhauch,
Daß selbst Saturnus mit ihm lacht' und sprang.
Doch nicht der Vögel Sang in Wald und Gründen,
Noch aller Blumen Duft und Farbenspiel
Verlockte mich des Sommers Lob zu künden,
Ich ließ sie ungepflückt auf stolzem Stiel.
Ich staunte ob der Lilien Weiße nicht,
Pries nicht die Glut die in der Rose lebt;
Es schienen Bilder lieblich dem Gesicht,
Doch denen Du als Muster vorgeschwebt.
Und immer schien mir's Winter ohne Dich,
Nur wie Dein Schattenspiel ergötzt es mich.

35.

So schalt ich früher Veilchen Uebermuth:[11]
Woher nahmt ihr den Duft der mich entzückt,
Wenn nicht von ihrem Mund? Die Purpurglut
Die prächtig eure sammtnen Wangen schmückt,
Habt ihr zu stark gefärbt in ihrem Blut.
Den Lilien hielt ich Deine Hände vor,
Dem Majoran daß er Dein Haar Dir nahm,
Furchtsam auf Dornen stand der Rosen Chor,
Hier vor Verzweiflung weiß, dort roth vor Scham;
Und eine weiß und roth gemischte wagte
Selbst Deines Mundes Odem Dir zu rauben;
Allein da kam ein Wurm, der sie zernagte
Für ihren Raub — sie mußte daran glauben!
  Mehr Blumen sah ich noch, doch in der Zahl
  Nicht eine, die nicht Farb' und Duft Dir stahl.

36.

Erneu', o süße Liebe, Deine Kraft,
Sie heißt sonst schwächer als des Hungers Macht,
Der heute, wenn er kaum gestillt, erschlafft,
Doch morgen schon mit schärfstem Reiz erwacht.
Ihm gleiche, Liebe! Ob auch Dein Gesicht
Sich heut gesättigt bis zum Ueberfluß:
Blick' morgen wieder frisch und tödte nicht
Der Liebe Geist durch steten Ueberdruß.
Die trübe Zwischenzeit sei wie das Meer
Dem Brautpaar ist: getrennt gehn Beide täglich
Zum Ufer sehnsuchtsvoll, bis Wiederkehr
Die Liebenden vereint, beglückt unsäglich.
　Oder dem trüben Winter gleich' sie, dem
　Der Sommer[12] folgt uns dreifach angenehm.

37.

Die tadeln Deiner Jugend Uebermuth,
Den als die Zier der Jugend Andre loben;
Doch Zier wie Fehler: Dir steht Alles gut,
Der Fehler wird durch Dich zum Schmuck erhoben.
Wie man am Finger einer Königin
Als werthvoll das geringste Kleinod achtet,
Nimmt man als gut auch Deine Mängel hin,
Als Wahrheit wird Dein Irrthum selbst betrachtet.
Wie viele Heerden würd' ein Wolf zerstören,
Könnt' er zu einem Lamm sich umgestalten;
Wie viel Bewundrer könntest Du bethören,
Wollt'st Du all Deine Zaubermacht entfalten!
  Doch thu' es nicht, denn wie Du gänzlich mein
  In Liebe bist, soll es Dein Ruf auch sein![13]

38.

Wie lieblich und wie süß machst Du die Schande,[14]
Die wie ein Wurm in duftiger Rose steckt
Und Deiner Schönheit Knospenruf befleckt —
Du hüllst die Schuld in wonnige Gewande!
Die Zunge, die wohl Deinen Wandel tadelt,
Wenn sie, leichtfertig deutend, von Dir spricht,
Läßt ohne Lob doch selbst den Tadel nicht,
Weil schon Dein Name bösen Leumund adelt.
O welche Wohnung ward den Fehlern, die
Zu ihrem Aufenthalt Dich auserlesen!
Die reinste Schönheit überschleiert sie
Und tadellos erscheint Dein ganzes Wesen.
  Kehr', theures Herz, dies Recht Dir nicht zum Leide,
  Mißbrauch macht stumpf die schärfste Messerschneide.

39.

Wenn Dir die Laune kommt mich zu verschmähn
Und mein Verdienst unglimpflich zu verkennen,
Will ich, mich selbst befehdend, zu Dir stehn,
Dich tugendhaft, obgleich Du falsch bist, nennen.
Vollkommen mir bewußt der eignen Schwächen,
Will ich mich offen zeigen wie ich bin,
Und kennst Du meine heimlichen Gebrechen,
Wird Dir, was Du verlierst an mir, Gewinn.
Und mir auch fällt dadurch ein Vortheil zu,
Denn auf Dich lenkend all mein liebend Sinnen,
Muß ich beim Unrecht das ich selbst mir thu'
Zu Deinen Gunsten — doppelt selbst gewinnen.
So bin ich Dein mit jedem Herzensschlage,
Daß ich für Dein Recht alles Unrecht trage.

40.

Sag', Du flohst mich um einen dummen Streich,
Und ich erkläre, daß ich Dich beleidigt;
Sag' daß ich lahm sei, und ich hinke gleich,
Denn gegen Dich wird nichts von mir vertheidigt.
Du kannst mich, Herz, nicht halb so schlecht behandeln,
Um Deiner Liebe Wechsel zu entschuldigen,
Als ich selbst thue; ich will mich verwandeln,
Dir fremd erscheinen, blos um Dir zu huldigen.[15]
Ich will Dir aus dem Weg gehn; nie hinfort
Entschallt Dein süßer Name meinem Munde,
Daß nicht vielleicht ein unvorsichtig Wort
Von unsrer alten Liebe gebe Kunde.
  Für Dich zum Selbsthaß werd' ich angetrieben,
  Denn wen Du hassest, den darf ich nicht lieben.

41.

So hass' mich, wenn Du willst; wenn jemals, nun,
Wo mir das Schicksal doch kommt kreuz und quer,
Verein' dem Unglück Dich, mir weh zu thun,
Und komm' nicht mit dem Schaden hinterher.
O wenn mein Herz entflohn ist diesen Sorgen,
Komm' nicht im Nachtrab überwundner Noth!
Der Sturmesnacht folg' nicht als Regenmorgen,
Bereite nicht durch Zögern mir den Tod.
Willst Du mich lassen, thu' es nicht zuletzt,
Wenn überwunden alle kleinern Schmerzen, —
Im Anlauf komm': von vornherein versetzt
Das Glück den schlimmsten Schlag so meinem Herzen.
Und alle Qual, die jetzt mich ängstigt, schweigt,
Wenn drohend Dein Verlust vor mir sich zeigt.

42.

Verlang' nicht, daß ich selbst mein Mißgeschick
Beschönige, bei dem Mangel Deiner Gunst;
Verwunde mit dem Mund, nicht mit dem Blick,
Ueb' Kraft an Kraft, nur tödte nicht durch Kunst!
Daß Du mich nicht mehr liebst, sag's unumwunden,
Doch blick' nicht seitwärts wenn ich bei Dir bin.
Wozu die Täuschung? Reicht, mich zu verwunden,
Nicht Deine offne Stärke mehr als hin?
Ich will sie selbst entschuld'gen: kund ist ihr,
Wie feindlich ihre Augen mich bezwingen,
Drum wendet sie die Blicke fort von mir,
Daß sie auf Andre ihre Pfeile schwingen.
  Doch, thu es nicht! Sieh', halb bin ich schon todt,
  Drum blick' auf mich und ende meine Noth!

———

43.

Sei klug in Deiner Grausamkeit, daß nicht
Meine Geduld in Ungeduld sich wandelt,
Das Band der Zunge löst und offen spricht
Vor aller Welt wie schlecht Du mich behandelt.
Sag' nur, daß Du mich liebst, ich will Dir's danken,
Werd' ich auch wirklich nicht von Dir geliebt —
Sei wie der Arzt, der hoffnungslosen Kranken
Doch immer Hoffnung auf Genesung giebt.
Denn machst Du mich verzweifeln, werd' ich toll,
Und in der Tollheit könnt' ich Dich verklagen.
Die Welt ist so verdreht und ränkevoll,
Daß tolle Lügen tollem Ohr behagen.
  Drum Dich und mich zu hüten, fest blick mir
  Ins Auge, geht Dein Herz auch durch mit Dir.

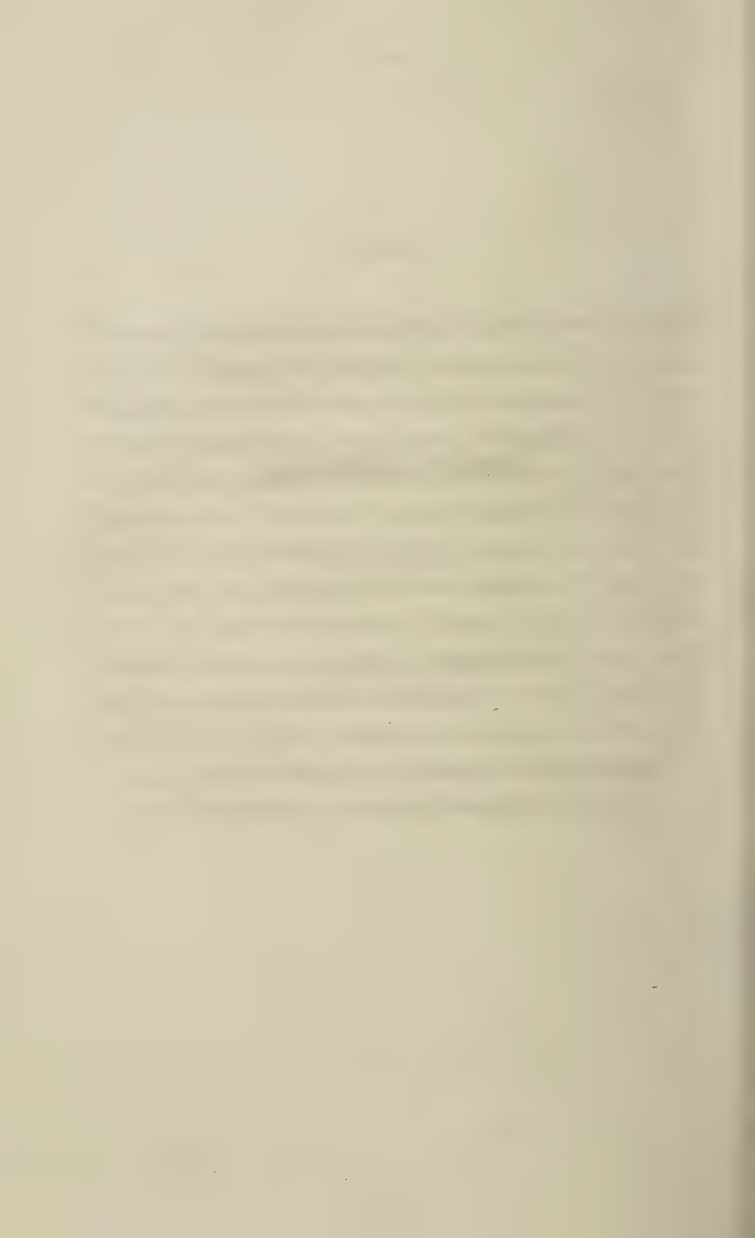
44.

Geübte Wollust ist des Geists Verschwendung[16]
In wüste Schmach; Wollust ist bis zur That
Meineidig, mördrisch, blutig, voll Verblendung,
Rohheit, Ausschweifung, Grausamkeit, Verrath.
Genossen kaum, verachtet allsogleich,
Sinnlos erjagt, und wenn ihr Ziel errungen
Sinnlos gehaßt, dem gift'gen Köder gleich,
Gelegt um toll zu machen wenn verschlungen.
Toll im Begehren, toll auch im Genuß;
Gehabt, erlangt, verlangend — ohne Zaum;
Im Kosten Glück, gekostet Ueberdruß,
Im Anfang Seligkeit, nachher ein Traum.
 Das weiß die Welt, doch Niemand weiß zu meiden
 Den Himmelspfad zu solchen Höllenleiden.

Zweite Abtheilung.

---

45 — 96.



45.

Verwünscht das Herz, das mir schuf solche Pein
Und solche Wunden meinem Freund geschlagen!
Ist's nicht genug zu quälen mich allein,
Soll auch mein Freund noch Sklavenfesseln tragen?
Mir selbst hat mich Dein grausam Aug' entzogen,
Und fester noch hältst Du mein zweites Ich.
Um Ihn, um mich, um Dich bin ich betrogen,
Und diese Qual drückt dreimal dreifach mich.
Schließ ein mein Herz in Deines Busens Erz,
Doch nimm des Freundes Herz für meins zum Pfande,
Wer mich auch hält: sein Wächter sei mein Herz,
Drum knüpfe nicht zu enge meine Bande!
  Du thust es doch: denn ich, verwahrt in Dir,
  Bin ewig Dein sammt Allem was in mir.

46.

Ja, ich gestand's: mein Freund ist Dein — und mich
Gab ich als Unterpfand in Deine Hand.
O gieb zum Troste mir mein andres Ich,
Den Freund, zurück, so ist verwirkt das Pfand!
Doch Du sagst nein, und er will Freiheit nicht;
Du buhlst um ihn und er ist holdgesinnt,
Aus Freundschaft nur für mich nahm er die Pflicht
Auf sich, die ihn jetzt ganz für Dich gewinnt.
Du läßt das Vorrecht Deiner Schönheit walten,
Habgier'ge, die aus Allem Nutzen zieht!
Wirst an den Freund, der für mich zahlt, Dich halten,
Der mir durch meine eigne Schuld entflieht.
  Ihn muß ich opfern — Du hast alle Zwei,
  Er zahlt für mich — und ich bin doch nicht frei.

47.

Mein Herz, in zweier Geister Liebesbann,
Schwankt zwischen Glück und Unglück her und hin;
Mein guter Engel ist ein schöner Mann,
Der bös' ein Weib, dunkel von Farb' und Sinn.
Und dieses, für die Hölle mich zu werben,
Lockt meinen guten Engel von mir fort;
Zum Teufel meinen Heiligen zu verderben
Umbuhlt sie ihn mit falschem Schmeichelwort.
Ob er schon Teufel ward — ich darf's vermuthen,
Nicht offen eingestehn; doch da die zwei
Entfernt von mir, vereint in vollen Gluten,
Scheint's daß Eins in des Andern Hölle sei.
Nicht eher wird sich ganz mein Zweifel lösen,
Bis ganz mein guter Geist verbrannt vom Bösen.

48.

Schon manchen Morgen sah ich, stolz wie diesen,
Mit Herrscherblick der Berge Häupter grüßen,
Mit goldnem Antlitz küßt er grüne Wiesen,
Vergoldet bleiche Ström' ihm tief zu Füßen.[17]
Doch dann durch niedre Wolken ganz entstellt,
Umschwärzt er seine himmelklare Wange,
Entzieht sein Auge der verlornen Welt
Und eilt in Schmach verhüllt zum Untergange.
So sah ich einst auch meiner Sonne Schein
Glorreich am Morgen meine Stirn beleuchten,
Doch ach! nur eine Stunde war er mein,
Dann kamen Wolken, die den Glanz verscheuchten.
  Doch: kann des Himmels Sonne trübe werden,
  Darf meine nicht ein Gleiches thun auf Erden?

49.

Warum verhießest Du solch' schönen Tag
Und ließest ohne Mantel mich verreisen,
Da auf dem Weg schon lauernd heimlich lag
Der Wolken Schaar, die trüb Dich jetzt umkreisen?
Genug ist's nicht, die Wolken zu zerstreuen
Und mir das sturmgepeitschte Angesicht
Zu trocknen, — wer kann sich des Balsams freuen,
Der nur die Wunde heilt, den Unglimpf nicht?
Mein Weh verscheuchen kann nicht Deine Scham,
Dein Mitgefühl ersetzt nicht den Verlust,
Die späte Reu' versöhnt nicht meinen Gram
Und lindert kaum den Schmerz in meiner Brust.
  Doch diese Perlen die Dein Auge netzen,
  Sind reich genug mir Alles zu ersetzen.

50.

Gräm' Dich nicht mehr um das was Du gethan!
Die Ros' hat Dornen, Schlamm der Quell, — selbst Mond
Und Sonne trüben sich auf ihrer Bahn,
Ein ekler Wurm in schönster Knospe wohnt.[18]
Wir fehlen All' und eben hierin ich,
Daß ich im Gleichniß Deinem Fehler huldige,
Und ihn verschöne, selbst bestechend mich,
Indem ich mehr Schuld, als Du hast, entschuldige.
Denn Deiner Sinnenschuld dien' ich mit Sinn,
Als Anwalt tritt Dein Feind auf Deine Seite,
Verfolgt rechtskräftig sich — Dir zum Gewinn.
So treibt mich Lieb' und Haß zu innerm Streite,
Daß ich muß Hehler sein dem theuren Diebe,
Der mich so schlimm beraubt trotz meiner Liebe.

51.

Nimm, die ich liebte, nimm sie Alle hin,
Ja, Alle! Du hast mehr nicht als schon Dein,
Nicht Eine Liebe mehr in wahrem Sinn,
Da Alles längst Dir zugehört was mein!
Nimmst Du für meine Liebe nun mein Lieb,
Wohlan! es ist ein Opfer meiner Liebe;
Doch zürnt' ich, wenn Dein launenhafter Trieb
Selbstrüglich suchte was Dir unlieb bliebe.
Verziehn soll, holder Dieb, Dein Raub Dir sein,
Obwohl Du nahmst mir Armen all mein Gut, —
Und — Liebe weiß es! — Liebestyrannei'n
Sind schmerzlicher als offnen Hasses Wuth!
  Muthwill'ge Anmuth, die selbst Böses kleidet,
  Kränk' mich zu Tod — nur daß es uns nicht scheidet.

52.

Die artigen Sünden, denen Deine Tugend
Nicht immer, mein vergessend, widersteht,
Wohl stehn sie Deiner Schönheit, Deiner Jugend,
Weil, wo Du gehst, Versuchung mit Dir geht.
Weil sanft Dein Wesen, bist Du zu gewinnen,
Weil schön, bist Du Gefahren ausgesetzt.
Wer, der vom Weib stammt, trotzt des Weibes Minnen
So mürrisch, daß nicht Liebreiz siegt zuletzt?
Und doch, Freund, möcht'st Du meine Warnung hören!
Die Schönheit zügeln und die Jugendlust,
Die Dich in ihrem Taumel so bethören,
Daß Du zwiefältige Treue brechen mußt:
  Die Ihre, die Dein Reiz verlockt zu Dir,
  Die Meine, weil Du Dich entfernt von mir!

53.

Daß Du sie hast, ist nicht mein ganzer Schmerz,
Obwohl sie mir, beim Himmel! theuer war.
Doch daß sie Dich hat, daß Dein Freundesherz
Jetzt ihr gehört — das beugt mich ganz und gar.
Euch Liebessünder will ich so entschuldigen:
Du liebst sie, weil Du weißt daß sie mir werth —
Und sie auch läßt nur meinethalb sich huldigen
Von meinem Freund, der meinethalb sie ehrt.
Verlier' ich Dich, wird mein Verlust Gewinn
Für sie — verlier' ich sie, ist Dein das Glück;
Ihr findet Euch; für mich nur seid Ihr hin,
Verbündet laßt Ihr mich allein zurück.
Doch sind wir zwei nicht Eins, Du mein, ich Dein?
Holdsel'ger Traum, dann liebt sie mich allein!

54.

Herr meiner Liebe, der zur Treue Du
Mich Dir verpflichtet, daß ich ganz Dein eigen,
Dir send' ich die geschriebne Botschaft zu,
Um meine Treu', nicht meinen Witz zu zeigen.
So große Treue, daß mein schlichter Geist
Zu schwach ist, sie mit Worten auszudrücken;
Doch hoff' ich, daß Du so viel Huld mir weihst
Zu kleiden ihre Blöße und zu schmücken —
Bis das Gestirn, das meine Tage lenkt,
Auf mich herabblickt mit huldvollem Strahl
Und meiner nackten Liebe Kleidung schenkt
Mich werth zu zeigen Deiner süßen Wahl.
Dann werd' ich laut mich rühmen ich sei Dein,
Doch bis dahin vor Dir verborgen sein.

55.

Du hast ein Fraungesicht, das die Natur
Dir selbst gemalt, Herr-Herrin meiner Liebe![19]
Ein mildes Frauenherz, doch ohne Spur
Von weibisch-laun'schem Wechsel seiner Triebe.
Ein hellres Aug' und minder falsch im Rollen,
Den Gegenstand vergoldend drauf es scheint.
Und Mann und Frau muß Dir Bewundrung zollen,
Der Beider Macht und Zauber in sich eint.
Zum Weib warst Du zuerst bestimmt, doch machte
Dann die Natur, selbst ganz verliebt in Dich,
Den Zusatz, der mein Hoffen um Dich brachte,
Dir Gaben leihend, nutzlos ganz für mich.
Da sie Dich schmückte für der Frauen Liebe:
Weih' mir Dein Herz und ihnen Deine Triebe.

56.

Mein Aug' als Maler hat Dein Bild verliebt[20]
Schön ausgemalt in meines Herzens Tiefe,
Ein Rahmen ist mein Leib der es umgiebt,
Des besten Malers Kunst ist Perspektive.
Und durch des Malers Kunst kannst Du allein
Den rechten Platz des Bildes kennen lernen,
Das ich bewahrt in meines Herzens Schrein,
Das Licht empfängt von Deinen Augensternen.
So dient Dein Auge mir und meins dem Deinen,
Meins malt Dein Bild, — Deins wird in meiner Brust
Zum Fenster, wo hindurch die Strahlen scheinen
Des Sonnenlichts, die auf Dich sehn mit Lust.
  Doch malt das Aug' die Reize des Gesichts
  Nur äußerlich — vom Herzen weiß es nichts.

57.

Wenn ich, von Gott und Menschen übersehn,
Mir wie ein Ausgestoßener erscheine,
Und, da der Himmel nicht erhört mein Flehn,
Dem Schicksal fluche und mein Loos beweine:
Wünsch ich an Hoffnungen so reich zu sein
Wie Andre, vielbefreundet, hochgeboren —
In Kunst, in Freiheit Manchem gleich zu sein,
Unfroh bei dem was mir das Glück erkoren.
Zur Selbstverachtung treibt mich fast mein Sorgen,
Doch denk ich Dein, ist aller Gram besiegt —
Der Lerche gleich' ich dann, die früh am Morgen
Helljubelnd auf zum goldnen Himmel fliegt.
So macht Erinnerung an Dein Lieben reich,
Daß ich's nicht hingäb' um ein Königreich.

58.

Wenn ich so sinnend heimlich und allein
Mich ganz in der Vergangenheit ergehe,
Fällt mir gar manches Schwerverlorne ein
Und neu beklag' ich altes Leid und Wehe.
Die Augen, längst entwöhnt des Weinens, feuchten
Sich an bei todter Freund' Erinnerungen.
Zu schnell erloschne Sterne sah ich leuchten,
Vernahm manch süßen Ton zu früh verklungen.
Dann kann ich leiden um vergangnes Leid,
Längst schon Geduldetes auf's Neue duld' ich —
Die ganze Summe meiner Traurigkeit
Zahl' ich auf's Neu', als wär' ich sie noch schuldig.
  Doch wenn ich dann zu Dir, mein Freund, mich wende,
  Ersetzt ist Alles und mein Leid zu Ende.

59.

Die mir todt schienen, all' die Herzen wohnen
In Deinem Herzen wunderbar vereint,
Drin Lieb' und alles Liebeswerthe thronen,
Und jeder Freund den ich als todt beweint.
Manch fromme Thräne weint' ich bitterlich
An der zu früh gestorbnen Freunde Särgen —
Nun stehn die Todten wieder auf durch Dich,
In Dir sich zu vereinen und zu bergen.
Du bist ein Grab lebendiger Lieb' erbaut,
Prangst mit Trophäen meiner todten Lieben
Die all ihr Theil an mir Dir anvertraut,
Der Vielen Gut ist Dir allein verblieben.
Die einst geliebten Bilder zeigst Du mir,
Sie Alle sind, mein Alles ist in Dir!

60.

Laß mich's gestehn: das Schicksal trennt uns hier,
Ob auch untheilbar unsre Herzen schlagen,
Drum ohne Deine Hülfe, fern von Dir
Will ich den Makel meines Standes tragen.
O daß es einem neidischen Loos gefiel,
Zu scheiden Menschen, die so eng verbunden!
Zwar stört es nicht der Liebe hohes Ziel,
Doch raubt es dem Genusse süße Stunden.
Nicht überall darf ich mich zu Dir kehren,
Weil meine vielbeweinte Schmach mich hindert,
Noch darfst Du so vor aller Welt mich ehren,
Weil sonst sich Deines Namens Ehre mindert.
    Drum thu' es nicht — denn wie Du gänzlich mein
    In Liebe bist, soll es Dein Ruf auch sein!

61.

Den Tod mir wünsch' ich wenn ich ansehn muß[21]
Wie das Verdienst zum Bettler wird geboren
Und hohles Nichts zu Glück und Ueberfluß,
Und wie der treuste Glaube wird verschworen,
Und goldne Ehre schmückt manch schmachvoll Haupt,
Und jungfräuliche Tugend wird geschändet,
Und wahre Hoheit ihres Lohns beraubt,
Und Kraft an lahmes Regiment verschwendet,
Und Kunst im Zungenbande roher Macht,
Und Wissenschaft durch Schulunsinn entgeistert,
Und schlichte Wahrheit als Einfalt verlacht,
Und wie vom Bösen Gutes wird gemeistert —
  Müd' alles dessen, möcht' ich sterben — bliebe
  Durch meinen Tod nicht einsam meine Liebe.

62.

Wie könnt' es meiner Muſ' an Stoff je fehlen
So lang' Du athmeſt und in meine Lieder
Dein holdes Leben hauchſt, ſie zu beſeelen;
Wer ſänge würdig Deinen Inhalt wieder?
O danke Du Dir ſelbſt, wenn leſenswerth
In Deinen Augen etwas ſcheint an mir!
Wer würde nicht beredt durch Deinen Werth?
Borgt doch die Dichtung ſelbſt ihr Licht von Dir!
Darum die zehnte Muſe ſollſt Du ſein,
Um zehnmal würdiger als die neun, die alten,
Und wer Dich anruft, ſoll Dir Lieder weihn,
Die ewigen Werths voll Deinen Ruhm enthalten.
Gefällt der krit'ſchen Welt die ſchlichte Weiſe,
Sei mein die Müh' — Dir ſei's zum Ruhm und Preiſe!

63.

O wie kann würdig Deinen Werth ich singen,
Wenn Du der beßre Theil nur bist von mir?
Kann mir, mich selbst zu loben, Ehre bringen?
Und ist's nicht Selbstlob was ich lob' an Dir?
Laß eben darum uns gesondert leben
Und künftig zwiefach unsre Liebe sein,
Damit ich Dir, Du Einziger, mag geben
Den Ehrenpreis, der Dir gebührt allein.
O Trennung, unerträglich wärst du — bliebe
Der süße Trost nicht deiner Einsamkeit,
Der zärtlichen Gedanken unsrer Liebe,
Die anmuthvoll betrügen Gram und Zeit.
  Aus Einem machst du Zwei — der Eine bleibt
  Um den zu singen, den's von hinnen treibt.

64.

Wie sucht' ich sorgsam jede Kleinigkeit,
Als ich verreist, vor Diebeshand zu schützen,
Um, wenn ich heimgekehrt, was lange Zeit
Nutzlos verschlossen lag, auf's Neu' zu nützen!
Doch Du, vor dem mein Reichthum bloßer Tand,
Du meine größte Sorge, höchste Liebe,
In der allein ich Trost und Freude fand:
Du bliebst zur Beute jedem schnöden Diebe!
Ich habe Dich zu hüten nicht gewußt
Als da wo Du nicht bist, — und doch geblieben
Bist Du, ich fühl's, im Schreine meiner Brust,
Wo frei Du ein- und ausziehst nach Belieben.
Und da selbst fürcht' ich, daß man Dich mir raube,
Denn um Dich wird zum Diebe Treu und Glaube![22]

65.

So bin ich wie der reiche Mann, der still
Den Schlüssel führt zu seligem Besitze,
Den er nicht täglich sehn und zählen will,
Nicht abzustumpfen seltner Freude Spitze.
Daher der Feste Würd' und Herrlichkeit,[23]
Weil sie so selten uns das Jahr gewährt,
Sie dünn gesät sind wie am Halsgeschmeid
Und anderm Schmuck Gestein vom höchsten Werth.
So gleicht die Zeit, die Dich bewahrt, dem Schrein,
Den mein Gewand und meine Schätze füllen,
Am Festtag mir ein theurer Schmuck zu sein,
Stolz das verborgne Schöne zu enthüllen.
  Gesegnet seist Du, der das Glück mir offen
  Hältst, wo Du bist — und wo Du fehlst: das Hoffen.

66.

Wie mühsam schlepp' ich mich von Ort zu Ort,
Wenn meiner Reise Ziel, das sonst mich triebe
Zu eilen, jetzt mir zuruft immerfort:
»So fern weilst Du nun schon von Deiner Liebe!«
Mein Reitthier kommt nur langsam von der Stelle,
Als trüg' es mit mir meines Grames Bürde
Und fühlte durch Instinkt, daß eine Schnelle
Die mich von Dir entfernt, nicht freuen würde.
Selbst durch den blutigen Sporn läßt sich's nicht stören,
Womit mein Unmuth dann und wann es schlägt,
Als Antwort muß ich traurig Stöhnen hören,
Das tiefer mich als es mein Sporn bewegt,
Denn in's Gedächtniß ruft es mir zurück:
Mein Gram liegt vor mir, hinter mir mein Glück.

67.

So kann ich liebreich mein schwerfällig Thier
Entschuld'gen, daß es nicht eilt gar zu sehr:
Was nützt mir Eile, geh' ich fort von Dir?
Doch thut sie noth bei meiner Wiederkehr.
O wie will dann mein Gaul Entschuld'gung finden,
Wenn schnellste Schnelligkeit nur scheint Verzug!
Scharf spornt' ich an, ritt ich selbst auf den Winden,
Langsam erschiene mir beschwingter Flug.
Dann nimmt's kein Roß mit meiner Sehnsucht auf,
Und *sie* nur, die vollkommner Lieb' entsproß,
(Nicht träges Fleisch) befeuert meinen Lauf,
Und Lieb' um Lieb' entschuldigt so mein Roß:
  Langsam hat's mich von Dir hinweggetragen,
  Langsam kehr's heim — doch *ich* muß zu Dir jagen!

68.

Von Müh'n erschöpft such' ich mein Lager auf,
Die holde Ruhstatt reisemüder Glieder,
Doch dann beginnt in meinem Kopf ein Lauf,
Wach wird der Geist, sinkt schwach der Leib danieder.
Denn sehnsuchtsvoll sucht mein Gedanke Dich
Aus weiter Fern' auf frommer Pilgerfahrt.
Die müden Augenlider öffnen sich
Und sehn nur, was der Blinde auch gewahrt.
Nur daß der Seele einbildsame Macht
Dem innern Auge Deinen Schatten beut,
Der wie ein strahlendes Juwel die Nacht
Verschönert und ihr alt Gesicht erneut:
So daß um Deinethalb am Tag die Ruh
Die Glieder flieht und Nachts den Geist dazu.

69.

Wie könnt' ich wieder glücklich jemals werden,
Da mir der Ruhe Wohlthat gänzlich fehlt,
Die Nacht nicht lindern will des Tags Beschwerden,
Tags mich die Nacht und Nachts der Tag mich quält.
Die Beiden, sonst einander feind, vertragen
In flüchtigem Bund sich nur zur Plage mir,
Der Tag durch Müh'n, die Nacht durch Weh und Klagen,
Daß mich mein Müh'n nur mehr entfernt von Dir.
Dem Tage sag' ich, ihm gilt Deine Pracht,
Dein Glanz schmückt ihn, wenn Wolken ihn umdunkeln —
Desgleichen schmeichl' ich auch der schwarzen Nacht:
Du leuchtest ihr wenn keine Sterne funkeln.
  Allein der Tag mehrt meine Leiden täglich,
  Die Nacht macht sie allnächtlich unerträglich.

70.

Soll durch Dein Bild, in Nächten voller Kummer,
Der Schlaf von meinen müden Augen weichen?
Ist es Dein Wunsch, zu stören meinen Schlummer,
Derweil mich Schatten höhnen, die Dir gleichen?
Ist es Dein Geist, den Du aus weiter Ferne
Mir sendest, daß er spähend mich versucht
Und meine Schuld und Thorheit kennen lerne,
Zum Ziel und Inhalt Deiner Eifersucht?
O nein! So groß ist Deine Liebe nicht!
Treu läßt mich meine eigne Liebe wachen;
Sie ist's, die Nächtens meinen Schlummer bricht,
Um Deinethalb den Wächter stets zu machen:
  Weit von Dir lieg' ich um Dich wachend da —
  Du wachst wo anders, Andern viel zu nah.

71.

Am besten seh' ich, schließt mein Auge sich,
Denn nichts gefällt ihm von des Tages Pracht;
Allein im Traum, im Schlummer sieht es Dich,
Und nächtlich hell schaut es hell in die Nacht.
Du, dessen Schatten Glanz dem Schatten leiht:
Wie glanzvoll würde man am Tag Dich finden,
Noch mehrend seines Lichtes Herrlichkeit,
Da Du so glanzvoll schon erscheinst dem Blinden.
Wie würd' es meine Augen hoch beglücken
Dich selbst zu schauen am lebendigen Tag,
Da schon Dein bloßer Schatten solch Entzücken
In todter Nacht zu spenden mir vermag!
Der Tag wird mir zur Nacht, seh' ich Dich nicht,
Die Nacht zum Tag, zeigt Dich mein Traumgesicht.

72.

Wär' dieses Leibs schwerfälliger Stoff Gedanke,[24]
So trennte Raum und Zeit Dich nie von mir,
Denn immerdar durchbräch' ich jede Schranke,
Die zwischen uns und eilte hin zu Dir!
Und ständ' ich an des Erdballs fernstem Rande,
Gleichgiltig wär' es mir, denn unumschränkt
Fliegt der Gedanke über Meer und Lande,
Erreicht sein Ziel so schnell er es nur denkt.
Doch der Gedanke beugt mich, daß ich nicht
Stets als Gedanke kann Dir nach mich schwingen,
Denn Meer und Land hält mich in schwerem Bann,
In Jammer muß ich meine Zeit verbringen;
Die trägen Stoffe können, die mich beugen,
In mir nur Schmerz und bittre Thränen zeugen.

73.

Die beiden andern, Luft und läuternd Feuer,
Wo ich auch sei, sind immerfort bei Dir;
D i e als Gedanke, d i e s als Wunsch mir theuer,
Im schnellsten Flug sind sie bald dort, bald hier.
Denn wenn ich meine flüchtigen Elemente
Als Liebesboten nach Dir ausgeschickt,
Das beßre Paar vom schlechtern Paar sich trennte,
Bin ich betrübt zum Tod, von Gram geknickt:
Bis neu die Lebensstoffe sich vereinen
Durch jene Boten, die auf schnellen Schwingen
Von Dir zurückgekehrt vor mir erscheinen
Und frohe Kunde Deines Wohlseins bringen.
Doch kurz nur, wie sie weilen, währt mein Glück,
Um Dich besorgt send' ich sie gleich zurück.

74.

Aus welchem Stoffe schuf Dich die Natur,
Daß Millionen Schatten Dich umschweben?
Hat Jeder sonst doch einen Schatten nur,
Und Du allein kannst Allen Schatten geben.
Malt man Adonis, kann sein Bild noch lange
Mit Dir, dem Urbild, nicht vergleichen sich —
Haucht Kunst ihr Schönstes auf Helenens Wange,
Sieht man in griechischem Gewande Dich!
Rühmt man den Frühling und des Jahres Fülle:
Sie sind die Schatten Deiner Schönheit bald
Und bald zugleich ihr Kern und ihre Hülle:
Wir kennen Dich in jeder Wohlgestalt.
  Dir ward ein Theil von jeder äußern Zier,
  An Treu' nur gleichst Du Keinem — Keiner Dir!

75.

O wie verzag' ich, wenn ich von Dir singe,
Seit Dich ein größrer Dichtergeist erhob[25]
Auf seiner allgewaltigen Ruhmesschwinge,
Daß ich verstummen muß mit meinem Lob.
Doch da Dein Werth, weit wie der Ocean,
Die stolzesten wie kleinsten Segel trägt,
Wagt auch mein Schifflein Deiner Flut zu nahn,
Obwohl gering der Werth nur den es hegt.
Dein kleinster Beistand sichert meine Bahn,
Derweil er fährt auf Deiner tiefsten Flut, —
Und scheit'r' ich, bin ich nur ein schlechter Kahn,
Doch er von stolzem Bau und reich an Gut.
  Drum: sänk' ich, während er zum Hafen triebe:
  Was macht' es aus! Mein Tod war meine Liebe.

76.

Du bist mit meiner Muse nicht vermählt,
Drum darf ich Dich der Untreu nicht beschuldigen,
Wenn Du, den Jeder sich zum Preis erwählt,
Dir lieber läß'st durch andere Dichter huldigen.
Du bist so klug wie schön und weißt darum
Daß weit Dein Werth über mein Lob erhaben,
Nun siehst Du Dich nach einem Andern um,
Der würdiger mag preisen Deine Gaben.
Thu' das! Doch glaub' mir, wenn auch Alle sie
Dich überschwänglich lobend sich vereinen,
So schlicht und wahrhaft findest Du doch nie
Dein Bild in ihren Worten als in meinen.
  Man braucht nur Schminke wo natürlich Roth
  Den Wangen fehlt — bei Dir thut sie nicht noth!

77.

Nie fand ich farblos Dich und darum nie
Konnt' ich zu schminken Dich mich überwinden;
Für übertünchtes Lob der Poesie
Fand, oder glaubt' ich Dich zu groß zu finden.
Darum wie schläfrig war ich Dich zu loben,
Damit Du selbst, in Deiner ganzen Größe
Dich zeigen könntest, stolz das Haupt erhoben,
Im Gegensatz zu heutiger Dichtung Blöße.
Dies Schweigen machtest Du zur Sünde mir,
Derweil es meinen höchsten Ruhm mir bot,
Denn Schweigen schmälert keinen Reiz an Dir —
Die Leben bringen wollten, bringen Tod.
  In einem Deiner Augen lebt mehr Leben,
  Als Deine beiden Dichter können geben.

78.

Stumm hält sich meine Muse und bescheiden,
Wenn goldne Federn in ein Prunkgewand
Des Ruhmes Dich mit stolzen Zügen kleiden,
In Schmuck, gewebt von aller Musen Hand.
Gut ist mein Denken wie der Andern Singen.
Gleich einem Sakristane ruf' ich Amen
Bei Hymnen, die zu Deinem Ruhm erklingen,
Verklären sie nur würdig Deinen Namen.
Lobt man Dich, sag' ich: 's ist so, es ist wahr!
Und mehre noch das höchste Lob — allein
Im Geiste blos, deß Liebe immerdar
Vorangeht, denn das Wort folgt hinterdrein.
So ehre denn der Andern Worte Hauch,
Doch meines stummen Denkens Wahrheit auch.

79.

War es das stolze Segel seiner[26] Dichtung
Das Dein zu theures Selbst verfolgt zum Siege,
Was mich zu reifen Denkens Selbstvernichtung
Antrieb, zum Sarge machend seine Wiege?
War es sein Geist, von Geistern aufgeschlossen
Zu überird'scher Kunst, der mich bezwang?
Nein, nicht vor ihm, noch seinen Nachtgenossen
Die ihm geholfen, staunte mein Gesang.
Nicht er, noch jener Geist, der jede Nacht
Ihm falsche Kunde raunt in's gläubige Ohr,
Hat siegreich so zum Schweigen mich gebracht,
Daß ich blos deshalb Lust und Muth verlor.
Doch daß sein Lied durch Deinen Beifall stieg,
Das war's, was mich verstimmt', warum ich schwieg.

80.

Leb wohl! Du stehst im Preis zu hoch für mich,
Und fremd bist Du dem eignen Werthe nicht.
Frei macht das Vorrecht dieses Werthes Dich,
Mein Recht an Dir erlischt, wie Deine Pflicht.
Denn wie besäß' ich Dich als durch Dein Geben?
Nicht durch Verdienst ward solcher Reichthum mir;
Der Grund so holder Gunst fehlt meinem Leben
Und so kehrt das Geschenk zurück zu Dir.
Du gabst Dich selbst, fremd Deinem eignen Werth,
Gabst Dich mir eigen ohne Ueberlegung,
So fällt das Gut, mir unbedacht gewährt,
Zurück an Dich nach reiflicher Erwägung.
  Mir war's wie Schmeicheln eines Traumgesichts:
  Im Traum ein König — und erwacht ein Nichts.

81.

Was ist so arm an Neuheit mein Gedicht,
Statt wechselnd nach der Mode sich zu schmücken?
Warum versuch' ich's wie die Andern nicht,
Prunkvoll, gespreizt und neu mich auszudrücken?
Warum trägt mein Gedanke immerfort
Ein und dasselbe Kleid, schlicht und gewöhnlich,
Daß ich leicht kennbar bin, fast jedes Wort
Auf seinen Ursprung zeigt, auf mich persönlich?
O wisse, süße Liebe, immer sing' ich
Von Dir allein, Du meines Liedes Leben!
Mein Bestes neu in alte Worte bring' ich,
Stets wiedergebend, was schon längst gegeben.
  Denn wie der Sonne Auf- und Untergang:
  Alt und doch täglich neu ist mein Gesang.

82.

Oft rief ich Dich als meine Muse an
Und so begeisternd war mir Deine Gunst,
Daß nun die Andern thun was ich gethan
Und Dich als Hort betrachten ihrer Kunst.
Dein Auge lehrte selbst die Stummen singen,
Erhob zum Flug Unwissenheit und Rohheit,
Gab neu Gefieder der Gelehrten Schwingen,
Verdoppelte der Anmuth Reiz und Hoheit.
Doch sei mein Lied Dein höchster Stolz und Ruhm!
Die Andern kannst Du bessern und verschönen
Durch Deinen Reiz, — meins ist Dein Eigenthum,
Dein eignes Selbst — Du lebst in meinen Tönen.
  Du bist all meine Kunst; Unwissenheit
  In mir ward durch Dich zu Gelehrsamkeit.

83.

So lang' ich Dich noch anrief ganz allein,
Trug mein Gesang auch Deiner Anmuth Zeichen
Ausschließlich; doch nun stellt Verfall sich ein
Und meine Muse muß vor andern weichen.
Ach, wohl verdient solch holder Gegenstand
Wie Du, daß beßre Sänger ihn erheben.
Doch was Dein Dichter je von Dir erfand,
Er nahm es Dir, um Dir's zurückzugeben.
Er leiht Dir Tugend, und von Deinem Werth
Nahm er dies Wort; rühmt Deiner Schönheit Prangen
Das Deine Wang' ihm bot: wie er Dich ehrt,
So war's in Dir lebendig aufgegangen.
  Drum dank' mir nicht für meines Liedes Ruhm:
  Ich schuld' ihn Dir, er ist Dein Eigenthum.

84.

Wie sich ein altersschwacher Vater freut
An seines Sohnes Jugendkraft und Streben,
So leb' ich — dem sonst nichts das Schicksal beut —
Ganz nur in Deinem hohen Werth und Leben;
Denn ob Geburt, ob Reichthum, Schönheit, Witz,
Gesondert oder allesammt Dich haben
Erkürt zu ihrem königlichen Sitz:
Ich opfre meine Liebe Deinen Gaben,
Und bin nicht länger arm: im Mitgenuß
So überschwenglich reichen Eigenthumes, —
Ich nähre mich von Deinem Ueberfluß
Und sonne mich im Glanze Deines Ruhmes.
  Ich wünschte, daß durch jedes Glück verklärt
  Dein Leben sei — Heil mir! es ward gewährt!

85

Für jene Zeit — wenn je sie sollte kommen —
Wo meiner Fehler Menge Dich verdrösse,
Und, ganz von Klugheitsrücksicht eingenommen,
Dein Herz die Rechnung seiner Liebe schlösse —
Für jene Zeit, wo Deine Liebe sich
In Haß verkehrt und Du vorüberwandelst
Kaum mit dem Sonnenauge grüßend mich,
Mich fremd, mit kalter Höflichkeit behandelst —
Für jene Zeit — möcht' ich sie nie erleben! —
Kann ich mich, ach! auf meinen Werth nicht stützen,
Muß wider mich die eigne Hand erheben,
Dein klares Recht an Deinem Theil zu schützen.
   Du darfst rechtskräftig trennen unsern Bund,
   Denn mich zu lieben hast Du keinen Grund.

86.

Den äußern Gaben die wir an Dir sehn,
Fehlt nichts was Menschenwitz verbessern könnte,
Das muß von Herzen jeder Mund gestehn
Als wahres Lob, das selbst Dein Feind Dir gönnte.
Dein Aeuß'res wird geschmückt mit äuß'rem Preise;
Allein derselbe Mund, der, was Dein eigen
Dir gab, zerstört dies Lob auf andre Weise,
Noch weiter spähend, als die Augen zeigen.
In Deinen Geist sucht er sich zu versenken,
Mißt Deine Thaten ab nach Deinem Ruhme,
Und haucht dann, sanft von Blicken, rauh im Denken,
Unkrautsgeruch auf Deine schöne Blume.
  Weißt Du, warum dem schönen Augenschein
  Dein Duft nicht gleicht? Du machst Dich selbst gemein.

87.

Daß man Dich schmäht, beweist nichts gegen Dich:
Verläumdung liebt das Strahlende zu schmähen,
Und durch Verdächtigung hebt Schönheit sich
Wie Himmelsblau durch einen Flug von Krähen.
Doch bist Du gut, wird heller Deine Güte
Nur durch Verleumdung strahlen mit der Zeit,
Des Lasters Wurm sucht gern die schönste Blüthe,
Dein Frühling ist noch rein und unentweiht.
Der Jugend Nachstellungen und Gefahren
Entgingst Du siegreich oder unversehrt.
Doch kann Dich Dein verdienter Ruhm nicht wahren
Vor bösem Neid, der täglich sich nur mehrt.
  Umflorte nicht Verleumdung Deinen Glanz,
  Beherrschtest Du der Menschen Herzen ganz.

88.

Warum in schlechtem Umgang soll er leben,
Unheiliges durch seine Näh' verwöhnend,
Daß sich Gefallne durch ihn überheben,
Durch seinen Umgang ihre Schuld verschönend?
Warum soll Schminke färben andre Wangen,
Nachahmend *sein* lebendiges Farbenglühn?
Warum soll arme Schönheit trugvoll prangen
Mit Schattenrosen, wo wahrhaft'ge blühn?
Warum soll er, nun gänzlich die Natur
Verarmt ist, bergen sein lebendig Blut?
Denn ob auch stolz auf Viele, lebt sie nur
Jetzt noch von ihm, er ist ihr letztes Gut.
Ihn hat sie reich gemacht, daß wir ermessen
An ihm, was sie in beßrer Zeit besessen.

89.

So ist er uns ein Bild aus bessern Tagen,
Da, wie heut Blumen, Schönheit lebt' und starb,
Eh' man ihr Bastardzeichen noch getragen
Und die lebendige Stirn damit verdarb.
Eh' man der Todten goldne Locken raubte,[27]
Des Grabes Eigenthum, sie zu beleben
Zum zweitenmal auf einem zweiten Haupte,
Durch todte Schönheit Andern Schmuck zu geben.
In ihm sehn wir die alte Zeit noch blühn,
Die nur am Wahren mochte sich erfreun,
Sich keinen Sommer schuf aus fremdem Grün,
Nicht Altes raubte, Schönheit zu erneun.
Und ihn als Bild hat die Natur erlesen,
Das zeigt, wie ächte Schönheit einst gewesen.

90.

So werd' ich leben, glaubend, Du seist treu,
Wie ein betrogner Eh'mann; dem Gesicht
Der Liebe trau'n, ob sich's auch oft erneu',
Das Auge bei mir ist, die Liebe nicht.
Denn da der Haß nie Deinem Auge naht,
Kann ich darin nicht Deinen Wandel lesen.
In manchem Antlitz spricht sich der Verrath
Des Herzens aus durch mürrisch seltsam Wesen, —
Dir aber gab des Himmels Schöpfersegen,
Daß stets Dein Auge nur von Liebe strahle,
Und — was auch Herz und Sinne mag bewegen —
Nur Huld und Anmuth auf der Stirn sich male.
  Es ist wie Eva's Apfel Deine Jugend,
  Gleicht Deinem Schein nicht Deine holde Tugend.

91.

Entweder schreib' ich noch die Grabschrift D i r,
Oder Du siehst m i ch modern in der Erde;
Doch Dein Gedächtniß nimmt kein Tod von hier,
Ob Alles auch von mir vergessen werde.
Dein Name soll ein ewiges Leben haben,
Rafft mich der Tod auch unbemerkt dahin.
Ich werd' in dunkler Erde Schoß begraben,
Doch D u bleibst in der Menschen Aug' und Sinn.
Dir setz' ich mein Gedicht als Monument,
Daß Dich noch ungeschaffne Augen lesen,
Und künftiger Geschlechter Mund Dich nennt,
Wenn alle Athmer[28] dieser Zeit verwesen.
Denn meine Lieder geben von Dir Kunde,
So lange Odem weht aus Menschenmunde.

92.

Nicht länger traur' um mich als dumpf der Ton
Der Glocke, die mein Sterben kündet, schallt,
Der Welt zu sagen daß mein Geist entflohn
Und daß bei Würmern nun mein Aufenthalt.
Ja, siehst Du diese Zeilen, denk' nicht mein,
Der sie geschrieben, denn so lieb' ich Dich:
Eh'r möcht' ich ganz von Dir vergessen sein,
Als denken daß Du Dich betrübst um mich.
Wenn einst Dein Blick noch fällt auf dies Gedicht,
Nachdem mein Leib dem Staub zurückgegeben, [29]
So wiederhol' selbst meinen Namen nicht,
Laß Deine Liebe enden wie mein Leben.
Sonst sucht die kluge Welt der Thränen Sinn
Und höhnt Dich um mich, wenn ich nicht mehr bin.

93.

Damit man einst Dir nicht mit Fragen droht,
Voll Neugier, was Du an mir liebst, zu kennen,
Vergiß mich, Liebe, ganz nach meinem Tod,
Denn nichts Vollkommnes kannst Du an mir nennen,
Wenn Du nicht eine tugendhafte Lüge
Ersinnst, um Ruhm und Preis mir zuzuwenden,
Mehr als die strenge Wahrheit es ertrüge,
Die karg den Todten pflegt ihr Lob zu spenden.
O daß mein Name doch begraben bliebe
Mit mir, zu Dein und meinem Glück verschwände,
Damit man falsch nicht Deine treue Liebe
In ihrem Urtheil über mich erfände!
Denn was ich schuf, ist klein, beschämt mich blos,
Und lieben darfst Du nur, was wahrhaft groß.

94.

Die Zeit des Jahres kannst Du an mir sehn,
Wo spärlich nur von gelbem Laub behangen
Die Zweige zittern vor des Nordwinds Wehn,
Ein Dom, verödet, drin einst Vögel sangen.
Du siehst in mir des Tages Dämmerschein,
Will er im West zum Untergang sich neigen;
Allmählich hüllt die schwarze Nacht ihn ein,
Des Todes Bild, in Finsterniß und Schweigen.
Du siehst in mir des Feuers letzte Brände,
Das auf der Asche seiner Jugend liegt
Wie auf dem Todbett, wo ihm naht sein Ende,
Wo es am Stoff, der es ernährt, versiegt.[30]
Du siehst das und erhöhte Liebe treibt
Dich hin zu Dem, was Dir nicht lange bleibt.

95.

Doch sei zufrieden: wenn mich das Gericht,
Das keine Bürgschaft nimmt, fortruft von hier,
Lebt etwas fort von mir, durch dies Gedicht,
Das ich als Denkmal hinterlasse Dir.
Und wenn Du's liesest, wird es klar Dir zeigen,
Mein Bestes sei gewidmet Dir allein.
Der Erde wird mein Staub nur, als ihr eigen,
Der beßre Theil von mir, mein Geist, ist Dein!
Nur meinen Leib verlierst Du so — ein Nichts,
Der Würmer Fraß, den gern Du ihnen schenkst,
Das Opfer eines mörderischen Wichts,
Zu niedrig, daß Du seiner je gedenkst.
  Des Leibes Werth ist das, was in ihm lebt,
  Und Das bleibt Dein, wenn man ihn selbst begräbt.

96.

Wenn einst, nachdem mich längst der Tod ereilt
Und weiter nichts auf Erden von mir bliebe,
Dein Auge noch auf diesen Blättern weilt,
Den armen Zeugen meiner reichen Liebe:
Vergleich' sie mit der Zeiten Besserung
Und wahr' sie, weil sie meine Liebe singen,
Nicht ihres Werthes willen: höh'rer Schwung
Wird bessern Meistern des Gesangs gelingen.
Dann denke liebend: »Wär' mein Freund nicht schon
Vor dieser kunstgereiften Zeit gestorben,
Wohl klänge stolzer seines Liedes Ton
Und um den höchsten Preis hätt' er geworben;
Doch, da er starb, und beßre Dichter leben,
Soll mich ihr Lied und seine Lieb' erheben.« —

Dritte Abtheilung.

97 — 127.



97.

Von schönsten Wesen wünschen wir Vermehrung, [31]
Damit der Schönheit Rose nimmer sterbe,
Und wenn sie hinwelkt in der Zeit Verheerung,
Ein holder Sprößling ihre Schönheit erbe.
Doch Du, nur ganz im eignen Glanze lebend,
Verzehrst Dich, aus Dir selbst Dein Feuer nährend,
Feindlichen Sinns Dir selber widerstrebend,
Beim Ueberfluß das Nöthigste entbehrend.
Du, nun die Welt mit frischem Reize schmückend,
Des holden Frühlings Herold und Verkünder,
Bist, Blüthen in der Knospe unterdrückend,
Und nur im Geiz verschwenderisch, ein Sünder.
Erbarme Dich der Welt, daß nicht zerstört
Wird, durch das Grab und Dich, was ihr gehört!

98.

Einst wird, eh' Du gelebt ein halb Jahrhundert,
Die reine Stirne tiefe Falten schlagen,
Dann Deiner Schönheit Glanz, jetzt so bewundert,
Wird werthlos, wie ein Kleid, das abgetragen.
Und müßtest Du einst, wenn Du von den Leuten
Gefragt wirst, wo der Jugend Schönheit blieb,
Auf Deine tiefgesunknen Augen deuten, —
Es wär' ein schlechter Ruhm, Dir selbst nicht lieb.
Doch wie ganz anders kläng' es Dir zum Ruhme,
Erwiedert'st Du: In diesem jungen Blut,
In meinem Kind blüht meiner Schönheit Blume,
In ihm erneut sich meiner Jugend Glut.
  So wirst Du selbst verjüngt, wenn Du auch alt bist,
  Und siehst Dein Blut erwärmt, wenn Du auch kalt bist.

99.

Schau in den Spiegel und sag' Deinen Zügen:
Nun ist es Zeit, auf's Neue sie zu prägen;
Thust Du es nicht, wirst Du die Welt betrügen
Und bringst ein Weib um holden Muttersegen.
Wo ist die Jungfrau, die es Dir gern bliebe,
Nicht freudig Mutter würde Deinen Kindern?
Wo der Verblendete, der Eigenliebe
In sich begräbt, Nachkommenschaft zu hindern?
Du bist der Spiegel Deiner Mutter, die
Sich ruft in Dir der Schönheit Lenz zurück;
Und wenn Du alt wirst, sollst Du einst, wie sie,
Im Kind erneut sehn Deiner Jugend Glück.
Doch willst Du Dein Gedächtniß nicht vererben,
So stirb allein, Dein Bild wird mit Dir sterben.

100.

Fruchtlose Lieblichkeit, warum verschwenden [32]
Sich in Dir selbst die Schätze der Natur?
Sie schenkt nicht, sie verleiht nur ihre Spenden,
Freigebig leiht sie den Freigebigen nur.
So selbstverschwenderisch in Deinen Reizen
Vergeudend, was Dir Liebliches gegeben:
Warum willst Du nur gegen Andre geizen,
Und weißt bei allem Reichthum nicht zu leben?
Gewohnt, Dich mit Dir selbst nur zu befassen,
Wirst Du Dich um Dein süßes Selbst betrügen;
Ruft die Natur Dich einst, uns zu verlassen,
Wie soll ihr Deine Rechenschaft genügen?
Schönheit wird unbenutzt mit Dir begraben,
Die, wenn benutzt, fortblühte uns zu laben.

101.

Die Zeit, die Deiner Schönheit Fäden spann,
Darauf entzückt sich alle Augen richten,
Wird einstmals Dir erscheinen als Tyrann,
Die holde Schöpfung unhold selbst vernichten.
Dem Sommer folgt der frost'ge Winter bald,
Umhüllt mit Schnee die Schönheit und entblättert
Die duft'ge Blume wie den grünen Wald;
Die Säfte stocken, Alles steht verwettert.
Dann, bliebe nicht des Sommers Duft zurück,
Gefangen in kristallner Mauern Innern,
Hin wäre seiner Schönheit Lust und Glück,
Wir hätten nichts, uns ihrer zu erinnern.
So aber lebt ihr süßes Wesen fort
Im Winter, wenn die Hülle auch verdorrt.

102.

Drum laß, eh' Winter Deinen Sommer scheucht,
Dein süßes Wesen uns in andrer Hülle,
Schmücke die Welt mit Schmuck aus Dir erzeugt,[33]
Daß Schönheit nicht erstickt in eigner Fülle.
Nicht Sünde ist es, wenn man Wucher treibt,
Zu mehren ein so himmlisch Gut wie Deines.
Wie glücklich, wenn von Dir ein Bild uns bleibt,
Und zehnmal glücklicher, wenn zehn für Eines!
Du selbst wärst zehnmal glücklicher, sähst Du
Zehn Deiner Kinder zehnmal sich vermehren —
Dann sprächst Du: »Tod, wo ist Dein Stachel? Ruh'
Bringt mir das Grab, mein Bild lebt fort in Ehren.«
Bleib' nicht allein! Du bist zu schön, auf Erden
Des Todes Raub, der Würmer Fraß zu werden.

103.

Sieh, wenn im Ost glutvoll das Himmelslicht
In seines Aufgangs Majestät erschienen,
Wie huldigend jedes irdische Gesicht
Aufschaut zu ihm, mit Blicken ihm zu dienen.
Und hat es dann den steilsten Himmelsplan —
Dem Mann im reifen Alter gleich — erklommen,
Noch staunen Alle seine Schönheit an,
Folgen dem goldnen Pfad, den es genommen.
Doch wenn es von der höchsten Höhe nieder —
Dem schwachen Greis gleich — müde lenkt den Wagen,
Gleich senken sich der Menschen Blicke wieder,
Die erst bewundernd zu ihm aufgeschlagen.
　So wird's mit Dir auch, wenn Du alterst, werden,
　Läßt Du von Dir ein Abbild nicht auf Erden!

104.

Du, den zu hören selbst Musik, warum
Stimmt sie Dich trüb? Kämpft Schönes mit dem Schönen?
Warum liebst Du was traurig macht und stumm,
Statt durch das Heitre Trübes zu versöhnen?
Wenn Dich der Klang der eintrachtvoll gesellten,
In süßem Bund vermählten Töne stört,
So ist es nur, weil sie Dich lieblich schelten,
Daß Dein Herz auf der Liebe Ruf nicht hört.
Horch nur, wie eine Saite, süßen Schalles,
Der andern sich vermählt und mit ihr klingt,
Wie glücklich Mutter, Vater, Kind und Alles
Vereint die eine süße Note singt,
Wortlos, vielfach, doch scheinbar Eins nur, spricht's
Und singt: »Wenn Du allein bleibst, bist Du Nichts!«

105.

Ist es die Furcht, daß eine Wittwe weine
Um Dich, was einsam Dich gebunden hält?
Ach! stirbst Du einsam, weint um Dich als Deine
Verlaßne Gattin einst die ganze Welt.
Die Welt wird Deine Wittwe sein und weinen,
Daß sie von Dir kein Ebenbild erzieht,
Wo jede Wittwe sonst in ihren Kleinen
Des Gatten Züge stets lebendig sieht.
Sieh, was sonst Leichtsinn in der Welt verschwendet,
Verändert blos den Platz; der Welt gehört es
Wie vor — derweil das Gut der Schönheit endet,
Denn eigensinn'ger Nichtgebrauch zerstört es.
Ein Herz, das selbst sich so verderben mag,
Legt keine Nächstenliebe an den Tag.[34]

106.

O Schmach! Gesteh', Du kannst nicht Andre lieben,
Der für Dich selbst aller Voraussicht bar, —
Zu Dir fühlt sich wohl manches Herz getrieben,
Doch daß Du Niemand liebst, ist sonnenklar.
Denn so beseelt Dich mörderischer Haß,
Daß Du nicht schwankst Dich selber zu bedräuen,
Das schöne Haus zerstören möchtest, das
Du glühend wünschen solltest zu erneuen.
O, ändre Deinen Sinn, wie meine Meinung!
Soll schönre Wohnung Haß als Liebe haben?
Entsprich ganz Deiner freundlichen Erscheinung,
Sei gütig gegen Dich und Deine Gaben!
  Schaff' Dir ein zweites Ich aus Lieb' zu mir,
  Daß Schönheit fort im Deinen lebt und Dir.

107.

So schnell Du welkst, in einem Sproß erblühst
Du ganz so schnell aus dem was Du verloren,
Und siehst die Jugendkraft die Du versprühst,
Selbst alternd, vor Dir prangen neugeboren.
Dies ist's, was Weisheit, Schönheit, Wachsthum hält,
Sonst giebt's nur Alter, Thorheit und Verderben;
Denn dächten wie Du Alle: Zeit und Welt
Müßten in wenig Menschenaltern sterben.
Laß Andre, nicht bestimmt zum Fortblühn hier
Von der Natur, unfruchtbar gehn zum Grabe;
Mehr als den Bestbegabten gab sie Dir,
Um reich zu spenden von der reichen Gabe.
Der Schönheit Stempel wardst Du, ihren Segen
Vielfältig und unsterblich auszuprägen.

108.

Zähl' ich die Glocke, die die Stunden mißt
Und seh den hellen Tag in Nacht verderben —
Seh ich des Veilchens kurze Blüthenfrist
Und dunkle Locken, die sich silbern färben —
Erhabne Bäume, deren Blätter starben,
Die erst ein Schattendach der Heerde waren —
Seh ich des Sommers Grün in welken Farben
Weißbärtig wie im Sarg zur Tenne fahren,[35]
Dann kommt mir Deine Schönheit in den Sinn,
Wie sie der Zeit Verwüstung soll bestehn,
So schnell wie andre aufblüht, welkt sie hin,
Muß vor sich selber fliehen und vergehn —
  Und nichts bewahrt sie vor der Zeit Verheerung,
  Als daß sie Trotz der Zeit beut durch Vermehrung.

109.

O, daß Du ganz Dein eigen wärst! Doch bist
Du's nur so lang Du selber hier wirst leben;
Drum nützen sollt'st Du diese kurze Frist,
Dein holdes Bildniß einem Andern geben:
Dann käme, was Dir Schönes ward verliehen,
Niemals zum Heimfall, würde Tod zur Lüge —
Du bliebst Du selber — müßtest Du auch fliehen —
In einem Sproß, der Deine Formen trüge.
Wer läßt zerfallen ein so schönes Haus,
Das kluge Vorsicht könnte lang erhalten
Zum Schutz vor Kälte, Schnee und Sturmgebraus,
Des Todes und der Elemente Walten?
Daß Du des eignen Vaters würdig seist,
Mach', daß ein Sohn auch Dich einst Vater heißt. [36]

110.

Nicht von den Sternen hol' ich meine Kunde,
Und bin doch Astrolog, nicht um von Tagen
Der Theurung, Pestilenz und Kriegesplagen
Dir zu verkünden mit Prophetenmunde —
Nicht um zu deuten ob die flücht'ge Stunde
Mag Regen oder Sturm im Schoße tragen;
Nicht um der Fürsten Loos vorherzusagen
Aus goldner Zeichenschrift am Himmelsrunde.
Nein, Deine Augen sind die Wundersterne,
Daraus ich diese Seherweisheit lerne:
Daß nur, wenn uns ein Erbe bleibt von Dir,
Wahrheit und Schönheit weiter leben hier.
  Sonst sag' ich dies als ganz bestimmt voraus:
  Mit Dir stirbt Wahrheit gleichwie Schönheit aus!

111.

Bedenk' ich, daß nur Augenblicke währt[37]
Was zur Vollendung wächst, und nur der Sterne
Geheimer Einfluß recht das Spiel erklärt
Auf dieser Erdenbühne, nah und ferne —
Seh' ich, daß Menschen sich wie Pflanzen nähren,
Wie sie derselbe Himmel hebt und beugt,
Voll Uebermuth die jungen Säfte gähren,
Bis aus der Blüthe das Verderben kreucht:
Dann führt das Bild der irdischen Flüchtigkeit
D i ch vor mein Aug' in höchster Jugendpracht,
Bemüht seh' ich die trümmerfrohe Zeit
Zu wandeln Deinen hellen Tag in Nacht —
Und stets im Kampfe mit der Zeit, Dir treu,
Schaff' ich, was ihre Hand Dir nimmt, stets neu.

112.

Doch warum kehrst Du selbst nicht stärkre Wehr'
Gegen die blutige Tyrannin Zeit?
Und schaffst durch segensreiche Mittel mehr
Als mein fruchtloses Lied Dir Sicherheit?
Du prangst nun in der Jugend Majestät,
Und gern von Dir lebendige Blumen trüge
Mit keuschem Wunsch manch jungfräuliches Beet,
Weit ähnlicher als blos gemalte Züge.
So blieb' in Lebenslinien jung dies Leben,
Dem nicht mein eigner, noch der Zeiten Stift
Kann in dem Aug' der Menschen Dauer geben
In einer Deines Werthes würdigen Schrift.
Du bleibst nur Dein, wenn Du Dich weggiebst, lebst
Nur, wenn Du hold Dich selbst zu zeichnen strebst!

113.

Wer glaubt wohl künftig meinem Lied, erfüllt
Von Deinem hohen Werth? — Der Himmel zwar
Weiß, nur ein Grab ist's, drin Du eingehüllt,
Nicht halb zeigt es Dein Bild, wie's lebend war!
Könnt' ich die Schönheit Deiner Augen malen,
Dein Ebenmaß in's Maß des Liedes fügen,
Die Nachwelt spräch', es wär' ein eitel Prahlen,
Der Himmel strahlt' aus keinen ird'schen Zügen.
So würde man mein zeitvergilbt Gedicht
Verhöhnen wie Geschwätz von alten Leuten,
Und Deines Werths wahrhaftigen Bericht
Als alter Lieder Schwulst und Unsinn deuten.
Doch gäb' ein Sproß von Dir Dein Bild uns wieder,
Zweimal lebt'st Du: durch ihn und meine Lieder!

114.

Soll ich Dich einem Sommertag vergleichen?
Nein, Du bist lieblicher und frischer weit —
Durch Maienblüthen rauhe Winde streichen
Und kurz nur währt des Sommers Herrlichkeit.
Zu feurig oft läßt er sein Auge glühen,
Oft auch verhüllt sich seine goldne Spur,
Und seiner Schönheit Fülle muß verblühen
Im nimmerruh'nden Wechsel der Natur.
Nie aber soll Dein ewiger Sommer schwinden,
Die Zeit wird Deiner Schönheit nicht verderblich,
Nie soll des neidischen Todes Blick Dich finden,
Denn fort lebst Du in meinem Lied unsterblich.
  So lange Menschen athmen, Augen sehn,
  Wirst Du, wie mein Gesang, nicht untergehn.

115.

Stumpf', gierige Zeit, des Löwen Klau' — es gähne
Die Erde und verschling' die eigene Brut,
Dem wilden Tiger raub' die scharfen Zähne,
Verbrenn' den Phönix im uralten Blut.
Schnellfüßige Zeit, Glück oder Unglück bringe
Der weiten Welt, thu' was Du willst mit ihr:
Das Schöne flattert doch auf flüchtiger Schwinge,
Nur einen ärgsten Frevel wehr' ich Dir:
Entstell' die Stirne meines Freundes nicht,
Daß sie der Kiel der Zeiten nicht beschreibe,
Und er mit unentweihtem Angesicht
Der Schönheit Vorbild für die Nachwelt bleibe.
Bedenk', wenn ihn auch Deine Wuth nicht miede,
Lebt er doch ewig jung in meinem Liede!

116.

Mein Alter glaub' ich meinem Spiegel nicht,
So lange Deine Jugend mich noch blendet;
Doch: zeigt mir Furchen einst auch Dein Gesicht,
Dann glaub' ich fest, daß bald mein Leben endet.
Denn alle Schönheit, wie sie lebt in Dir,
Deckt nur mein Herz mit reiner Hülle zu,
Das ganz in Dir so lebt, wie Deins in mir,
Wie könnt' ich denn wohl älter sein als Du?
O darum, Liebe, sei auf Dich so achtsam,
Wie ich für mich nicht, doch für Dich sein werde,
Dein Herz so hütend, wie treu und bedachtsam
Die Amm' ihr Kindlein, daß es nichts gefährde.
  Zähl' auf Dein Herz nicht mehr, wenn meines bricht,
  Zum Wiedergeben gabst Du Deins mir nicht!

117.

Wohl gleicht nicht meine Muse jenem Lied,
Das an geschminkter Schönheit sich begeistert,
Den Himmel selbst als Schmuck herniederzieht,
Und bildlich alles Schönen sich bemeistert
In Anhäufungen prunkender Vergleiche
Mit Sonn' und Mond, der blühenden Lenzesflur,
Kleinodien aus dem Erd= und Wasserreiche,
Und allen Seltenheiten der Natur.
Wahr wie mein Lieben sei auch mein Gedicht:
Drum glaub' mir, meine Liebe ist so schön,
Den Schönsten gleich — wenn auch so strahlend nicht
Wie jene goldnen Stern' in Himmelshöhn.
　Mehr sage wer nach Hörensagen liebt;
　Mein Lied rühmt nicht was es nicht käuflich giebt.

118.

O Du, mein holder Freund, der in der Welt
Der Zeiten Sichel und die Sanduhr hält,
Deß blühend Wachsthum Anderer Verderben
Und dessen Leben treuer Herzen Sterben!
Wenn die Natur, die Tod und Leben lenkt,
Dich Vorwärtseilenden stets rückwärts drängt,
Hält sie Dich auf, weil sie die Zeit bethören
Und traurige Minuten will zerstören.
Doch fürchte sie, Du Liebling ihrer Lust;
Aufhalten, nicht verschonen an der Brust
Darf sie ihr Kleinod. Mag sie's auch verdrießen,
Sie muß Dich opfern und die Rechnung schließen.

119.

O wolle nicht mich falsch von Herzen nennen,
Schien Trennung auch zu wandeln meine Glut:
So leicht könnt' ich mich von mir selber trennen,
Als meiner Seel', die Dir im Busen ruht.
Da ist die Heimat meiner Liebe! Weit
Wohl schweift' ich fort, doch kehrt' ich stets zurück
Zur rechten Zeit, nicht wechselnd mit der Zeit;
Durch Buße neu verdient' ich mir mein Glück.
O halte nicht, und wär' es gleich bedeckt
Mit jeglichem Gebrechen jeden Blutes,
Mein Wesen für so unheilvoll befleckt,
Daß es um Nichts dahingäb' all' Dein Gutes!
Nichts Liebes beut die Welt mir außer Dir,
Du meine Rose, Du mein Alles hier!

120.

Ach, wohl ist's wahr: ich schwärmte hier und dort,
Erschien der Welt als Narr, schnitt in die Seele
Mir selber tief, gab Höchstes wohlfeil fort,
Durch neue Liebe mehrt' ich alte Fehle.
Wahr ist's, ich sah die Wahrheit allerwärts
Schief an, fremdthuend — doch, beim Himmel oben!
Der Trug und Wahn verjüngte nur mein Herz
Und ließ mich Dein Gemüth als ächt erproben.
Vorbei ist Alles nun, bis auf das Eine,
Das ewig bleibt. Nie werd' ich mehr bethört
So alte Freundschaft prüfen wie die Deine,
Du Liebesgott, dem ganz mein Herz gehört!
Gieb, nach dem Himmel, denn die höchste Lust,
Den Willkomm mir an Deiner treuen Brust!

121.

O zürn' der Glücksgöttin! denn sie allein
Ist schuld an Allem, was mich Schuldigen beugt;
Sie zwang mich, dienstbar meinem Volk zu sein
In niederm Stand, der niedre Sitten zeugt.
Drum liegt's auf meinem Namen wie ein Brand,
Und des Berufes fremde Farb' entweiht
Mein ganzes Wesen wie des Färbers Hand —
O fühl' dies mit und wünsch', ich wär' erneut!
Als Heilbedürft'ger unterwerf' ich willig
Mich allen stärksten Mitteln und Arznei'n,
Will zur Entsühnung büßen mehr als billig,
Das Bitterste soll mir nicht bitter sein;
  Willst Du nur, Freund, mitfühlend bei mir weilen,
  Dein Mitgefühl genügt schon, mich zu heilen.

122.

Dein liebend Mitgefühl schließt bald die Wunde,
Die pöbelhafter Unglimpf mir geschlagen;
Was kümmert mich mein Ruf in Andrer Munde,
Ehrst Du mein Gutes, hilfst mein Schlimmes tragen!
Du bist für mich die Welt, und einzig streb' ich
Nach Deinem Lob und freundlichen Gedenken;
Sonst Niemand lebt für mich, für Niemand leb' ich,
Der meinen eh'rnen Sinn vermag zu lenken.
Drum fort mit Gram und Sorgen! Forthin Alles
Werf' ich in des Vergessens tiefsten Schlund,
Denn Lob und Ruhm sind Worte leeren Schalles
Für mich, aus anderm als aus Deinem Mund.
So mächtig fühl' ich Dich im Herzen leben,
Daß mir die Welt wie todt erscheint daneben.

123.

Wer sagt das Meiste? Was kann mehr entfalten
Dein Lob als dies: daß Du bist Du allein?
In diesem Wort ist all Dein Werth enthalten,
Wonach zu messen, wer Dir gleich soll sein.
Als dürftig ist die Feder zu beklagen,
Der es an Schmuck für ihren Stoff gebricht;
Doch wer von Dir schreibt und kann einfach sagen,
Daß Du bist Du, der adelt sein Gedicht.
Laß ihn nur wiedergeben, was Dein eigen,
Nicht schlechter als es die Natur erzeugt,
Und solch ein Abbild wird er von Dir zeigen,
Daß alle Welt vor seinem Werk sich beugt.
Du fliehst der Schönheit Segen: Dir gefällt
Lob, das Dein Lobenswerthes nur entstellt.

124.

Seh' ich des Alterthums erhabne Pracht
Unter dem Todeshauch der Zeit verwittern,
Den höchsten Thurm der Erde gleich gemacht
Und ewiges Erz vor Menschenwuth erzittern;
Seh' ich den gierigen Ozean am Reich
Der Meeresküsten überflutend zehren,
Das feste Land, an Wasserschätzen reich,
Raub mit Verlust, Verlust mit Raube mehren;
Seh' ich des Daseins Wechselgang und Schranke,
Das Dasein selbst dem Untergang geweiht,
Kommt mir bei den Ruinen der Gedanke:
Auch meine Liebe nimmt mir einst die Zeit.
Solch ein Gedank' ist wie ein Tod; es treibt
Zum Weinen, daß man hat, was doch nicht bleibt.

125.

Wenn Erz, Stein, Erde, selbst des Weltmeers Flut
Nicht widersteht der Zeit Zerstörungswerke,
Wie hielte Schönheit Stand vor solcher Wuth,
Sie, die nur Blumen sich vergleicht an Stärke!
Wie könnte sich des Sommers duft'ger Flor
Vor der Vernichtungswuth der Tage halten,
Vor deren Angriff selbst das Eisenthor
Zerspringt und sich die stärksten Felsen spalten.
Furchtbare Vorstellung! Wie soll das Glück,
Der Zeit Juwel, sich retten vor der Zeit?
Wer hält den Fuß der Eilenden zurück,
Hemmt ihren Raub, wahrt was dem Tod geweiht?
　O Niemand! Wird das Wunder nicht gewährt,
　Daß schwarze Dinte meinen Freund verklärt.

126.

Nicht eigne Furcht, noch das prophet'sche Ahnen
Der weiten Welt, die träumt von künft'ger Zeit,
Vermag mein treues Lieben zu gemahnen,
Daß es ein Opfer der Vergänglichkeit.
Nach seiner Finsterniß glänzt neu der Mond,
Die Augurn spotten ihrer eignen Kunde,
Hoch über'm Zweifel die Gewißheit thront,
Der Frieden mit dem Oelzweig macht die Runde.
Erfrischt am Balsam dieser Zeit hat sich
Mein Herz und ist des Todes Herr geworden,[38]
Denn ihm zum Trotz in meinem Lied leb' ich,
Er triumphirt nur über stumme Horden.
  Dir wird's ein Monument, das ruhmesvoll
  Manch Königsdenkmal überdauern soll.

127.

Was kann das Hirn durch Dinte offenbaren,
Das ich zu Deinem Ruhm nicht schon geschrieben?
Was könnt' ich neu ersinnen, Du erfahren,
Um Deinen Werth zu singen und mein Lieben?
Nichts, holder Freund! Doch wie wir täglich beten,
So wandl' ich stets die alten Pfade wieder
Zu Dir, wie oft ich sie auch schon betreten,
Seit ich zuerst Dir weihte meine Lieder.
So ewige Freundschaft, frisch im Lied erhalten,
Wägt nicht den Staub und die Gefahr der Zeit,
Hat auf der Stirn nicht Raum für trübe Falten,
Macht sich zum Sklaven die Vergänglichkeit.
  Sie auferstеht in dem was ich gedichtet,
  Wenn Zeit und Außenwelt sie glaubt vernichtet.



Vierte Abtheilung.

---

128 — 156.



128.

Wo bist Du, Muse, die so lang' vergessen
Die Liebe, die all' Deine Macht Dir gab?
Verdunkelnd Deine Gottgewalt indessen
Sankst Du bis zur Gemeinheit fast herab.
Kehr' um, Vergeßliche! Erobre wieder
Durch süßen Wohllaut die verlorne Zeit,
Dem Ohre sing', das gern hört Deine Lieder,
Verklär' allein, was Kunst und Stoff Dir leiht.
Im holden Antlitz meiner Liebe spüre,
Ob Falten schon die Zeit geschlagen dort —
Und wenn: sei der Vergänglichkeit Satyre,
Verhöhn' sie überall und immerfort!
Eile der Zeit voraus: verklär' mein Lieb,
O Muse! eh' es trifft ihr Sensenhieb.

129.

Wie büßest, träge Muse, Du Dein Schweigen
Von Wahrheit, die durch Schönheit sich verklärt?
Wahrheit und Schönheit sind dem Freund zueigen,
Gleichwie Du selbst, denn darin ruht Dein Werth.
Gieb Antwort, Muse! Sagst Du nicht vielleicht:
Wahrheit braucht keinen Schmuck um schön zu sein,
Und Schönheit keinen der als wahr sie zeigt,
Das Beste ist das Beste ganz allein?
So willst Du schweigen, weil ihm Lob nicht noth?
Entschuld'ge Dich nicht so! Du kannst ihn weit
Erheben über goldnes Grab und Tod,
Daß er noch lebt ein Ruhm der künft'gen Zeit.
So thu', was Deines Amts! Wie wir ihn sehn,
Soll noch sein Bild vor späten Enkeln stehn.

130.

Verklag' mich, daß ich nur mit Dürftigkeit
Erwiedert Deiner Liebe reiche Gaben,
Mich viel zu flüchtig Deinem Dienst geweiht,
Dran tausend Bande mich gefesselt haben,
Daß ich bei Andern häufig mich ließ finden,
Dein theures Recht vergessend, meine Pflicht,
Daß ich die Segel aufzog allen Winden,
Zu fernster Flucht von Deinem Angesicht.
Verzeichne Irrthum, Eigensinn und Launen,
Verdächt'ge mich, wenn die Beweise voll;
Richt' auf mich drohend Deine Augenbraunen,
Doch opfre nicht mein Leben Deinem Groll.
Denn nur zu prüfen Deine Treu' und Liebe,
Schweift' ich umher im wechselnden Getriebe.

131.

Wie man den Gaumen reizt durch scharfe Mischung,
Oder wie Manche bittre Tränke nehmen
Zur Reinigung des Magens und Erfrischung,
Aus Kranheitsschen zur Krankheit sich bequemen:
So nahm auch ich, von Deiner Süße krank,
Die nimmer sättigt, zu mir bittre Speisen;
Aus Vorsicht schlürft' ich der Genesung Trank,
Voll Hoffnung, dienlich werd' er sich erweisen.
So sann die Lieb', im schlauen Vorgenuß,
Ein Uebel, das nicht war, zu überwinden,
Und der Gesunde, krank durch Ueberfluß
Des Guten, wollt' im Uebel Heilung finden.
Doch diese Lehre ward mir klar dabei:
Dem durch Dich Kranken wird zum Gift Arznei!

132.

Wie viel Syrenenthränen trank ich schon,
Aus Kolben, schwarz wie Hölle, abgezogen!
Wie sprach Gewinn und Furcht mir wechselnd Hohn,
Wie oft ward ich im Hoffen schon betrogen!
Wie frevelte mein Herz in seinem Wahn,
Derweil es überselig sich erschien!
Wie rollte wild mein Aug' aus seiner Bahn
In jenen tollen Fieberphantasien!
O segenvolle Sünde! dies bewährt,
Daß Uebel Beßres immer besser macht,
Und halberloschne Liebe, frischgenährt,
Noch heller flammt als in der ersten Pracht.
So, nun ich heim zu meiner Liebe kam,
Ersetzt das Uebel dreifach, was es nahm.

133.

Jetzt freut mich, daß einst spärlich Deine Huld
Mir ward zu Theil; so litt ich dazumal,
Daß ich erliegen mußte meiner Schuld,
Wenn meine Nerven nicht wie Stein und Stahl.
Denn wenn Dich meine Ungunst traf, wie mich
Die Deine, littst Du Höllenqual indessen,
Und ich Tyrann hab' unbedächtiglich
Nicht was ich damals von Dir litt, ermessen.
O, hätt' ich damals doch recht tief bedacht
In unsrer Qual, wie wahrer Schmerz verwundet,
Wir hätten gleich den Balsam uns gebracht,
Den lindernden, davon das Herz gesundet!
  Nun wird die Schuld zum Lösegeld: durch meine
  Befrei' ich Dich, wie Du mich durch die Deine.

134.

Ach, wie so arm doch meine Muse ist,
Obgleich ihr Stoff so reich und stolz erscheint,
Daß Du weit mehr gefällst so wie Du bist,
Als wenn mein Lob sich Deinem Werth vereint.
O tadle mich ob meiner Schwäche nicht!
Zum Spiegel tritt, der Dir ein Antlitz zeigt,
Deß Schönheit mich beschämt wie mein Gedicht,
So strahlend, daß die Kunst davor erbleicht.
Wär's denn nicht Sünde, etwas zu verderben,
Was unberührt in reinster Anmuth strahlt? [39]
Denn keinen Ruhm kann mein Gedicht erwerben,
Als daß es Dich und Deinen Liebreiz malt.
  Und mehr, weit mehr als meinen Liedern eigen
  An holdem Reiz, wird Dir Dein Spiegel zeigen.

———

135.

Der Eigenliebe Sünde herrscht in Augen
Und Herzen mir, kurzum in allen Theilen,
Und wurzelt tief im Innern mir, es taugen
Dagegen keine Mittel sie zu heilen.
Ganz reizend scheint mir mein Gesicht zu sein,
Mein Wuchs und meine Treue ohne Gleichen, —
Und schätz' ich mein Verdienst für mich allein,
Muß alle Welt vor mir die Segel streichen.
Doch zeigt mein Spiegel wie ich wirklich bin,
Gegerbt vom Alter, faltig und zerrieben,
So kehrt von mir entsetzt sich selbst mein Sinn,
Denn Sünde wär' es, so mich selbst zu lieben.
Du bist's — mein andres Selbst — das mich entzückt,
Mit Deinem Jugendreiz mein Alter schmückt.

136.

Du wirst der Zeit Verwüstung nicht entfliehn,
Die mich schon lange traf. Es werden Sorgen
Auf Deine reine Stirne Furchen ziehn,
Dein Blut austrocknen, wenn Dein junger Morgen
Verschwunden in des Alters jäher Nacht,
Und alle Schönheit, deren Herrscherthron
Du jetzt noch schmückst in vollster Blüthenpracht
Des Lenzes, Dir geraubt ist und entflohn.
Für solche Zeit will ich Dir ein Vermächtniß
Gegen die Grausamkeit des Alters geben,
Daß es nicht Deine Schönheit dem Gedächtniß
Entreiße, nimmt es auch Dein eignes Leben:
  In diesen schwarzen Zeilen soll sie blühn,
  Die Schönheit, ein lebendig Immergrün.

137.

Für mich, Geliebter, wirst Du niemals alt;
Schön, wie mein Auge Dich zuerst erblickt,
Scheinst Du mir noch. Drei Winter haben kalt
Dreimal der Wälder Sommerschmuck geknickt,
Drei schöne Lenze sah ich gelb sich färben,
Dreimal die Blumen des April verglühn
In Juniglut und ihren Duft verderben,
Seit ich zuerst Dich frisch wie heut sah blühn.
Und doch schleicht Schönheit wohl, wie an der Uhr
Der Zeiger, auf und abwärts unbeachtet,
So *scheint* Dein Reiz mir unverändert nur,
Mein Auge täuscht sich wie es Dich betrachtet;
  Drum merkt Euch dies, Ihr, künft'ger Zeiten Söhne:
  Eh' Ihr geboren wurdet, starb das Schöne.

138.

Nennt meine Lieb' nicht Götzendienst, vergleicht
Nicht den Geliebten einem Prunkidole,
Weil all mein Preis und Sang zu ihm sich neigt,
Ich stets das Lob des Einzigen wiederhole.
Gut ist er heut und morgen wieder gut,
Ein Wunder von unwandelbarer Treue,
Drum hochbeseligt sing' ich hochgemuth
Beständig den Beständigen auf's Neue.
Schön, gut und wahr, ist meine einz'ge Weise.
Schön, gut und wahr, in lieblicher Verbindung, —
In dieses Dreiklangs einigem Zauberkreise
Erschöpft sich alle Weisheit und Erfindung.
  Schön, gut und wahr, — man sieht's wohl oft allein —
  In Dir zuerst gewahrt man's im Verein.

139.

Wenn ich in Chroniken der alten Zeit
Gelesen von dem stolzen Ritterthume,
Manch schmucken Herrn, manch adelige Maid
Verherrlicht fand als wahrer Schönheit Blume:
Erschien mir's in den reizevollen Bildern
Von Händen, Füßen, Lippen, Augen, Brau'n,
Als wollten jene Dichter Schönheit schildern,
Wie wir verklärt in Dir sie heute schaun.[40]
So war ihr Dichten nur ein Prophezein
Von unserer Zeit, vorbildend ahnungsreich;
Sie schauten durch der Zukunft Dämmerschein,
Drum kommt ihr Lob nicht Deiner Schönheit gleich.
 Wir selbst erweisen würd'ge Huldigungen
 Nur mit den Augen Dir, nicht mit den Zungen.

140.

Die Tafeln trag' ich, die Du mir gegeben,[41]
Im Geiste Dir zu dauerndem Gedächtniß,
Sie sollen dies Geschlecht weit überleben
Als inhaltvolles, ewiges Vermächtniß.
So lange irgend nur Natur und Glück,
Gemüth und Hirn zum Leben mir verbinden,
Und Beides nicht sein Theil an Dir zurück[42]
Dem Staube giebt, kann nie Dein Bild verschwinden.
Mich Deiner theuren Liebe zu erinnern
Brauch' ich kein Kerbholz, drum gab ich es fort,
Denn fester lebt Dein Bild in meinem Innern
Als durch ein äußres Merkmal oder Wort.
  Müßt' ich um Dich auf äußre Zeichen achten,
  Ich würde als vergeßlich mich verachten.

141.

Falsch war ich, als ich schrieb in frührer Zeit,
Ich liebte Dich mit höchster Glut und Kraft, —
Denn der Verstand sah keine Möglichkeit,
Zu steigern meine Glut und Leidenschaft.
Und doch: da Zeit und Zufall tausendfalt
In Zwecken und Gelübden Aend'rung zeugt,
Der Schönheit wie der Könige Gewalt,
Den stärksten Geist dem Lauf der Dinge beugt —
Durft' ich wohl da, bang' vor der Zeiten Hand,
Nicht sagen: Jetzt lieb' ich am meisten Dich!
Als ich, mich sichernd vor dem Unbestand
Der Zeit, dem Drang des Augenblickes wich?
  Lieb' ist ein Kind, das fort und fort gedeiht;
  Zu vollem Wachsthum ließ mein Wort ihm Zeit.

142.

Nichts kann den Bund zwei treuer Herzen hindern,
Die wahrhaft gleichgestimmt. Lieb' ist nicht Liebe, [43]
Die Trennung oder Wechsel könnte mindern,
Die nicht unwandelbar im Wandel bliebe.
O nein! Sie ist ein ewig festes Ziel,
Das unerschüttert bleibt in Sturm und Wogen,
Ein Stern für jeder irren Barke Kiel, —
Kein Höhenmaß hat seinen Werth erwogen.
Lieb' ist kein Narr der Zeit, ob Rosenmunde
Und Wangen auch verblühn im Lauf der Zeit —
Sie aber wechselt nicht mit Tag und Stunde,
Ihr Ziel ist endlos, wie die Ewigkeit.
  Wenn dies bei mir als Irrthum sich ergiebt,
  So schrieb ich nie, hat nie ein Mann geliebt.

143.

Nein, Zeit, nie zeig' ich Dir des Wechsels Launen!
Und Deiner Pyramiden neuer Bau
Ist mir nicht neu und macht mich nicht erstaunen,
Prangt nur als Aufputz einer ältern Schau.
Weil unsere Laufbahn kurz, bewundern wir
Als neu, was Du uns vorführst von dem Alten,
Vergessen früh're Kunde, um uns hier
Nach unsern Wünschen Alles zu gestalten.
Hohn biet' ich Deinen Thaten und Berichten,
Bewundre nicht was ist und nicht was war,
Denn trügerisch im Schaffen wie Vernichten
Bist Du, in Deiner Hast höchst wandelbar.
Ich aber will, trotz Deinem flüchtigen Walten,
Treu sein — das schwör' ich und ich werd' es halten.

144.

Wär' meine Lieb' ein Kind des Standes blos,
Würd' sie als Glücksbastard leicht vaterlos
Und nach der Zeiten Liebe oder Haß
Blum' unter Blumen sein, Gras unter Gras.
Nein: sie steht fest, vom Zufall unbedroht!
Der Pomp der Zeiten schafft ihr keine Noth,
Sie fällt nicht durch der Knechtschaft Mißbehagen,
Wozu die Mode ruft in unsern Tagen.
Sie fürchtet nicht die Ketz'rin Politik,
Die feil auf kurze Zeit sich werben läßt, —
Voll Weisheit selbst beherrscht sie ihr Geschick,
Steht hoch, in Sturm wie Hitze wetterfest.
  Hiefür ruf' ich die Narr'n der Zeit als Zeugen,
  Die sündig lebend, fromm im Tod sich beugen.

145.

Soll über Dir ein Baldachin sich breiten?
Soll ich mit Prangen äußerlich Dir dienen,
Gebäude gründen wie für Ewigkeiten,
Die doch gar bald zerfallen in Ruinen?
Hab' ich nicht in so prunkender Gebahrung
Schönheitverehrer Alles opfern sehn?
Sie tauschten Süßigkeit für schlichte Nahrung,
Und noch im Anschaun war's um sie geschehn!
Nein, Dir im Innern laß mich dienstbar sein!
Laß meine arme, aber freie Gabe
Dir blos im Austausch unsrer Herzen weihn,
Gieb Dich für mich und Alles was ich habe!
Heb' Dich hinweg, Verleumder! wahre Treu'
Trotzt der Verleumdung ohne Furcht und Scheu!

146.

Stolz sind die Andern auf Geburt, auf Kunst,
Auf Reichthum, Leibesstärke und Geberde,
Auf Kleider — ob auch modisch ganz verhunzt —
Gleichwie auf Falken, Hunde, schöne Pferde.
So schafft sich jede Laune ihr Vergnügen,
Das ihr vor allen andern wohlgefällt;
Mir aber kann solch Glücksmaß nicht genügen,
Denn auf ein Höchstes ist mein Sinn gestellt.
Mehr als Geburt, stolzer als Prunkgewande,
Besser als Reichthum, Hunde, Falken, Pferde,
Sind für mich Deiner Liebe süße Bande.
In Dir besitz' ich allen Stolz der Erde:
  Unglücklich darin nur, daß Du mein Glück
  Kannst nehmen und mich elend läss'st zurück.

147.

Doch thu' Dein Aergstes nur, entflieh! Es bliebe
Mein Glück mir doch zeitlebens zugesellt:
Mein Leben überlebt nicht Deine Liebe,
Die ganz allein es trägt und nährt und hält.
So kann das Schlimmste mir nicht schrecklich sein,
Wenn schon das Kleinste gänzlich mich vernichtet;
Ich seh': ein beßrer Zustand wird einst mein,
Als der sich hier nach Deinen Launen richtet.
Du kannst mich nicht durch Unbestand verwunden,
Weil Dein Verrath mein Leben selbst bedroht —
O, welch ein selig Loos hab' ich gefunden,
In Deiner Liebe glücklich und im Tod!
Und doch! wo ist das Glück, dem nichts gebricht?
Du könntest falsch sein und ich merkt' es nicht!

148.

Mein Lieben, scheinbar schwächer, ist vermehrt,
Ich barg die Glut, je mehr sie sich entzündet;
Denn feil ist Liebe, deren reichen Werth
Ihr Eigenthümer aller Welt verkündet.
Wohl oft in unsrer Liebe Frühlingszeit
Haucht' ich Dir im Gesang aus meine Seele!
Die Nachtigall singt nur, so lang' es mai't,[44]
Doch flieht der Lenz, schweigt ihre Liederkehle.
Nicht weil der Sommer weniger Freuden bringt,
Als da sie Nachts ließ bang' ihr Lied ertönen,
Nein, weil's jetzt wild aus allen Zweigen klingt,
Und das Gemeine ist der Tod des Schönen.
Darum wie sie bin ich zuweilen still,
Weil ich mit Sang Dich nicht betäuben will.

149.

Wenn's gar nichts Neues giebt, schon Alles war
Was ist: wozu denn nach Erfindung jagen?
Wie arg dann täuscht sich unser Hirn fürwahr,
Die Bürde eines zweiten Kinds zu tragen!
O könnt' ich rückwärts schaun die Sonnenwende
Fünfhundert Mal, gehemmt durch keine Schranke!
Daß ich Dein Bild in alten Büchern fände,
Seit sich zuerst in Schrift goß der Gedanke. [45]
Sehn möcht' ich, wie die alte Welt gepriesen
Solch wundervollen Schönheitsbau wie diesen —
Und ob die Menschen besser — schlechter werden,
Oder kein Umschwung Aendrung bringt auf Erden.
Doch nein! ich weiß: kein früheres Jahrhundert
Hat, was sich Dir vergleichen mag, bewundert!

150.

Wie Wellen, die zum steinigen Ufer fluten,
Daß jede, die neu anschwillt, immerdar
Der andern Platz einnimmt, die vor ihr war,
So auf ihr Ziel hin eilen die Minuten.
Nur langsam reift der Mensch heran — dann sputen
Sich seine Tage plötzlich wunderbar,
Die Zeit zerstört was sie an's Licht gebar
Und nichts als Asche läßt sie von den Gluten.
Die Zeit schlägt in die reinste Stirne Falten,
Entstellt die schöne Wahrheit der Natur
Und prägt auf Alles der Vernichtung Spur,
Läßt unbarmherzig ihre Sichel walten:
    Allein mein Lied, Dir, Deinem Ruhm geweiht,
    Soll nicht vergehn trotz aller Macht der Zeit.

151.

O wieviel mehr die Schönheit uns erfreut,
Wenn sie der Wahrheit reine Glorie schmückt!
Schön ist die Rose, doch noch mehr entzückt
Der süße Wohlgeruch, den sie uns beut. —
Wohl glänzt die wilde Hagerose auch
So farbenreich geschmückt wie ächte Rosen,
Spielt ganz so lieblich in der Winde Kosen,
Wenn sie der Lenz erschließt am dornigen Strauch:
Doch nur ein Schein ist ihre Herrlichkeit,
Sie welkt und stirbt, der Liebe nicht geweiht.
Nicht so die ächte; ob sie auch verdorrt:
Nach ihrem Tode lebt ihr Duft noch fort.
　Schönheit und Liebreiz flieht; was wahr und rein
　In Dir, soll durch mein Lied unsterblich sein!

152.

Kein Marmorbild, kein fürstlich Monument
Soll diese mächtigen Reime überleben,
Die größern Ruhm und höhern Glanz Dir geben
Als was geformt aus irdischem Element. —
Wenn Kriegsgetös Denkmale niederrennt,
Im Aufruhrsturm die stärksten Mauern beben
Und Einsturz dräun — sollst Du im Liede leben,
Das Stahl nicht tödtet, Feuer nicht verbrennt. —
Durch Tod und feindliche Vergessenheit
Gehst Du hindurch, — bis in die spätste Zeit
Gerühmt von den Geschlechtern, die in's Nichts
Hinsinken, bis zum Tage des Gerichts, —
Bis Gott dann selbst Dich weckt zum Leben wieder,
Lebst Du durch meine Lieb' und meine Lieder.

———

153.

Wer Macht zu schaden hat und es nicht thut,
Wer die Gewalt hat, doch ihr Wirken hemmt,
Wer, Andre rührend, selbst beherrscht sein Blut,
Kalt wie ein Stein bleibt, der Versuchung fremd:
Der ist des Himmels Liebling, und mit Recht,
Der zeigt den weisen Haushalt der Natur,
Wie sein Gesicht beherrscht er sein Geschlecht,
Die Andern dienen seiner Hoheit nur.
Des Sommers Blume ist des Sommers Zier,
Ob sie auch blüht und welkt für sich allein;
Doch, wenn sich Fäulniß offenbart in ihr,
Wird uns das ärmste Unkraut lieber sein:
  Denn nicht so grell verkehrt sich Duft und Wesen
  Bei Unkraut, als bei Lilien die verwesen.[46]

154.

Kern meines sünd'gen Leibes, arme Seele![47]
Spielball rebell'scher Mächte, die Dich kleiden,
Wie trägst Du's nur, daß Dir das Beste fehle,
Um Dich an Prunk und Flitterstaat zu weiden?
Wie magst Du nur auf dieses Haus von Staube,
Das Du so kurz bewohnst, so viel verschwenden!
Mußt Du's verlassen, wird's zum Erb' und Raube
Den Würmern, — doch, soll damit Alles enden?
Drum, Seele, leb' und sorg' für Dich allein,
Und was Dein Staub verliert, sollst Du gewinnen,
Für das Vergängliche tausch' Ewiges ein,
Sei arm nach Außen, mehr' den Reichthum innen.
  Du lebst vom Tod so, wie von Menschen er,
  Und wenn der Tod stirbt, giebt's kein Sterben mehr.

155.

(Mit einem Album.)

Wie schnell die Schönheit flieht, zeigt Dir Dein Spiegel,
Die Sonnenuhr der Stunden raschen Flug.
Drück' auf die Blätter Deines Geistes Siegel
Und lehrreich durch Dich selbst wird dir dies Buch.
Die Furchen, die Dein treuer Spiegel zeigt:
An offne Gräber werden sie Dich mahnen,
Derweil der Zeiger, wie er vorwärts schleicht,
Den Drang der Zeit zur Ewigkeit läßt ahnen.
In dieses weiße Buch schreib' Alles nieder,
Was Du vergessen kannst; einst wird Dich's freuen,
Siehst Du die fremdgewordnen Kinder wieder,
Des Muttergeists Bekanntschaft zu erneuen.
Du wirst, recht häufig Dich zu ihnen kehrend,
Dir selber nützen, ihren Reichthum mehrend.

156.

Laß, die geboren unter günst'gem Stern,
Sich stolzer Titel rühmen, hoher Ehre,
Derweil ich heimlich, den Triumphen fern,
Durch meine Liebe meine Freude mehre.
Der Hoheit Günstling strahlt in seinem Glanz
Wie in der Sonne Licht die Ringelblume,
Doch ihn beherrschen Laun' und Zufall ganz:
Ein Zornblick macht ein Ende seinem Ruhme.
Der Held, der schwererkämpften Lorbeer trug:
Nach tausend Siegen einmal überwunden,
Ist wie gestrichen aus der Ehre Buch,
Sein Thun vergessen und sein Lohn verschwunden.
Drum glücklich ich — ich lieb' und bin geliebt,
Wo's kein Verdrängen und Vergessen giebt.



Anmerkungen

zu den

Sonetten Shakespeare's



Anmerkungen

zu den

Sonetten Shakespeare's.

---

1. Dieses Sonett trägt in der Ausgabe von 1640 die Ueberschrift: Upon her playing the virginals. — Es ist also unter dem „Holz beglückt durch ihr Berühren“ das Tastbrett eines Spinetts zu verstehen.

2. John Dowland (auch Douland geschrieben), der gefeiertste Musiker seiner Zeit, war Lautenspieler der Königin Elisabeth.

3. Den Anfang dieses Sonetts übersetzt F. Victor Hugo seltsamerweise folgendermaßen:

   »Vois comme la femelle inquiète court hors du nid pour rattraper un de ses petits, déjà couvert de plumes, qui a pris son vol, et, déposant le marmot qu'elle tient, s'élance à tire d'ailes à la poursuite de celui qu'elle voudrait arrêter.«

   Im Englischen heißt es:

   Lo! as a careful housewife runs to catch
   One of her feather'd creatures broke away,
   Sets down her babe, and makes all swift despatch
   In pursuit of the thing she would have stay.

   Der französische Uebersetzer versteht also unter housewife eine Henne und unter babe ein Küchlein!

4. Es kommt bei Shakespeare häufig vor, daß er die Welt mit einer Bühne und die Menschen mit Schauspielern vergleicht.

Ueberhaupt liebt er es auf die Bühne anzuspielen und ihr seine Bilder zu entlehnen. S. Measure for Measure I. 1. Twelfth Night, III. 4. Merchant of Venice, I. 1. Winter's Tale. V. 1. Macbeth, II. 4. und V. 5. Richard II. V. 2. Henry IV. (2) I. 1. Antony und Cleop. III. 6. Lear IV. 6. etc.

5. Wörtlicher übersetzt lauten die sechs letzten Zeilen:
   So sei mein Buch denn meine Redekunst
   Und stummer Dolmetsch der beredten Brust;
   Es fleht um Lieb' und hofft auf Deine Gunst
   Mehr als dem Mund, der mehr gesagt, bewußt.
      O lern' verstehn, was Liebe stumm geschrieben!
      Mit Augen muß man hören, will man lieben.

6. Im Text:
   For why should others' false adulterate eyes
   Give salutation to my sportive blood?
   Vgl. King Henry VIII. (Act 2. Sc. 3.):
   'Would I had no being
   If this salute my blood a jot.

7. Wahrscheinlich sind diese beiden Sonette (9. und 10.), welche einen und denselben Gegenstand in anmuthiger Spielerei behandeln, beim Besuch eines Bades, oder in Erinnerung daran, entstanden. Das zweite ist entschieden das bessere.

8. Vergl. Hamlet, III. 2.

9. Der Ton dieses Sonetts erinnert an Romeo und Julie, in der berühmten Abschiedsscene:
   I'll say, yon gray is not the morning's eye —
   Vergl. auch Sonett 32. 2c.

10. Die Bezeichnungen der Gegensätze schwarz und blond (black and fair) sind im Englischen doppelsinnig, da black zugleich schwarz und häßlich, fair blond und schön bedeutet. S. Love's Labour's lost. IV. 1.

11. Dieses Sonett hat auch im Original eine Zeile zuviel. Man kann sich die erste Zeile als Ueberschrift denken, wonach dann das eigentliche Sonett beginnen würde:
   Woher nahmt ihr den Duft, der mich entzückt?

12. Das Bild von Winter und Sommer wiederholt Shakespeare öfter; so auch in Richard III. gleich zu Anfang:

Now is the winter of our discontent
Made glorious summer by this sun of York.

13. Dasselbe Schlußcouplet kommt wiederholt vor in den Sonetten.

14. Dasselbe Bild kommt bei Cervantes in Don Quixote vor und lautet, englisch übersetzt, fast wörtlich wie bei Shakespeare:
So sweet and lovely doth she make the shame, etc.

15. Im Text:
I will acquaintance strangle and look strange.
Regis übersetzt wörtlich:
„Ich will Bekanntschaft würgen ꝛc.“
Shakespeare macht aus to strangle ein Substantiv in Antonius und Kleopatra (Act 2. Sc. 3.): the hand that seems to tie their friendship together, will be the very strangler of the same.

16. „Geübte Wollust ist des Geist's Verschwendung
In wüste Schmach.“
Dies erinnert an Michel Angelo's zweites Sonett:
Voglia sfrenata è 'l senso, e non amore . . .

17. Im Text:
Gilding pale streams with heavenly alchymy.
Aehnlich heißt es im King John (Act 3. Sc. 1.):
To solemnize this day the glorious sun
Stays in his course and plays the alchymist.

18. Schon Regis hat hervorgehoben, wie gern und oft Shakespeare das Bild von dem Wurm, oder der Raupe, die in den schönsten Blumen wohnt, anwendet (S. Anmerkung 14.). So in den Sonetten 35. und 38., ferner in Lucrezia, Hamlet, dem Sturm ꝛc. Darauf bezieht sich auch die Pointe in dem Sonette, welches Graf Platen gerichtet an

Shakespeare in seinen Sonetten.

Du ziehst bei jedem Loos die beste Nummer;
Denn wer, wie Du, vermag so tief zu dringen
In's tiefste Herz? Wenn Du beginnst zu singen,
Verstummen wir als klägliche Verstummer.

Nicht Mädchenlaunen störten Deinen Schlummer,
Doch stets um Freundschaft sahn wir warm Dich ringen:
Dein Freund errettet Dich aus Weiberschlingen,
Und seine Schönheit ist Dein Ruhm und Kummer.
Bis auf die Sorgen, die für ihn Dich nagen,
Erhebst Du Alles zur Apotheose,
Bis auf den Schmerz, den er Dich läßt ertragen!
Wie sehr Dich kränken mag der Seelenlose,
Du lässest nie von ihm, und siehst mit Klagen
Den Wurm des Lasters in der schönsten Rose.

19. Im Text:
A woman's face, with nature's own hand painted,
Hast thou, the master-mistress of my passion.
Durch das „Herr-Herrin meiner Liebe“ soll ausgedrückt werden, daß der Freund die Schönheit des Mannes und Weibes in sich vereint und den Dichter dadurch zu einer Liebe begeistert, wie solche nur Kraft und Anmuth im Bunde zu erzeugen vermögen.

20. Vergl. All's well that ends well, I. 1., wo Helene von dem abgereisten Bertram sagt:
'T was pretty, though a plague
To see him every hour; to sit and draw
His arched brows, his hawking eye, his curls
In my heart's table.

21. Dieses Sonett erinnert an Hamlet's berühmten Monolog (Act 3. Sc. 1.) und besonders an die Stelle:
For who would bear the whips and scorns of time,
The oppressor's wrong, the proud man's contumely,
The pangs of despis'd love, the law's delay,
The insolence of office, and the spurns
That patient merit of the unworthy takes,
When he himself might his quietus make
With a bare bodkin?
Dasselbe Thema behandelt Sadi in seinem Rosengarten (Ueber die Sitten der Könige, XI.).

22. Im Text:
For truth proves thievish for a prize sor dear.
Aehnlich in Venus und Adonis:
Rich preys make true men thieves.

23. Aehnlich in Heinrich IV. (1. Theil, Act 3. Sc. 2.):
my state
Seldom but sumptuous, shew'd like a feast
And won by rareness much solemnity.

24. Diesem Sonett schließt das folgende sich an, wobei Shakespeare von der alten Vorstellung der vier Elemente ausgeht. Die Dramen bieten verschiedene Parallelstellen dazu. So heißt es z. B. in Heinrich V. (Act 3. Sc. 7.) vom Pferde des Dauphin:
Le cheval volant, le Pégasus, qui a les narines de feu! — — He is pure air and fire; and the dull elements of earth and water never appear in him.
In Antonius und Kleopatra (Act 5. Sc. 2.) sagt diese:
I am fire and air; my other elements
I give to baser life.

25. Im Text:
O! how I faint when I of you do write,
Knowing a better spirit doth use your name.
Die Kommentatoren haben diesen better spirit abwechselnd auf Daniel, Drayton und Spenser bezogen. Ich schließe mich der Vermuthung Malone's an, nach welcher Spenser gemeint sei. Vergl. Sonett 3., wo unser Dichter seiner Bewunderung für Spenser begeisterten Ausdruck giebt.

26. Vergl. die vorstehende Anmerkung. Durch dieses Sonett geht ein ironischer Ton, indem der Dichter die überirdische Macht, welche seinem bewunderten Nebenbuhler Begeisterung einflößt und geheime Kunde bringt, als einen neckischen Hausgeist oder Kobold bezeichnet.

27. Im Text:
Before the golden tresses of the dead,
The right of sepulchres, were shorn away,
To live a second life on second head,
Ere beauty's dead fleece made another gay.

Bekanntlich hatte die Königin Elisabeth röthliches Haar, und um ihr zu schmeicheln, trug man am Hofe Perrücken von derselben Farbe. Darauf beziehen sich »the golden tresses of the dead.« — Der Dichter wiederholt diese Anspielung in verschiedenen Stücken, wie Love's labour's lost, Timon of

Athens und The Merchant of Venice. Es genüge hier, die betreffende Stelle aus letzterem anzuführen (Act 3. Sc. 2.):

So are those crisped snaky golden locks
Upon supposed fairness, often known
To be the dowry of a second head,
The skull, that bred them in the sepulchre.

Schon die alten Kirchenväter eiferten gegen die falschen Haare, wie Clemens von Alexandrien, Tertullian, der heil. Cyprian, und Andere.

28. Im Text:

When all the breathers of this world are dead.

Aehnlich in As you like it (Act 3. Sc. 2.):

I will chide no breather in the world but myself.

29. Im Text:

When I perhaps compounded am with clay.

Aehnlich im zweiten Theil von Heinrich IV. (Act. 4. Sc. 4.):

Only compound me with forgotten dust.

Ebenso in Hamlet, IV. 2.

30. Vergl. As you like il II. 7.

And so from hour to hour we ripe and ripe,
And then from hour to hour we rot and rot,
And thereby hangs a tale.

31. Das in diesem und den folgenden Sonetten behandelte Thema erinnert sehr an „Venus und Adonis“, wo ganz ähnliche Stellen vorkommen:

Upon the earth's increase why shouldst thou feed,
Unless the earth with thy increase be fed?
By law of nature thou art bound to breed,
That thine may live, when thou thyself art dead;
And so in spite of death thou dost survive,
In that thy likeness still is left alive.

Vergl. auch All's well that ends well I. 1.

32. Venus und Adonis:

Torches are made to light, jewels to wear,
Dainties to taste, fresh beauty for the use;
Herbs for their smell, and sappy plants to bear;
Things growing to themselves are growth's abuse.

Seeds spring from seeds, and beauty breedeth beauty;
Thou wast begot, to get it is thy duty.

33. Venus und Adonis:

Make use of time, let not advantage slip;
Beauty within itself should not be wasted:
Fair flowers that are not gather'd in their prime,
Rot and consume themselves in little time.

Auch in den Dramen kommen ähnliche Stellen vor, z. B. gleich in der ersten Scene von Romeo und Julie:

O! she is rich in beauty; only poor,
That, when she dies, with beauty dies her store.

Aehnlich sagt Viola in „Was Ihr wollt" (Act 1. Sc. 5.) zu Olivia:

Lady, you are the cruel'st she alive,
If you will lead these graces to the grave
And leave the world no copy.

34. Venus und Adonis:

Be prodigal: the lamp that burns by night,
Dries up his oil to lend the world his light.
What is the body but a swallowing grave,
Seeming to bury that posterity
Which by the rights of time thou needs must have,
If thou destroy them not in dark obscurity?
If so, the world will hold thee in disdain,
Sith in thy pride so fair a hope is slain.

35. Im Text:

Borne on the bier with white and bristly beard.

Aehnlich in Midsummer-Night's Dream (Act 2. Sc. 2.):

and the green corn
Hath rotted ere his youth attain'd a beard.

36. Venus und Adonis:

Thou wast begot, — to get it is thy duty.

37. Dieses Sonett, in welchem Shakespeare — wie so häufig in seinen Dramen, ich erinnere nur an die allbekannten Stellen in Hamlet, Macbeth und dem Sturm — die Welt mit einer Bühne vergleicht und das Leben mit einem flüchtigen Schauspiel, scheint mir eines der merkwürdigsten der ganzen Sammlung zu sein. (Vergl. Anm. 4.)

38. Im Text:
Now, with the drops of this most balmy time
My love looks fresh, and death to me subscribes.
Das Verbum to subscribe im Sinne von: huldigen, sich unterwerfen, kommt auch im König Lear vor:
If you'll subscribe unto your lawful king.
Aehnlich bei Chapman (Monsieur d'Olive, II. 1.).

39. Im Text:
Were it not sinful then, striving to mend,
To mar the subject that before was well.
Aehnlich im König Lear (Act 1. Sc. 4.):
Striving to better, oft we mar what's well.

40. Im Text:
I see their antique pen would have express'd
Even such a beauty as you master now.
To master kommt in demselben Sinne vor in König Heinrich V. (Act 3. Sc. 4.):
Between the promise of his greener days
And those he masters now.

41. Bezieht sich auf ein Notizbuch mit Schreibtäfelchen, das der Dichter zum Geschenk erhalten.

42. Im Text:
Till each to raz'd oblivion yield his part
Of thee, thy record never can be miss'd.
Aehnlich in Measure for Measure (Act 5. Sc. 1.):
O, your desert speaks loud, and I should wrong it,
When it deserves with characters of brass
A forted residence, 'gainst the tooth of time
And razure of oblivion.

43. Im Text:
Love is not love
Which alters when it alteration finds.
Aehnlich im König Lear (Act 1. Sc. 1.)
Love's not love
When it is mingled with regards that stand
Aloof from the entire point.

44. Im Text:

As Philomel in summer's front doth sing,
And stops her pipe in growth of riper days.

Dem eigenthümlichen Ausdruck: in summer's front, kurz vor dem Sommer, oder im Beginn des Sommers, entspricht ein anderer in Winter's tale (Act 4. Sc. 3.):

No shepherdess, but Flora
Peering in April's front.

45. „Seit sich zuerst in Schrift goß der Gedanke."

Im Text:

Since mind at first in character was done.

F. Victor Hugo übersetzt diesen und die drei vorhergehenden Verse:

O! puisse l'histoire, en ramenant mes regards dans le passé, par delà cinq cents courses de soleil, me montrer votre image dans quelque livre ancien, s'il est vrai que votre âme a eu une incarnation première?

und bemerkt dazu:

Nous appelons les méditations du lecteur sur ces vers infiniment curieux où le plus grand poëte du moyen âge développe la théorie des existences antérieures et semble affirmer la continuité du moi humain à travers ces incarnations successives. N'est-il pas étrange de voir revenir ici cette doctrine de la métempsycose partie de l'ancienne Egypte et de la vieille Gaule? Remarquons aussi la conclusion dans laquelle Shakespeare, repoussant l'idée indienne de l'immobilité et l'idée biblique de la décadence, proclame, avec la certitude du génie, le grand principe révolutionnaire du progrès indéfini.

46. Im Text:

Lilies that fester, smell far worse than weeds.

Derselbe Vers kommt in Eduard III., einem alten Drama vor, welches 1596 gedruckt erschien und von Vielen Shakespeare zugeschrieben wurde. Warwick ermahnt seine Tochter, den Huldigungen des Königs zu widerstehen, indem er sagt:

Poison shows worst in a golden cup;
Dark night seems darker by the lightning flash;
Lilies that fester smell far worse than weeds.

47. Im Text heißt es:

Poor soul, the center of my sinful earth,
Fool'd by these rebel powers that thee array.

Dieses fool'd by ist eine glückliche Konjektur Malone's. In der alten Quarto werden zu Anfang des zweiten Verses die letzten Worte des ersten wiederholt, was geradezu Unsinn ergiebt.

Auszug

aus dem

Schlußwort der ersten Auflage,

mit

einigen neuen Zusätzen.

Die neue Uebersetzung der Sonette Shakespeare's, welche ich den deutschen Freunden des größten Dichters hier biete, wurde schon vor langen Jahren begonnen, aber erst vor Kurzem zu Ende geführt. Beides, Anfang und Ende, entstand auf rein äußere Veranlassung und nichts lag mir ursprünglich ferner als der Gedanke, die ganze, mehr als anderthalb hundert Stücke umfassende Sammlung deutsch herauszugeben.

In einer Gesellschaft, welche einen guten Theil der öffentlichen Meinung in ästhetischen Dingen beherrschte, hörte ich einmal die wunderlichsten und wegwerfendsten Urtheile über Shakespeare's Sonette; man nannte sie zopfig, albern, roh, plump, abgeschmackt — kurz, man betrachtete sie als die Flecken der britischen Dichtersonne.

Von Jugend auf heimisch in meinem Shakespeare, freilich nur zu poetisch-erbaulichen, nicht zu kunstrichterlichen Zwecken, fühlte ich wohl, daß die ganze Gesellschaft Unrecht hatte, und suchte auch meinem Gefühl Ausdruck zu geben. Allein ich war damals noch jung und unbekannt und vermochte mit meiner schwachen Stimme gegen die gelehrten Herren und geschmackvollen Damen nicht aufzukommen. Mißmuthig kam ich nach Hause, an meinem Urtheil fast irre geworden. Doch ich schlug die Sonette auf, übersetzte frischweg eines davon, das sich, ohne wesentliche Einbuße, glatt und rund wiedergeben ließ, und schlief dann ganz beruhigt ein.

Ich glaubte ein sicheres Mittel gefunden zu haben, die Widersacher der Sonette eines Bessern zu belehren, indem ich mit Begeisterung und Ausdauer eine Anzahl der schönsten in's Deutsche übertrug, um sie der kritischen Gesellschaft vorzulesen. Das geschah bei der nächsten Gelegenheit und — ich hatte mich nicht geirrt — der Erfolg war ein durchschlagender: an die Stelle des Zweifels und des Mißfallens trat ungetheilte Bewunderung. Jeder begriff nun leicht, wie groß die Schönheiten des Urtextes sein müßten, da schon meine Nachbildungen solchen Beifall gefunden, und Alle gestanden mir, die Sonette nur nach dieser oder jener holperigen Uebersetzung gekannt und beurtheilt zu haben, obschon Einige des Englischen wohl kundig waren.

Aehnliche Erfahrungen machte ich später überall in Deutschland, und als ich dann selbst die vorhandenen Uebersetzungen zur Hand nahm, fand ich allerdings bald, daß es unmöglich sei, eine richtige Vorstellung von der hohen Schönheit des Originals dadurch zu gewinnen.

Man fragt sich: was ist der Zweck einer Uebersetzung in Versen? Doch wohl kein anderer als dieser: uns ein, nicht blos dem Inhalt, sondern auch der Form nach möglichst treues Abbild des Originals zu geben, ein Abbild, welches dem der fremden Sprache Unkundigen die eigenthümlichen Schönheiten des Originals wenigstens einigermaßen veranschaulichen muß, um sein Dasein zu rechtfertigen. Findet aber das Gegentheil statt, beherrscht der Uebersetzer seine Muttersprache so wenig, oder fehlt ihm so sehr das Ohr für rhythmischen Wohllaut, daß er, über Reime und Verse stolpernd, die Schönheiten seines Dichters durch die Form mehr entstellt als hervorhebt, so begreift man überhaupt nicht, was ihn dazu veranlaßt, sich der metrischen Form zu bedienen. Denn kein Mensch, und sei er noch so gelehrt, hat die Verpflichtung, schlechte Verse zu machen.

Allerdings weiß manche Uebersetzung gerade durch ihre Unbeholfenheit sich einen Schein von Treue zu geben, der Uneingeweihte leicht besticht, weil diese geneigt sind, die Wortverrenkungen, Inversionen, Flickwörter und falschen Reime für eben so viele Beweise eines gewissenhaften Bestrebens zu nehmen, dem Originale möglichst nahe zu kommen. Solches Bestreben ist in den meisten Fällen gewiß auch vorhanden gewesen, aber es hat nicht zum gewünschten Ziele geführt, denn die Kunst besteht nicht darin, daß man die Schwierigkeiten zeigt oder darin stecken bleibt, sondern daß man sie überwindet und vergessen macht.

Es giebt Gedichte, die als der melodische Ausdruck einer reinen Stimmung oder poetischen Empfindung überhaupt unübersetzbar sind. Wir Deutschen haben viele solche Lieder, die uns bezaubern durch ihren Wohlklang, oder weil sie heilige Erinnerungen wecken, oder verwandte Stimmungen in uns hervorrufen, — die aber, ihres heimischen Gewandes entkleidet, fremden Ohren ganz unverständlich sind, wie ich oft genug in fremden Landen erfahren.

Es giebt andere Gedichte, die in vollendeter Form eine Fülle eigenthümlicher Anschauungen, allgemein verständlicher Gefühle, tiefer Gedanken und überraschend schöner Bilder offenbaren; zu diesen gehören Shakespeare's Sonette. Ihr Inhalt ist bedeutend genug, um auch ohne Hülfe von Vers und Reim seines Eindrucks gewiß sein zu dürfen; ja, ich gestehe, daß ich F. Victor Hugo's einfache Uebertragung der Sonette in französische Prosa mit größerem Genuß gelesen habe als alle mir zu Gesicht gekommenen deutschen Uebersetzungen in Vers und Reim, etwa ein Dutzend Sonette von Regis ausgenommen, die sich vortheilhaft von den übrigen unterscheiden.

Einen Shakespeare zu übersetzen ist wahrlich keine leichte Aufgabe, und unter allen Werken des großen Dichters bieten eben seine Sonette die größten Schwierigkeiten dar. Keinem

Uebersetzer wird es gelingen, sein erhabenes Vorbild ganz zu erreichen, und doch muß das als Ziel jedem vorschweben, obwohl gerade diejenigen, welche dies Ziel am festesten im Auge behalten, auch am besten einsehen werden, wie weit sie dahinter zurückbleiben müssen.

Eine allgemein giltige Uebersetzungsmethode läßt sich nicht feststellen; mehr oder minder wird Jeder, nach dem Maße seiner Einsicht und Begabung, sich seine eigene Methode bilden, welche ihm für die Lösung seiner Aufgabe am geeignetsten scheint. Es kann sich z. B. Jemand die Aufgabe stellen, Shakespeare's Sonette ganz im Tone der Zeit zu übersetzen, in welcher sie entstanden sind, von dem Grundsatze ausgehend, daß nur auf diese Weise eine treue Wiedergabe des Originals zu ermöglichen sei. Das höchste Ziel eines solchen Uebersetzers würde sein, seine Aufgabe so zu lösen, wie etwa Jakob Ayrer sie gelöst haben würde.

Ein solches Ziel habe ich mir nicht gesteckt. Meine Absicht war einfach, die Sonette in die poetische Sprache unserer Zeit zu übersetzen. Die Methode, welche ich dabei verfolgte und nach welcher ich wünsche beurtheilt zu werden, will ich hier offen darlegen.

Ich betrachte die Sonette Shakespeare's, wie alle ächte Poesie, als eine charakteristische Schönheitsoffenbarung, und war daher bemüht, sie als solche auch in der Uebertragung erscheinen zu lassen.

Ich betrachte Shakespeare als den größten Dichter aller Zeiten, aber doch auch zugleich als einen Sohn seiner Zeit, und nicht frei von den Schwächen und Wunderlichkeiten derselben, wovon auch seine Sonette Zeugniß tragen. Der Kern ist überall ein reiner, aber die Schale will uns, nach heutigem Geschmacke, nicht überall anmuthen. Es waren zu Shakespeare's Zeit Ausdrücke üblich, an welchen damals selbst in den erhabensten Dichtungen Niemand Anstoß nahm, welche aber

heutzutage in der Poesie geradezu unstatthaft erscheinen.*) Ich habe solche Ausdrücke, als etwas ganz Unwesentliches, gemildert, wo mir das nöthig schien, d. h. wo sich der Sinn eben so gut durch andere Worte, in einer uns mehr anmuthenden Weise, wiedergeben ließ. Es ist doch genug übrig geblieben, was Shakespeare's Zeit und den Boden, worauf die Sonette gewachsen sind, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zeigt.

Meine Absicht war nicht, ein photographisches Abbild der englischen Sonette zu liefern, sondern sie deutsch nachzudichten, so daß sie auch in dieser neuen Gestalt Kennern wie Laien reinen poetischen Genuß gewähren möchten.

In der Sprache suchte ich mich nach Kräften an mein unerreichbares Vorbild zu halten und alle poetische Phrase, alles Geschraubte, Gespreizte und Pomphafte zu vermeiden. Daß Shakespeare nicht aus bloßem Instinkt, sondern mit überlegenem künstlerischen Bewußtsein sich einer edlen Einfachheit der Sprache befleißigte, drückt er, mit einem Seitenblick auf

*) Z. B. die Stelle in Sonett 3. der englischen Reihenfolge (Nr. 99 der jetzigen deutschen), welche Regis übersetzt:
„Denn welcher Schönen unbestellter Schooß
Verschmäht den Pflug wohl Deiner Feldwirthschaft?"
Hier habe ich mir die Freiheit genommen zu setzen:
„Wo ist die Jungfrau, die es Dir gern bliebe?"
Ich führe diese Stelle hier an, weil sie überhaupt die größte Freiheit bezeichnet, welche ich mir in der Uebertragung des Ganzen erlaubt habe, und weil Regis selbst ein besonderes Gewicht darauf legt, indem er sie noch ein paarmal in den Nachträgen und Anmerkungen hervorhebt, einmal um den Beweis zu führen, daß der Gegenstand des Sonetts ein männlicher sei, und ein anderes Mal, um auf ähnliche Stellen bei Sophokles, Aeschylus und Lukrez hinzuweisen. Man könnte solche Blumenlese nicht blos aus den alten Klassikern, sondern auch aus den orientalischen Dichtern noch vervollständigen. Uebrigens wird jeder Kenner auf den ersten Blick finden, daß Regis hier den Wortlaut des englischen Textes keineswegs treu wiedergegeben hat, sondern Shakespeare darin weit „übershakespearet".

seine Zeitgenossen, in dem Sonett, welches ich schon in der Einleitung hervorgehoben habe, deutlich genug aus:

> Was ist so arm an Neuheit mein Gedicht,
> Statt wechselnd nach der Mode sich zu schmücken?
> Warum versuch' ich wie die Andern nicht
> Prunkvoll, gespreizt und neu mich auszudrücken? ꝛc.

Es wurde schon Eingangs bemerkt, daß die Anfänge dieser Uebersetzungen rein aus äußerer Veranlassung entstanden. Aehnlich ging es auch mit den Fortsetzungen. Meine Vorlesungen über Shakespeare führten mich von selbst darauf, den in seinen Dramen unnahbaren Heros in seinen Sonetten zu zeigen, wo er uns bald mit sich aufschwingt zu den erhabensten Betrachtungen über Vergängliches und Ewiges, bald mit uns hellauflachend jubelt und neckischen Muthwillen treibt, immer aber, gleichviel ob in ernster oder heiterer Stimmung, uns menschlich nahe tritt, seine eigene Persönlichkeit offenbart, unverhüllt durch die Larve eines Helden oder Narren.

So übersetzte ich denn einzeln eine Anzahl der schönsten Sonette mit besonderer Sorgfalt, und manche davon wurden im Laufe der letzten sechs Jahre theils im »Frankfurter Museum«, theils in meinen unter dem Titel »Aus der Heimath und Fremde« erschienenen Gedichtsammlungen mitgetheilt. Der Beifall, den sie fanden, ließ mich an Fest- und Feiertagen immer wieder zu der genußreichen Arbeit greifen, bis endlich in Folge wiederholter Aufforderungen die ganze Sammlung in den ersten Monaten dieses Jahres (1861) vollendet wurde.

Ich war Anfangs gewillt, die Sonette alle in die — hauptsächlich durch Rückert und Platen bei uns eingebürgerte — Form Petrarka's zu gießen, welche A. W. Schlegel poetisch folgendermaßen schildert:

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder;

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Allein ich merkte bald, daß ich mir in unserer reimarmen Sprache meine Aufgabe dadurch sehr erschwerte und zwar unnöthigerweise, da ich mir füglich dieselbe Freiheit nehmen konnte, welche Shakespeare sich selbst nach seinem Vorbilde Daniel genommen. So begnügte ich mich denn damit, nur eine kleine Anzahl annähernd in die bei uns übliche strengere Form zu kleiden und den übrigen die freiere Bewegung des Urtextes zu gestatten, wo der Regel nach die vierzehn Verszeilen, welche ein Sonett bilden, dergestalt gegliedert sind, daß man die zwölf ersten Verse in drei vierzeilige Strophen (Quatrains) mit gleichmäßig wechselnden Reimen sondern kann, worauf denn die zwei letzten Verse als abschließendes Reimpaar (Couplet) folgen.

Das Sonett wurde in England zuerst eingeführt durch Wyat und Graf Surrey (denselben, der auch das erste Drama in Blankversen schrieb) und vor Shakespeare zur höchsten Vollendung gebracht durch Spenser, der noch immer als der größte Sonettendichter Englands gefeiert wird, obgleich ich innigst überzeugt bin, daß Shakespeare auch im Sonette die Palme gebührt. Welch treffliches Vorbild er übrigens in Spenser hatte, mögen hier einige Beispiele veranschaulichen, welche, in der Uebersetzung der italienischen Form sich nähernd, zugleich zeigen werden, daß Spenser seinem Meister Petrarka ebenbürtig zur Seite steht.

1.

Glücklich, ihr Blätter, wenn die Lilienhand
Der Hohen, die beherrscht mein ganzes Sein,
Euch hält und schließt euch wie Gefangne ein,
Die vor Dem zittern, der sie überwand.

Glücklich, ihr Zeilen, wenn auf euch gewandt
Des schönen Aug's glutvoller Sonnenschein,
Und ihr die blutige, thränenvolle Pein
Vor ihr enthüllt, die ich durch sie empfand.

Glückliche Reime, die sich baden dürfen
In ihren Reizen und Begeistrung schlürfen
Aus ihren Augen — sucht ihr zu gefallen,

Die meine Sehnsucht ist, mein Glück vor Allen.
Blätter der Liebe, feiert nur die Eine!
Erfreut ihr *sie*, so kümmert sonst mich Keine.

2.

Schuf so die Kunst sie oder die Natur,
Daß Stolz und Anmuth ganz in ihr vereint,
Und Beides doch getrennt zu walten scheint,
In dieser ganz vollkommnen Kreatur?

Durch ihre zaubervolle Anmuth nur,
Die gänzlich frei von jedem Stolz erscheint,
Reißt sie mich hin — dann naht ihr Stolz als Feind,
Vernichtend aller sündigen Triebe Spur.

Ihr Auge übt so wundersame Kunst:
Mit *einem* Blicke nimmt sie mir das Leben,
Um's mit dem *andern* mir zurückzugeben.

Ein Blick verheißt — ein andrer raubt die Gunst:
So lockt und stößt mich ab ihr ganzes Wesen.
Die Kunst hab' ich in Büchern nie gelesen!

3.

Wie herrlich ihr die stolze Haltung steht!
Zum Himmel weist die himmlische Geberde,
Doch senkt ihr sinnend Auge sich zur Erde —
Demuth mischt sich in ihr mit Majestät.

Denn wie sie blickt zur Erde, drauf sie geht,
Bedenkt sie, daß der Tod auch sie gefährde,
Und was vom Staube kam, zu Staube werde,
Daß auch das Schönste auf der Welt vergeht.

Doch scheint der Stolz die Demuth zu bezwingen;
Sie fühlt, zum Himmel kann ihr Geist sich schwingen,
Derweil ihr Fuß den Staub tritt mit Verachtung,

Der sie verlockt zu irdischer Betrachtung.
Doch neige Dich zu mir mit Huldgeberden,
Laß Dich herab: — Du sollst erhoben werden!

Ich lasse hier gleich eines der am meisten gepriesenen Sonette Petrarka's in gleicher Uebersetzung folgen, um zu zeigen daß Spenser hinter seinem Vorbilde durchaus nicht zurücksteht.

Was, wenn nicht Liebe, macht mein Herz so schlagen?
Doch ist es Liebe, Gott! wie mag sie sein?
Wenn gut, warum schließt sie so Herbes ein?
Wenn schlecht, woher so süß sind ihre Plagen?

Lieb' ich freiwillig — woher Leid und Klagen?
Und unfreiwillig — ist die Schuld dann mein?
O süßes Weh, lebendige Todespein,
Wie kommt's, daß ich gezwungen euch muß tragen?

Und ungezwungen — klagt' ich ohne Grund!
In morschem Kahn treib' ich auf hohem Meer
Ganz steuerlos, ein Spiel der Wind' und Fluten.

So leicht an Wissen und im Wahn so schwer,
Daß, was ich möchte, selber mir nicht kund;
Im Sommer beb' ich, fühl' im Winter Gluten.

Solche Beispiele sind natürlich nur Winke, die den Kenner der italienischen und altenglischen Poesie zu näheren Vergleichen auffordern, während sie den Unkundigen wenigstens einigermaßen orientiren.

Petrarka war die Sonne, deren Strahlen sich hundertfältig brachen in der englischen Poesie der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, und der hauptsächlich dadurch, daß er die Poeten aneiferte, den verlockenden Wohllaut seiner Verse und die Feinheit seines Ausdrucks in knapper Form nachzuahmen, veredelnd und läuternd auf die poetische Sprache der Engländer wirkte. Viele — um nicht zu sagen die meisten — dieser Nachahmungen waren entstellt durch rhetorischen Schwulst, Concetti und Wortspiele (Auswüchse, von welchen selbst Shakespeare anfänglich nicht freigeblieben); allein zwischen dem poetischen Unkraut wuchs doch auch manche schöne Blume auf, deren Duft uns heute noch erfreut, wiewohl man eingestehen muß, daß die Mehrzahl der altenglischen Sonette, abgesehen von denen Spenser's und Shakespeare's, für uns heute ungenießbar sind, indem sie eine Uebergangsperiode bezeichnen, welche wir selbst längst durchgemacht haben. Es begegnen sich darin die poetischen Spitzfindigkeiten und Ueberschwenglichkeiten einer alternden und einer erst werdenden Kulturepoche, in welcher die Wiedererweckung des klassischen Alterthums, hier wie überall, den Musenhain mit der ganzen griechischen und römischen Götterwelt bevölkerte. Hand in Hand mit der so entstandenen fremdartigen Nomenklatur und Vorstellungsweise ging die Nachahmung der keuschen Gefühle und der unglücklichen Liebe Petrarka's, woraus sich denn konventionelle Formen entwickelten, die alles gesunde, ursprüngliche Gefühl umkrusteten und erst von Shakespeare, der (ähnlich wie bei uns Goethe) Herz und Natur wieder in ihre Rechte einsetzte, ganz und völlig durchbrochen wurden.

Seine namhaftesten Vorgänger im Sonett waren, außer den schon oben genannten: Watson, Sidney, Drayton, Constable, William Smith, Richard Barnefielde und wahrscheinlich auch Graf Stirling.

In den Sonetten des Grafen Surrey (1757)*) finden sich große rhetorische und descriptive Schönheiten. Sie schließen sich in den ersten acht Verszeilen genau der italienischen Form an, dann folgt ein Quatrain in Wechselreimen und endlich die zweizeilige Pointe wie bei Shakespeare, oder vielmehr wie bei allen englischen Sonettisten, denn diese Pointe ist der einzige Punkt, in welchem keiner von dem andern abweicht, Sidney ausgenommen, der meistens mit zwei Terzetten schließt.

Ob man Watson's Sonette (ohne Angabe der Jahreszahl) mit Fug so nennen kann, lasse ich dahin gestellt sein. Sie haben alle vier Zeilen über das vorgeschriebene Maß und gliedern sich in drei sechszeilige Strophen, wovon die vier ersten Zeilen immer in Wechselreimen sind, die dann (fünf und sechs) mit einem Reimpaar schließen. Ihr poetischer Werth ist nicht groß; sie sind allzusehr mit Bildern überladen.

Zierlicher und wohlklingender sind Philip Sidney's Sonette (1591), die sich, gleich denen des Grafen Surrey, möglichst dem Stile und Tone Petrarka's nähern.

Bei Daniel (1592), der in Sprache und Form Shakespeare am nächsten steht, begegnen wir auch schon ähnlichen Prophezeiungen wie bei diesem, über das Fortleben seiner Liebe im Gedicht.

Drayton (1593) ist glatt und korrekt, aber ein schäferlicher Ton läßt kalt. Dasselbe gilt von W. Percy (1594).

Der schwülstige Constable (1594) wird hier nur erwähnt, weil er zu seiner Zeit eines großen, aber unverdienten Rufes genoß.

Richard Barnefielde (1595) nimmt einen kühneren Aufschwung als die anderen; seine Liebe ist nicht geschlechtslos und nähert sich in einigen Stellen entschieden dem Shake-

*) Die Zahlen bezeichnen die Jahre, in welchen die Sonette der verschiedenen hier angeführten Dichter im Druck erschienen.

speare'schen Tone, obwohl er sich in der Form von ihm unterscheidet.

Barnabas Barnes (1595) giebt seinen Sonetten durchweg einen erbaulichen und religiösen Inhalt.

William Smith (1596) will seine Chloris nicht vergleichen mit Sternen und Blumen, wie andre Dichter thun, »die wohl gar aus ihrer Liebe einen Goldschmiedsladen machen, angefüllt mit allen möglichen Perlen und Juwelen«. Er findet sie unvergleichlich in ihrer Grausamkeit wie in ihrer Schönheit.

Graf William Alexander Stirling (1604) schwört seiner Aurora bei ihren Sternenaugen und goldnen Locken, bei ihren Korallenlippen und ihrer schneeigen Haut, nie andere als keusche Gelüste zu haben. — — —

Unter den Sonettisten werden auch Robert Greene und Sir Walter Raleigh aufgeführt, ein Umstand, aus dem sich beweisen ließe, daß in England früher der Begriff des Sonetts ein sehr schwankender und vielumfassender war. Denn von den fünf Gedichten, welche in Greene's Werken als Sonette bezeichnet sind, haben zwei je achtzehn Verszeilen (in drei Strophen getheilt, wie bei Watson), zwei je vierundzwanzig und eines gar sechsunddreißig!

In dem ersten wird die Frage aufgeworfen und beantwortet, was eigentlich die Liebe sei; das zweite und dritte besingt die Liebe der Venus zu Adonis; im vierten wird die Geliebte des Dichters mit allen Jahreszeiten verglichen und das fünfte sucht der vielbesungenen Liebesgeschichte von Phillis und Coridon eine neue Wendung abzugewinnen.

Unter den sämmtlichen Gedichten von Sir Walter Raleigh*)

*) Sie sind schwer zu beschaffen, da von der großen prachtvollen Quartausgabe, in welcher sie zum erstenmale vollständig gesammelt erschienen, nur hundert Exemplare abgezogen wurden. Sie trägt den Titel: The Poems of Sir Walter Raleigh: Now first col-

habe ich nur ein einziges Sonett gefunden (A vision upon the Fairy Queen), von welchem man jedoch bis in die neueste Zeit viel Rühmens gemacht hat. Sir Egerton Brydges behauptet sogar, Milton habe es bei seinen Sonetten zum Vorbilde genommen. Ich lasse es daher, in seiner ursprünglichen Form verdeutscht, hier folgen, um die kurze Uebersicht der Vorläufer Shakespeare's damit zu schließen.

Mir träumt', ich säh' das Grab, das Laura barg,
Im Tempel, den einst Vesta's Glut erhellt —
Und als ich spähend hintrat zu dem Sarg,
Der todten Staub lebendigen Ruhms enthält,

Wo reine Lieb' und rein're Tugend wachte:
Sah plötzlich ich die Königin der Feen,
Sah wie ihr Bild Petrarka weinen machte,
Und Lieb' und Tugend sah ich mit ihr gehn.

Am Grab blieb nur Vergessenheit. Da weinte
Der Stein selbst, dem unheimlich das Gewimmel
Der Geister hier Begrabner sich vereinte;

Ihr lautes Wehgeschrei drang bis zum Himmel,
Wo zornesvoll der Geist Homers laut klagte,
Daß solchen Raub die hehre Königin wagte.

Man hat darüber gestritten, ob Shakespeare in seinen Sonetten Spenser oder Daniel sich zum Muster genommen, und höchst gewichtige Stimmen haben sich für diesen entschieden, dem er jedenfalls die Form entlehnt, welche Spenser in ganz anderer eigenthümlicher Weise behandelt, indem er drei Tetrachorden bildet, deren Reime solchergestalt wechseln, daß der letzte Vers des ersten auf den ersten des zweiten reimt und der letzte des zweiten auf den ersten des dritten,

lected. With a biographical and critical introduction: by Sir Egerton Brydges. K. I. printed at the private press of the Priory; by Johnson and Warwick. 1813.

worauf dann — wie bei Shakespeare — ein Reimpaar als Schlußcouplet folgt.

Doch wenn sich Spenser auch durch die Form von Shakespeare unterscheidet, so will mich doch bedünken, daß er ihm geistig näher steht und einen größeren Einfluß auf ihn geübt hat als Daniel. Shakespeare hat in dem Sonette »Wenn sich Musik und Poesie verbinden« offen ausgesprochen, wie hoch er Spenser als Dichter stellt, und auch unter den Sonetten, welche an den geheimnißvollen Freund gerichtet sind, weisen einige deutlich genug auf Spenser hin, obwohl sein Name nicht ausdrücklich genannt ist. Man lese z. B. das Sonett, welches beginnt:

> O wie verzag' ich, wenn ich von Dir singe,
> Seit Dich ein größrer Dichtergeist erhob
> Auf seiner allgewalt'gen Ruhmesschwinge,
> Daß ich verstummen muß mit meinem Lob!

Wer kann hier anders gemeint sein als Spenser? Doch scheint mir der Streit über die Frage, ob dieser oder Daniel im Sonett Shakespeare's Vorbild war, ein ziemlich müßiger zu sein, denn es läßt sich sehr leicht nachweisen, daß Shakespeare sich weder auf den einen noch auf den andern beschränkte, sondern alle seine Vorgänger kannte und benutzte. Wer sich die Mühe giebt, genau zu vergleichen, wird bald finden, daß Shakespeare's Sonette nicht nur an Spenser's Amoretti und Daniel's Delia, sondern auch an Constable's Diana und Sidney's Astrophel and Stella, ja sogar an Surrey's Sonette erinnern, daß aber alle diese Anklänge und Aehnlichkeiten durchaus nicht zu ihren Vorzügen gehören, sondern uns nur deshalb interessant sind, weil sie durch Zurückführung auf die Quellen manche Wunderlichkeiten des Ausdrucks erklären. Wie als Dramatiker, so auch als Sonettist, ist Shakespeare nicht groß durch das, was er mit seinen Vorgängern gemein hat, sondern durch das, wodurch er sich von ihnen unterscheidet.

In dem »Verliebten Pilger« erscheint er noch gleich ihnen halbverpuppt in den konventionellen Formen seiner Zeit. Der Unterschied zwischen dieser Gedichtsammlung (in welche sich übrigens auch ein paar nicht von Shakespeare herrührende Gedichte verirrt haben, wie z. B. Marlowe's »Come live with me and be my love«) und seinen der Mehrzahl nach in eine spätere Zeit fallenden Sonetten ist so groß, daß man lange Zeit versucht gewesen ist, ihm die Autorschaft des »Verliebten Pilgers« ganz abzusprechen. Man könnte ihm mit demselben Rechte die Autorschaft seines Titus Andronikus absprechen.

Die Verehrung für seine fast unbegreifliche Größe hat Viele über ihn urtheilen lassen, als ob er ein vom Himmel gefallenes Wunder gewesen wäre, das gar keiner menschlichen Entwickelung bedurft hätte. Und doch hat er eine solche durchgemacht, wie wir Alle, nur daß er es weiter gebracht als alle andern Sterblichen, nicht blos durch sein Genie, sondern auch durch seine ungeheure Arbeitskraft, Lernbegier und Ausdauer, durch sein rastloses Streben nach Vervollkommnung, wofür Inhalt und Umfang seiner Werke vollgiltiges Zeugniß geben.

Sein Genie gab ihm die Schwingen und das Auge des Adlers, aber er vereinte damit den stillen und stätigen Fleiß der Biene, ohne welchen er nicht geworden wäre, was er ist. Seine stufenweisen Fortschritte lassen sich eben so deutlich in seinen kleinen lyrischen Gedichten verfolgen wie in seinen großen dramatischen Schöpfungen, mit welchen sie Hand in Hand gehen und zu welchen sie eine Menge Parallelstellen liefern, wobei freilich immer zu bedauern bleibt, daß sich nichts mit chronologischer und historischer Bestimmtheit aufstellen läßt, da hiezu fast alle Beweismittel fehlen.

Wir wissen, daß der »Verliebte Pilger« zum erstenmale im Jahre 1599 gedruckt wurde (von W. Jaggard), aber ohne

Shakespeare's Zuthun, obwohl unter seinem Namen, den er übrigens mit göttlicher, uns unbegreiflicher Ruhe zu allen möglichen Buchhändlerspekulationen und Schwindeleien mißbrauchen ließ. Zehn Jahre später (1609) erschienen die Sonette im Buchhandel, gedruckt für T. T. (Thomas Thorpe) unter einem Titel, der es allein, abgesehen von allen übrigen Umständen, als gewiß erscheinen läßt, daß Shakespeare mit der Veröffentlichung dieser Sammlung eben so wenig zu thun hatte, wie mit der des »Verliebten Pilger«.

Auf den Titel und was drum und dran hängt werden wir später zurückkommen, hier sollten nur die einzigen chronologischen Anhaltspunkte hervorgehoben und dabei gezeigt werden, wie wenig zuverlässig dieselben sind. Es wird von den Literaturhistorikern stillschweigend angenommen, daß die Entstehung der Shakespeare'schen Sonette schon vor das Jahr 1598 fallen müsse und als einziger Beweis dafür wird eine Stelle aus einem in demselben Jahr gedruckten Büchlein (Palladis Tamia or Wit's Treasury etc.) von Francis Meres angeführt, welche heißt: »Wie man glaubte, daß die Seele des Euphorbus in Pythagoras lebe, so lebt der süße, witzige Geist Ovid's im Honigmunde Shakespeare's, in Venus und Adonis, in Lukrezia, in seinen süßen Sonetten unter seinen vertrauten Freunden.« Was ist damit nun bewiesen? Doch nicht mehr als dieses: Daß im Jahr 1598 unter Shakespeare's näheren Freunden irgend welche Sonette des großen Dichters bekannt und beliebt waren, sei es nun, daß er sie selbst vorgelesen oder in Abschriften mitgetheilt habe. Welche Sonette dies gewesen, ob diejenigen, welche in dem »Verliebten Pilger« enthalten sind und bei Weitem das Schönste dieser Sammlung ausmachen, oder ob diejenigen, welche zehn Jahre später erschienen, wissen wir nicht. Wohl aber wissen wir, oder haben wenigstens der gewöhnlichen Annahme keinen gewichtigen Grund entgegen zu setzen, daß auf

die Empfehlung des vielgelesenen Meres'schen Buches hin im folgenden Jahre der Buchhändler Jaggard den »Verliebten Pilger« unter Shakespeare's Namen (obwohl wie schon bemerkt ohne Shakespeare's Wissen) herausgab, nachdem er sich, Gott weiß auf welche Art, Abschriften von einzelnen Sonetten und Liedern unseres Dichters zu verschaffen gewußt hatte, die er, vermischt mit andern, in willkürlicher Reihenfolge zusammenstellte und drucken ließ.

Denn daß sich kein leitender Faden durch das Ganze zieht, wird Jedem auf den ersten Blick einleuchten, und daß fremde Stücke mit auf Shakespeare's Rechnung gesetzt wurden, ist eine erwiesene Thatsache.

Heute würde man ein solches Verfahren als Betrug brandmarken; in Shakespeare's Tagen nahm man es damit nicht so genau, wie hundert ähnliche Beispiele beweisen.

Doch dem sei wie da wolle: ich glaube durch die einfache Darlegung des Sachverhaltes jedem unbefangenen Leser klar gemacht zu haben, daß zur Bestimmung der Zeit des Entstehens der Shakespeare'schen Sonette zuverlässige Anhaltspunkte nicht vorhanden sind; ferner daß die oben angeführte Stelle aus dem Büchlein von Francis Meres sich weit ungezwungener auf die Sonette im »Verliebten Pilger« als auf die zehn Jahre später erschienene Sammlung beziehen läßt.

Wer dies zugiebt, wird auch nichts einzuwenden haben gegen die Annahme, daß der große hier mitgetheilte Cyklus von Sonetten nicht schon im Jahre 1598 abgeschlossen vorlag, sondern daß die schönsten und reinsten dieser Sonette einer späteren Zeit angehören. Erwägt man nun, daß Shakespeare weder den »Verliebten Pilger« noch die spätere Sammlung selbst herausgab, sondern daß beide als Buchhändlerspekulationen erschienen, und erinnert man sich, daß jene erste Sammlung erwiesenermaßen kein organisch zusammenhängendes Ganze bildet, vielmehr höchst willkürlich durcheinander gewürfelt er-

scheint, so wird auch bei der zweiten ein bescheidener Zweifel an dem bisher als Dogma aufgestellten Satze erlaubt sein, daß sie so vorliege,

„Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte.“

Dieser Zweifel wird sich verstärken aus inneren und äußeren Gründen, wenn man, die Sonette aufmerksam durchgehend, sieht, daß gerade unter den letzten sich einige finden, deren Ton und Sprache merklich von den übrigen abweicht, während sie eine auffallende Verwandtschaft mit denen der ersten Periode, ich meine, mit den Sonetten im »Verliebten Pilger« offenbaren.

Man lese z. B. aufmerksam die Sonette CLIII und CLIV des englischen Textes und frage sich, in welchem Zusammenhange sie mit den vorhergehenden stehen. Oder CXXVI und CXLV, die geradezu wie hineingeschneit in ihre Umgebung erscheinen und nicht blos durch ihren Sinn, sondern auch durch ihre Form sich davon unterscheiden, indem das eine nur zwölf Zeilen enthält, die aus lauter Reimpaaren bestehen, während das andere in vierfüßigen Jamben geschrieben ist. Es genügt, von den beiden ersterwähnten hier eines anzuführen, da sie beide in anmuthiger Spielerei dasselbe Thema behandeln.

Cupido, da einst Schlaf ihn überkam,
Ließ seine Fackel sinken, welche schnell
Ihm eine Nymphe der Diana nahm,
Die tief sie taucht in einen kühlen Quell.
Allein der Liebesfackel heilige Glut
Ward wundersam dem Wasser mitgetheilt,
Das endlos weiterglühend Wunder thut,
Den Schwachen Stärke giebt und Kranke heilt.
An meiner Liebsten Aug' entzündet wieder
Der Gott den Brand, der schnell mein Herz erfaßt,

Das Liebesfeuer raſ't durch meine Glieder —
Zum Heilquell eil' ich, ein betrübter Gaſt —
Doch half mir's nicht! Die Bäder die mir taugen,
Sind Amor's Feuerquell, der Liebſten Augen.

Ich laſſe hierauf gleich ein Sonett aus dem »Verliebten Pilger« folgen.

Im Myrthenſchatten bei Adonis ſaß
Venus, die immer liebevoll Geſinnte;
Und ſie erzählt' ihm, wie ſich Mars vergaß
Bei ihr, einſt höchſt zudringlich um ſie minnte,
Kühn wie er iſt — ſprach ſie — erlaubt' er ſich
Gar viel mit ihr, was konnt' ich thun, ich Arme!
Sieh, ſo, gerade ſo, umarmt' er mich! —
Sie ſprach's und ſchloß Adonis in die Arme.
Dann küßt' er mich — ſie ahmte auch den Kuß nach;
Und holte Athem tief. Adonis ſchmollte
Und ſprang davon. Sie ſah ihm mit Verdruß nach —
Daß er auch gar nicht merkte, was ſie wollte!
Wenn mich doch meine Liebe ſo umfinge
Und mich ſo küßte, bis ich von ihr ginge.

Der Leſer möge hienach ſelbſt urtheilen, ob ſich in dieſen beiden Sonetten eine weſentliche Verſchiedenheit des Tones offenbart. Er wird (beſonders wenn er den Urtext vergleicht) bei näherer Prüfung finden, daß das zweite — alſo das von den Herausgebern in die früheſte Periode geſetzte — noch reicher, gegenſtändlicher, plaſtiſcher iſt als das erſte, welches mit ſeiner darauf folgenden Variante den Schluß der ganzen ſpäteren Sammlung bildet, alſo in eine Zeit fallen müßte, in welcher Shakeſpeare mit den mythologiſchen Bildern und Anſpielungen, wovon ſeine früheſten Gedichte wie diejenigen ſeiner Zeitgenoſſen wimmeln, längſt abgethan hatte.

Die Unzuſammengehörigkeit der Sonette CLIII und CLIV iſt auch ſchon engliſchen Gelehrten aufgefallen, aber ſie haben

die Sache auf sich beruhen lassen. So zählt z. B. Brown*), der die Sonette als eine Selbstbiographie des Dichters betrachtet und sie danach ordnet, die beiden letzten gar nicht mit, und Alexander Dyce**), der größte englische Shakespeare-Gelehrte, bemerkt dazu, daß sich diese Auslassung von selbst verstehe.

Gerade ebenso versteht sich's von selbst, daß die Sonette CXXVI und CXLV nicht hingehören, wo sie im englischen Texte stehen, und daß sie in der Sammlung des »Verliebten Pilgers« weit besser an ihrem Platze sein würden. Dieser »Verliebte Pilger« ist nämlich ein Deckname für alles Mögliche und Unmögliche, ein Titel, der gar nichts mit dem Inhalte zu thun hat, wenn man ein einziges Sonett, das dritte, ausnimmt, welches in Ton und Sprache auffallend an die berühmte Scene in Romeo und Julie erinnert, wo auch von Pilgern die Rede ist: If I profane with my unworthy hand etc.

In ähnlichem Tone und aus ähnlicher Stimmung heraus hat Shakespeare mehrere Sonette geschrieben, die ich mir erlaubt habe zusammenzustellen, wie sie ihrem Inhalte nach auf einander folgen, und damit die hier gebotene Sammlung zu eröffnen, weil ich die feste Ueberzeugung habe, daß sie zu den frühesten Sonetten Shakespeare's gehören und deshalb nicht an das Ende zu setzen sind. Uebrigens füge ich ein mit der neuen Anordnung korrespondirendes Verzeichniß der älteren Reihenfolge bei, zur Bequemlichkeit derer, welche diese vorziehen oder den Text mit der Uebertragung vergleichen wollen.

*) Shakespeare's Autobiographical Poems. Being his Sonnets clearly developed: with his character drawn chiefly from his works. By Charles Armitage Brown. 1838.

**) Some account of the life of Shakespeare. (The Works of William Shakespeare; the text revised by the Rev. Alexander Dyce. In six volumes.) I. XCIV. 1857.

Ein ähnliches Verfahren hat sich schon F. Victor Hugo sehr zum Vortheil der von ihm den Franzosen gebotenen Uebersetzung erlaubt. Im Prinzip stimme ich mit ihm überein; in der Ausführung bin ich aus guten Gründen meinen eigenen Weg gegangen.

Die ältern englischen Herausgeber der Sonette Shakespeare's haben sich — mit einer einzigen Ausnahme — immer streng an die Reihenfolge der ältesten Ausgabe (1609) gehalten, da es nicht in ihrer Absicht lag, einen inneren Zusammenhang herzustellen, sondern den Text, wie er einmal vorlag, in möglichster Reinheit dem Leser zu bieten. Die einzige Ausnahme davon bildet die unter dem Titel: Poems, written by Will. Shakespeare Gent. im Jahre 1640 erschienene zweite Ausgabe der Sonette, welche acht Nummern ganz wegläßt und dafür Gedichte aus dem »Verliebten Pilger« einschiebt, außerdem den Sonetten willkürliche, oft ganz unpassende Ueberschriften giebt und häufig zwei, drei, vier Nummern unter einer Ueberschrift zusammenstellt, so daß weder auf den innern Zusammenhang des Ganzen, noch auf die ältere Reihenfolge Rücksicht genommen, folglich die Konfusion nur vergrößert wurde. Die späteren Herausgeber haben deshalb mit Recht die Ordnung der älteren Ausgabe beibehalten*). Indem ich nun in Deutschland den ersten Versuch mache, den poetischen Zusammenhang der Sonette herzustellen, um den Genuß des Lesers dadurch zu erhöhen, bin ich mir wohl bewußt, daß die Sache damit keineswegs erledigt ist,

*) Bis auf Charles Knight, der in seinem Pictorial Shakspere eine neue Anordnung versuchte, und einen Anonymus, der die Sonette unter folgendem Titel herausgab:

> The Sonnets of William Shakspere, rearranged and divided into four parts. With an introduction and explanatory notes. London: John Russell Smith, M. DCCC. LIX.

sondern noch viel zu wünschen übrig läßt. Belehrende Winke von Seite geschmackvoller Kenner zur Förderung und Ergänzung meines Versuchs einer neuen Ordnung der Sonette werde ich dankbar in einer etwa folgenden Auflage benutzen.*)

Mit der Frage über die Reihenfolge der Sonette fällt natürlich die Frage über ihren Inhalt zusammen. Sowohl in England als in Deutschland wird ziemlich allgemein angenommen, daß der größte Theil der Sammlung an Shakespeare's Gönner und Freund, den Grafen von Southamton, gerichtet sei. Es sprechen dafür eine Menge Gründe; zunächst daß der junge, schöne, geistvolle, ritterliche, vornehme, reiche, hochsinnige Graf die Eigenschaften wirklich besaß, welche Shakespeare seinem in den Sonetten gefeierten Freunde beilegt; ferner daß Shakespeare ihm vielfach zu Dank verpflichtet war, schon früh mit ihm bekannt wurde, ihm im Jahre 1593 »Venus und Adonis« sowie ein Jahr später »Lukrezia« widmete, mit einer Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks, die sehr an die Freundschaftssonette erinnert, theilweise sogar wörtlich mit einigen derselben übereinstimmt**), endlich daß Graf Southamton ein bekannter Kunstenthusiast, ein großer Verehrer Shakespeare's und der fleißigste Besucher seines Theaters war. Die Huldigungen, welche unser Dichter dem für alles Schöne begeisterten und ob seiner Freigebigkeit vielgerühmten Grafen brachte, stehen nicht vereinzelt da; fast alle hervorragenden Poeten jener Zeit verherrlichten ihn in ähnlicher Weise. Wer sich näher darüber unterrichten will, lese Nathan Drake's Leben des Grafen von

*) Solche Winke sind mir geworden und ich habe sie gewissenhaft benutzt, wie man aus der theilweise neuveränderten Reihenfolge der Sonette ersehen wird. (Zusatz zur neuen Auflage.)

**) Vergl. die Widmung der Lukrezia mit den Sonetten 38, 39, 76, 78, 79 und 105 der englischen Ausgabe.

Southampton*), den Chapman (ein Zeitgenosse Shakespeare's, bekannt als Dramatiker und berühmt als Uebersetzer Homer's) den Auserwählten aller edelsten Geister Englands nennt, ein Lob, welches von Nash, Wither, Sir John Beaumont und Jarvis Markham wo möglich noch überboten wird.

Dazu kommt, daß Graf Southampton (geb. 1573) um neun Jahre jünger als Shakespeare war, daß also der väterliche Ton, welchen der schon zum Manne gereifte Dichter, dessen mächtige Gedankenarbeit wohl frühe Falten auf seine Stirne geprägt, gegen den noch in erster Jugendfrische blühenden Freund anschlägt, ganz zu dem Uebrigen paßt. Trotzdem sprechen eine Menge schwer in's Gewicht fallender Gründe gegen die Annahme, daß die Sonette sich auf Graf Southampton beziehen. Ich verweise hier wieder auf den vortrefflichen Aufsatz von Delius im Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft (Berlin bei Reimer, 1865). Ferner stimmt nicht damit überein: die seltsame Widmung der Sonette, die folgendermaßen lautet: Dem einzigen Erzeuger**) dieser Sonette, Herrn W. H., wünscht alles Glück und jene von unserem ewiglebenden Dichter verheißene Unsterblichkeit der wohlmeinende Herausgeber T. T.***)

Daß diese Widmung nicht von Shakespeare selbst herrührt, würde jedem unbefangenen Leser einleuchten, selbst wenn die Initialen des Herausgebers T. T(horpe) nicht darunter

*) In Shakespeare and his Times etc. etc. By Nathan Drake. (T. II. p. 1—19) London, 1817.

**) begetter — kann hier auch übersetzt werden: Verschaffer oder Veranlasser.

***) Englisch: To the only begetter of these ensuing Sonnets Mr. W. H. all happiness, and that eternity promised by our ever-living poet, wisheth the well — wishing adventurer in setting forth. T. T.

ständen. Alle bewährten Shakespeare-Gelehrten stimmen in der Ansicht überein, daß diese Ausgabe eine ohne Vorwissen und Zuthun des Dichters veranstaltete Buchhändlerspekulation des Herausgebers (Thomas Thorpe) sei, der deshalb guten Grund hatte, seinen vollen Namen zu verschweigen. Daß ich dieser Ansicht, welche Alexander Dyce*), die größte jetzt lebende Autorität, als etwas sich von selbst Verstehendes annimmt, mich anschließe, habe ich schon wiederholt hervorgehoben. Wer ist nun aber der räthselhafte W. H., dem der Herausgeber die Sonette widmet und den er zugleich den einzigen Erzeuger derselben nennt?

Ueber die Beantwortung dieser Frage haben sich schon viele Leute den Kopf zerbrochen und die wunderlichsten Meinungen und Schlüsse sind dabei zum Vorschein gekommen. Ich will hier nur eine kleine Blumenlese davon anführen.

Einige haben mit Farmer in W. H. einen Neffen Shakespeare's, William Harte vermuthet; allein dieser Neffe war zur Zeit der Entstehung des größten Theils der Sonette noch gar nicht auf der Welt, da er erst im Jahre 1600 geboren wurde.

Andere schlossen sich der Meinung Tyrwhitt's an, der aus einer Verszeile im 20. Sonett (des englischen Textes)

»A man in hew all Hews in his controwling«

folgerte, die geheimnißvolle Person müßte ein Mr. W. Hughes sein. Diese Folgerung gränzt an Blödsinn.

Boaden wandte viel Scharfsinn auf, um zu beweisen, daß mit W. H. William Herbert der Earl von Pembroke gemeint sei, der nachweislich ein Gönner Shakespeare's war, und dem auch die erste Gesammt-Ausgabe der Dramen des Dichters (Fol. A.) gewidmet wurde.

Brown in seinem schon früher erwähnten Werke schließt

*) In seiner schon erwähnten neuesten Prachtausgabe Shakespeare's T. I. XCII.

sich der Hypothese Boaden's an, während A. Dyce es höchst unwahrscheinlich findet, daß ein Buchhändler damals gewagt haben sollte, einen so hochgestellten Mann wie den Earl von Pembroke einfach als Mr. W. H. zu bezeichnen.

Derselbe Grund läßt sich gegen Henry Wriothesly, Grafen Southampton anführen, an den Andere die Widmung gerichtet glaubten. Hier hätte also eine Umstellung der Initialen stattgefunden, was natürlich den Gläubigen keine Schwierigkeiten macht, aber die Zweifler zu der Frage berechtigt: »Wozu diese Umstellung?« Denn entweder sollte der Name des Gefeierten unbekannt bleiben oder nicht. In jenem Falle war es ganz überflüssig, ihn auch nur anzudeuten, und in diesem Falle war es eine Thorheit, das X vor das U zu stellen.

Bestand wirklich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Shakespeare und Southampton, so konnte das der Welt kein Geheimniß bleiben. Bezogen sich die Sonette auf dieses Verhältniß, so ist es ebenfalls höchst unwahrscheinlich, daß die Zeitgenossen Shakespeare's dies nicht hätten merken sollen, da, wie wir gesehen haben, die Sonette schon lange vor ihrer Veröffentlichung in gewissen Kreisen bekannt waren. Wozu denn noch die Geheimnißkrämerei?

Kurz, man mag die Sache nehmen wie man will, die Widmung läßt sich nicht auf Southampton beziehen, denn selbst wenn man das W. H. gelten ließe, so könnte man doch das Mr. davor in keiner Weise gelten lassen.

Aber gesetzt auch den Fall, man könnte das Mr. vor W. H. gelten lassen und sogar genau die Person bestimmen, auf die es paßte, so enthielte die Widmung immer noch einen unlösbaren Widerspruch, weil viele der Sonette an eine Dame gerichtet sind und die Widmung ausschließlich auf einen Mann deutet.

Chalmers hat deshalb nachzuweisen gesucht, daß eine der

Bedeutungen des Zeitworts beget*) auch bring forth (zum Vorschein bringen, verschaffen, mittheilen) sei, und daß man demnach unter dem Worte begetter den Mann zu verstehen habe, welchem der Verleger die Mittheilung des Manuskripts verdankte. Diese Ansicht hat viel für sich. Allein da (wie Alexander Dyce bemerkt) dem kritischen Blödsinn keine Grenzen zu stecken sind, so hat Chalmers auch den Satz aufgestellt, daß unter dem geheimnißvollen Freunde Shakespeare's Niemand anders zu verstehen sei, als die jungfräuliche Königin Elisabeth, welche in den ersten 26 Sonetten ermahnt werde, sich zu verheirathen und zu vermehren. Diese Hypothese gründet sich wahrscheinlich darauf, daß die Königin Elisabeth weder W. noch H. in den Anfangsbuchstaben ihres Namens hat.

Allen scharfsinnigen Hypothesen wird aber die Krone aufgesetzt durch ein Buch, welches sich als den einzigen und unfehlbaren Schlüssel zum Verständniß der Shakespeare'schen Sonette ankündigt. Der Verfasser beginnt sein Werk**) mit folgenden Worten:

»Einen Schlüssel zu Shakespeare's Sonetten, so wage ich diese Arbeit zu benennen und bin mir der ganzen Tragweite dieses Titels bewußt. Mit der Anmaßung trete ich in die Oeffentlichkeit, das Verständniß eines Werkes des großen

*) Er sagt, beget wird von Skinner abgeleitet vom Angelsächsischen begettan. Johnson nimmt diese Ableitung an, so daß begetter in der affektirten Sprache des Buchhändlers Thorpe (Fähndrichs Pistol u. dgl.) soviel als obtainer (Verschaffer) hieß ꝛc. ꝛc. Boswell schließt sich dieser Auffassung an, indem er in einer Note zu der Widmung bemerkt: The begetter is merely the person who gets or procures a thing, with the common prefix be added to it. So, in Decker's Satiromastix: »I have some cousin-germans at court shall beget you the reversion of the master of the king's revels.«

**) Schlüssel zu Shakespeares Sonetten von D. Barnstorff. Bremen, 1861.

Dichters zu erschließen, welches bisher sämmtlichen Auslegern ein unauflösliches Räthsel war. Ein unauflösliches Räthsel, sage ich; denn Alles und Jedes, was selbst durch bedeutende Männer über dasselbe gesagt ist, verfliegt es nicht wie Spreu vor dem Winde bei einem einzigen festen Blick, den man in irgend eine Einzelheit dieser Dichtung thut? Nichts als bloße Vertuschung des Unverstandenen, als bloße Verblümung des Unnatürlichen, ja Schmutzigen, was ihre eigene Auffassung sie zu sehen zwang, konnten Erklärer geben, die von der reinen Gedankenwelt, in welcher der Dichter sich hier bewegt, keine Ahnung hatten.«

Der Schlüssel des Herrn Barnstorff führt uns in diese reine Gedankenwelt, von welcher die Weisen und Schriftgelehrten seit Shakespeare's Tagen bis auf den heutigen Tag keine Ahnung gehabt haben. Wer aber den »Schlüssel« nicht zur Hand nimmt — »wer die geistige Arbeit scheut, sich eine Zeitlang mit diesem Werke des größten, des begabtesten vielleicht aller Menschen anhaltend zu beschäftigen, wo dieser aller Banden des Herkömmlichen sich entschlagend, in der reinsten Abstraktion sich ergeht, und seine Anschauungen in einem Spiegel reflektirt, dessen wunderbare Reinheit an das Uebermenschliche grenzt — für den (das erklärt Herr Barnstorff rund heraus) werden die Sonette vor wie nach (warum nicht nach wie vor?) die schwächlichen Ergüsse einer krankhaften Seelen- und Körperverstimmung bleiben.«

Das Räthsel dreier Jahrhunderte wird dann folgendermaßen gelöst:

»Ganz einfach giebt uns Shakespeare in seinen Sonetten Seelenanschauungen; er schildert seine eigene, letzte, geistige Individualität zuerst unter der Form von Zurufen seines sterblichen an seinen unsterblichen Menschen, seines äußeren, der Zeit, der Umgebung angehörenden Wesens an sein höheres, der Menschheit, der Ewigkeit gehörendes Ich;

seines, so zu sagen, bürgerlichen Menschen an seinen Genius, an seine Kunst (Son. 1 — 126). Sodann als Betrachtungen über das Drama, welches eben das irdische Weib ist, in deren Schoß sich der Same seines Geistes, seines Genius (»his love«) befruchtend ergoß (127 — 152). Von diesem Gesichtspunkt aus bleibt nichts dunkel, nichts zweifelhaft« u. s. w.

Das Buch des Herrn Barnstorff erschien mir von vornherein so albern, daß ich es mit Stillschweigen übergangen haben würde, wenn nicht einige unserer kritischen Stimmführer dafür Partei genommen hätten mit einer Begeisterung, die dem Barnstorff'schen Unsinn sehr nahe kam. Die Abfertigung, welche ich diesem deshalb in der ersten Auflage meiner Uebersetzung der Sonette zu Theil werden ließ, hat inzwischen die gute Wirkung gehabt, daß jetzt Niemand mehr ernsthaft von dem »Schlüssel« zu reden wagt. Das Buch ist als abgethan zu betrachten und ich halt' es daher für überflüssig, meine frühere Widerlegung desselben noch einmal abdrucken zu lassen.

Ich freue mich, sagen zu können, daß eine unbefangenere Würdigung des Verhältnisses Shakespeare's zu seinen Sonetten auch in England sich Bahn zu brechen beginnt. Wurde schon das, was ich in der ersten Auflage dieses Buchs in ähnlichem Sinne geäußert, von der englischen Kritik, namentlich vom Athenaeum, rühmend hervorgehoben, den moralischen Splitterrichtern zum Aergerniß — so hat eine später erschienene besondere Abhandlung über die Sonette (The Sonnets of William Shakspere: a critical disquisition suggested by a recent discovery. By Bolton Corney, M. R. S. L.) sich ausdrücklich das Ziel gesetzt, den Charakter des größten Dichters in Schutz zu nehmen gegen die unwürdigen Verdächtigungen, zu welchen die falsche Auffassung seiner Sonette Anlaß gegeben. Er verfährt dabei in ähnlicher Weise wie Professor Delius, indem er die Sonette, ihrer großen Mehrzahl nach,

nicht als autobiographische Aufzeichnungen, sondern als freie poetische Ergüsse betrachtet.

Seine Abhandlung nimmt zum Ausgangspunkt einen Brief, welchen Herr Philarète Chasles (Conservateur de la Bibliothèque Mazarine) i. J. 1862 an das Londoner Athenaeum geschrieben und worin er die erste stichhaltige Erklärung der geheimnißvollen Widmung zu geben behauptet. Seine Beobachtung des Mangels an Uebereinstimmung in den verschiedenen späteren Ausgaben der Sonette veranlaßte ihn, sich ein fac-simile des Drucks der Inschrift von 1609 zu verschaffen, von welchem das British-Museum noch ein Exemplar besitzt. Die genaue Untersuchung dieses alten Drucks führte zu einer neuen Interpretation, deren Resultate kurzgefaßt folgende sind: —

»1. Daß wir hier keine eigentliche Widmung, sondern eine Art monumentaler Inschrift vor uns haben.

2. Daß diese Inschrift keinen zusammenhängenden Sinn hat, sondern in zwei unterschiedene Sätze zerfällt.

3. Daß der erste dieser Sätze die wirkliche Inschrift enthält, welche von und nicht an W. H. adressirt ist.

4. Daß die Person, an welche die Inschrift gerichtet ist, aus verschiedenen Gründen nicht direkt genannt wurde, sondern nur umschrieben oder angedeutet (by what the learned call an *Autonomasia*) als einziger Erzeuger oder Veranlasser (only begetter) der Sonette.

5. Daß der zweite Satz nur ein Anhängsel der wirklichen Inschrift ist.

6. Daß der Verleger in diesem Satze seine eigenen guten Wünsche ausdrückt: nicht für den unsterblichen Ruhm des Veranlassers (begetter) der Sonette, was eine Impertinenz gewesen sein würde, — sondern für den Erfolg des Unternehmens, in welchem er, der Abenteurer, sein Kapital eingeschifft hat.«

Die ursprüngliche Inschrift nimmt sich folgendermaßen aus: —

TO . THE . ONLIE . BEGETTER . OF .
THESE . INSVING . SONNETS .
Mr . W . H . ALL . HAPPINESSE .
AND . THAT . ETERNITIE .
PROMISED .
BY .
OVR . EVER-LIVING . POET .
WISHETH .
THE . WELL - WISHING .
ADVENTVRER . IN .
SETTING .
FORTH .
T. T.

Nach der Annahme des Herrn Ph. Chasles endet die eigentliche Inschrift mit dem Worte wisheth und das Folgende wäre dann ein Zusatz des spekulirenden Buchhändlers.

Diese Annahme für Gewißheit nehmend, folgert Herr Bolton Corney daraus, daß die eigentliche Inschrift von William Herbert, späterem Earl von Pembroke, herrühre und der spätere Zusatz von Mr. Thorpe. Das Wort begetter nimmt er nicht in dem Sinne als ob die Person damit gemeint sei, welche dem Buchhändler das Manuscript verschafft habe, sondern er versteht darunter den Veranlasser oder Erzeuger der Sonette, als welchen er den Earl von Southampton annimmt.

Um seine Auffassung des zweifelhaften Wortes zu rechtfertigen, führt er zwei Beispiele berühmter Sonettisten aus Shakespeare's Zeit an. Michael Drayton schrieb im Jahre 1596 an Lucy, Gräfin von Bedford:

Vouchsafe to grace what here to light is brought,
Begot by thy sweet hand, born of my thought.

Und Samuel Daniel schrieb i. J. 1614 an Anna von Dänemark:

Here, what your sacred influence begat,
(Most lov'd and most respected Majesty)
With humble heart and hand I consecrate
Unto the glory of your memory.

Um nun weiter seine Annahme zu begründen, daß mit dem begetter kein Anderer als der Earl von Southampton gemeint sein könne, kommt Herr Bolton Corney auf die beiden Bücher zurück, welche Shakespeare dem Earl gewidmet hat.

Das erste dieser Bücher (Venus und Adonis, 1593) nannte der Dichter bekanntlich in der Widmung »den ersten Erben seiner Muse« (the first heir of my invention) und in der Widmung des zweiten Buches (Lucrece, 1594) sagt er: »Ihnen gehört was ich geschaffen habe, Ihnen auch was ich noch schaffen werde« (What I have done is yours, what I have to do is yours).

Hieraus schließt Herr Bolton Corney, man müsse den Dichter entweder des Undanks zeihen, oder annehmen, daß er unmittelbar nach Lucrezia die Sonette geschrieben habe, um sein Versprechen zu erfüllen. Später hatte er andere Sorgen und andere Beschäftigungen.

Dies Alles zugegeben, bleibt die Beantwortung der Frage übrig: Wie kommt es, daß die Sonette, welche nach Meres' Zeugnisse schon im Jahre 1598 unter des Dichters Freunden allgemein bekannt waren, erst durch William Herbert in die Hände seines Bruders, des Grafen Southampton

gelangten, für den und auf dessen Veranlassung sie doch eigentlich geschrieben sein sollen? Und wie kommt William Herbert dazu, eine so wunderliche Inschrift darauf zu setzen?

»Nehmen wir an — sagt Herr Bolton Corney — William Herbert habe von den Sonetten eine Abschrift nehmen lassen und habe diese, mit einer Inschrift von seiner eigenen Hand versehen, dem Grafen Southampton als ein Geschenk bestimmt, welches später in die Hände des Verlegers gelangte, auf eine Art und Weise, welche eine gewisse Heimlichhaltung (concealment) bedingte.«

Es wird dann weiter erklärt, daß solche Geschenke zu jener Zeit üblich waren, als die Kunst des Schönschreibens noch in größerem Ansehn stand, und daß William Herbert, als ein studirter Mann, die klassische Form monumentaler Inschrift, mit einem . hinter jedem Worte, nachgeahmt habe.

Danach wäre also die eigentliche Inschrift im Zusammenhange so zu lesen:

To the only begetter of these insuing Sonnets, Mr. W. H. all happinesse and that eternity promised by our ever-living poet wisheth.

Das Folgende:

The well-wishing adventurer in setting forth,
T. T.

käme dann auf Rechnung des Buchhändlers Thomas Thorpe.

Ich gestehe offen, daß ich die Begeisterung des Herrn Bolton Corney für die Entdeckung des Herrn Philarète Chasles nicht theilen kann, und die Folgerungen welche er selbst daraus zieht, nicht für stichhaltig erachte.

Daß ein leichtfertiger Verleger, wie Thomas Thorpe, der ohne Erlaubniß des Verfassers ein auf krummen Wegen erlangtes Werk durch den Druck veröffentlicht, eine geheimnißvoll-konfuse Widmung oder Inschrift davorsetzt, um die Leser irre zu führen und sich einen Schein des Rechtes zu geben,

hat nichts Unwahrscheinliches, zumal außerdem Beweise vorliegen, daß Thomas Thorpe ein durchtriebener Schelm war. Daß hingegen William, Lord Herbert, die Inschrift, oder den ersten Satz davon, selbst geschrieben haben solle, will mir durchaus nicht einleuchten. Angenommen selbst, er hätte, vielleicht durch die Kunst eines von ihm protegirten Kalligraphen dazu veranlaßt, die Sonette abschreiben lassen um seinem Bruder ein Geschenk damit zu machen: wie käme er zu der wunderlichen Inschrift? Es widerspricht allen gesunden Voraussetzungen, daß ein Bruder dem andern — wenn beide so hochgebildete Männer sind, wie die Grafen Pembroke und Southampton es waren — in dieser Weise ein Geschenk widme. Wie käme William, Lord Herbert, der seit 1601, nach dem Tode seines Vaters, den Namen Earl of Pembroke führte, dazu, sich seinem Bruder gegenüber Mr. W. H. zu nennen? Wozu sollte überhaupt jede Geheimnißkrämerei in einer intimen, nicht für den Druck bestimmten Widmung an einen Bruder dienen? Warum schrieb Lord Herbert nicht seinen ganzen Namen? Und wenn er, der Kürze wegen, blos die Initialen setzen wollte, was soll das Mr. davor? Ich vermuthe, daß Lord Herbert, wenn die Inschrift von ihm herrührte, das Mr. ausgelassen und dafür statt promised geschrieben haben würde: promised him, um sich deutlich und richtig auszudrücken. Endlich ist anzunehmen, daß Shakespeare, wenn er die Sonette dem Grafen Southampton gewidmet hätte, irgend eine Widmung, ähnlich wie bei Venus und Adonis von Lukrezia, davor gesetzt haben würde und daß sie in innerlich zusammenhängender Reihenfolge zur Abschrift gelangt wären, wonach denn die Veröffentlichung, wenn auch durch Raubdruck erfolgt, in Bezug auf das Wesentliche nichts zu wünschen übrig ließe. Das ist aber bekanntlich nicht der Fall.

Aus allen diesen Gründen kann ich mich mit dem Ausgangspunkte der Corney'schen Schrift nicht wohl einverstanden

erklären. Um so mehr freut es mich, ihren weiteren Ausführungen, in welchen der Verfasser mit einem großen Aufwand von Scharfsinn und Belesenheit gegen die falschen Deutungen zu Felde zieht, zu denen die autobiographische Auffassung der Sonette Anlaß gegeben hat, unbedingt beistimmen zu können. In der Erörterung dieser wichtigen Frage kommt der Verfasser selbstständig ganz zu demselben Resultat, welches sich aus der schon mehrfach erwähnten vortrefflichen Abhandlung von Delius im »Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft« ergiebt.

Vergleichende Uebersicht

der

deutschen und englischen Reihenfolge.

Deutsche Reihenfolge:		Englische Reihenfolge:
1.	Die himmlische Rhetorik Deiner Augen. (Aus dem »Passionate Pilgrim«.)	
2.	Wie oft, wenn Deine zarten Finger springen .	CXXVIII.
3.	Wenn sich Musik und Poesie verbinden. (Aus dem »Passionate Pilgrim«.)	
4.	Laß Andern ihre Wünsche! Deinen Willen . .	CXXXV.
5.	Zürnt Deine Seel', ich komme Dir zu nah . .	CXXXVI.
6.	Wie eine Hausfrau sorglich voller Hast	CXLIII.
7.	Wie auf der Bühn' ein ungeübter Held	XXIII.
8.	's ist besser schlecht zu sein als schlecht zu scheinen	CXXI.
9.	Cupido, da einst Schlaf ihn überkam	CLIII.
10.	Einst schlief der kleine Liebesgott; zur Seiten	CLIV.
11.	Du weißt, Dich liebend trog ich mein Gewissen	CLII.
12.	Was machst Du, blinde, närr'sche Lieb' aus mir	CXXXVII.
13.	Lieb' ist zu jung, von Schuld und Reu' zu wissen	CLI.
14.	Ihr Mund, dies Wunderwerk der Liebe	CXLV.
15.	Du sagst, Grausame, daß ich Dich nicht liebe	CXLIX.
16.	O welche Macht kann Dir die Allmacht leihn .	CL.
17.	In Wahrheit lieb' ich Dich nicht mit den Augen	CXLI.
18.	Ich fehl' aus Liebe, tugendhaft bist Du	CXLII.
19.	Wie Brot dem Leben, bist Du den Gedanken .	LXXV.
20.	Mein Lieben gleicht dem Fieber, es begehrt . .	CXLVII.

Deutſche Reihenfolge:		Engliſche Reihenfolge:
63.	O wie kann würdig Deinen Werth ich ſingen .	XXXIX.
64.	Wie ſucht' ich ſorgſam jede Kleinigkeit	XLVIII.
65.	So bin ich wie der reiche Mann, der ſtill . . .	LII.
66.	Wie mühſam ſchlepp' ich mich von Ort zu Ort	L.
67.	So kann ich liebreich mein ſchwerfällig Thier	LI.
68.	Von Müh'n erſchöpft ſuch ich mein Lager auf	XXVII.
69.	Wie könnt' ich wieder glücklich jemals werden	XXVIII.
70.	Soll durch dein Bild, in Nächten voller Kummer	LXI.
71.	Am beſten ſeh' ich, ſchließt mein Auge ſich . .	XLIII.
72.	Wär' dieſes Leibs ſchwerfälliger Stoff Gedanke	XLIV.
73.	Die beiden andern, Luft und läuternd Feuer	XLV.
74.	Aus welchem Stoffe ſchuf Dich die Natur . . .	LIII.
75.	O wie verzag' ich, wenn ich von Dir ſinge . .	LXXX.
76.	Du biſt mit meiner Muſe nicht vermählt . . .	LXXXII.
77.	Nie fand ich farblos Dich und darum nie . . .	LXXXIII.
78.	Stumm hält ſich meine Muſe und beſcheiden .	LXXXV.
79.	War es das ſtolze Segel ſeiner Dichtung . .	LXXXVI.
80.	Lebwohl! Du ſtehſt im Preis zu hoch für mich	LXXXVII.
81.	Was iſt ſo arm an Neuheit mein Gedicht . . .	LXXVI.
82.	Oft rief ich Dich als meine Muſe an	LXXVIII.
83.	So lang' ich Dich noch anrief ganz allein . . .	LXXIX.
84.	Wie ſich ein altersſchwacher Vater freut	XXXVII.
85.	Für jene Zeit — wenn je ſie ſollte kommen . .	XLIX.
86.	Den äußern Gaben die wir an Dir ſehn . . .	LXIX.
87.	Daß man Dich ſchmäht, beweiſt nichts gegen Dich	LXX.
88.	Warum in ſchlechtem Umgang ſoll er leben . .	LXVII.
89.	So iſt er uns ein Bild aus beſſern Tagen . .	LXVIII.
90.	So werd' ich leben, glaubend, Du ſeiſt treu .	XCIII.
91.	Entweder ſchreib' ich noch die Grabſchrift Dir	LXXXI.
92.	Nicht länger traur' um mich als dumpf der Ton	LXXI.
93.	Damit man einſt Dir nicht mit Fragen droht	LXXII.
94.	Die Zeit des Jahres kannſt Du an mir ſehn .	LXXIII.
95.	Doch ſei zufrieden: wenn mich das Gericht . .	LXXIV.
96.	Wenn einſt, nachdem mich längſt der Tod ereilt	XXXII.
97.	Vom ſchönſten Weſen wünſchen wir Vermehrung	I.
98.	Einſt wird, eh' Du gelebt ein halb Jahrhundert	II.
99.	Schau in den Spiegel und ſag' Deinen Zügen	III.
100.	Fruchtloſe Lieblichkeit, warum verſchwenden . .	IV.
101.	Die Zeit, die Deiner Schönheit Fäden ſpann .	V.
102.	Drum laß, eh' Winter Deinen Sommer ſcheucht	VI.
103.	Sieh, wenn im Oſt glutvoll das Himmelslicht	VII.
104.	Du, den zu hören ſelbſt Muſik, warum	VIII.
105.	Iſt es die Furcht, daß eine Wittwe weine . .	IX.

Deutsche Reihenfolge:		Englische Reihenfolge:
106.	O Schmach! Gesteh', Du kannst nicht Andre lieben	X.
107.	So schnell Du welkst, in einem Sproß erblühst	XI.
108.	Zähl' ich die Glocke, die die Stunden mißt . .	XII.
109.	O, daß Du ganz Dein eigen wärst! Doch bist	XIII.
110.	Nicht von den Sternen hol' ich meine Kunde	XIV.
111.	Bedenk' ich, daß nur Augenblicke währt	XV.
112.	Doch warum kehrst Du selbst nicht stärkre Wehr	XVI.
113.	Wer glaubt wohl künftig meinem Lied, erfüllt	XVII.
114.	Soll ich dich einem Sommertag vergleichen . .	XVIII.
115.	Stumpf', gierige Zeit, des Löwen Klau' — es gähne	XIX.
116.	Mein Alter glaub' ich meinem Spiegel nicht .	XXII.
117.	Wohl gleicht nicht meine Muse jenem Lied . . .	XXI.
118.	O du, mein holder Freund, der in der Welt .	CXXVI.
119.	O wolle nicht mich falsch von Herzen nennen .	CIX.
120.	Ach, wohl ist's wahr: ich schwärmte hier und dort	CX.
121.	O zürn' der Glückgöttin! denn sie allein	CXI.
122.	Dein liebend Mitgefühl schließt bald die Wunde	CXII.
123.	Wer sagt das Meiste? Was kann mehr entfalten	LXXXIV.
124.	Seh' ich des Alterthums erhabne Pracht . . .	LXIV.
125.	Wenn Erz, Stein, Erde, selbst des Weltmeers Flut	LXV.
126.	Nicht eigne Furcht, noch das prophet'sche Ahnen	CVII.
127.	Was kann das Hirn durch Dinte offenbaren .	CVIII.
128.	Wo bist Du, Muse, die so lang' vergessen . .	C.
129.	Wie büßest, träge Muse, Du Dein Schweigen	CI.
130.	Verklag' mich, daß ich nur mit Dürftigkeit . .	CXVII.
131.	Wie man den Gaumen reizt durch scharfe Mischung	CXVIII.
132.	Wie viel Syrenenthränen trank ich schon . . .	CXIX.
133.	Jetzt freut mich, daß einst spärlich Deine Huld	CXX.
134.	Ach, wie so arm doch meine Muse ist	CIII.
135.	Der Eigenliebe Sünde herrscht in Augen . . .	LXII.
136.	Du wirst der Zeit Verwüstung nicht entfliehn .	LXIII.
137.	Für mich, Geliebter, wirst Du niemals alt . .	CIV.
138.	Nennt meine Lieb' nicht Götzendienst, vergleicht	CV.
139.	Wenn ich in Chroniken der alten Zeit	CVI.
140.	Die Tafeln trag' ich, die Du mir gegeben . .	CXXII.
141.	Falsch war ich, als ich schrieb in früherer Zeit	CXV.
142.	Nichts kann den Bund zwei treuer Herzen hindern	CXVI.
143.	Nein, Zeit, nie zeig' ich Dir des Wechsels Launen	CXXIII.
144.	Wär' meine Lieb' ein Kind des Standes blos	CXXIV.
145.	Soll über Dir ein Baldachin sich breiten . . .	CXXV.

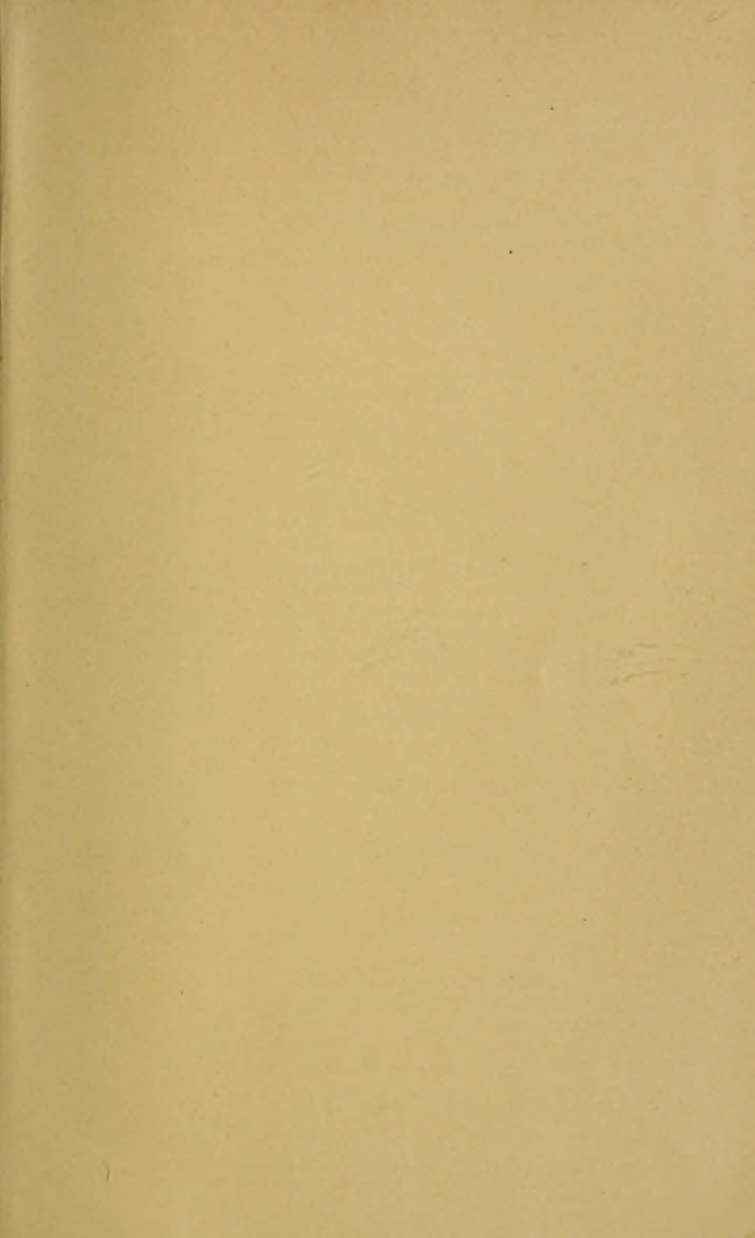


Vergleichende Uebersicht

der

englischen und deutschen Reihenfolge.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker)








UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 30 15 12 010 4